



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Gustaf Kossinna

# Germanische Kultur

im 1. Jahrtausend  
nach Christus

Band I



Curt Kabitzsch Verlag in Leipzig

= 24.-xi

EA 753 A 4

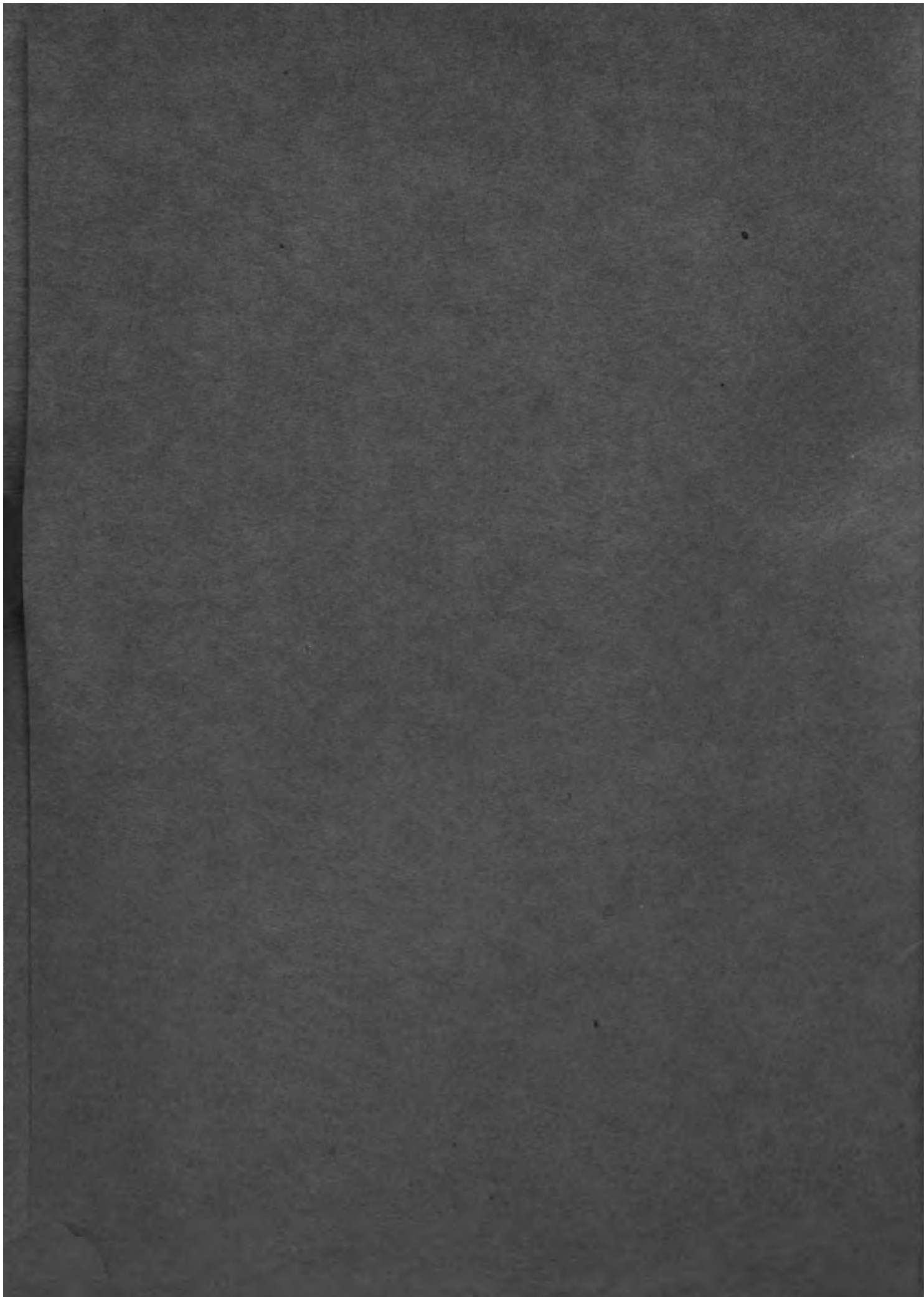


GESCHENK DER  
 PREUSSISCHEN STAATSBIBLIOTHEK  
 DURCH DEN GENERALDIREKTOR  
 H. A. KRÜSS, D.LITT. H.C. OXON.  
 1935

~~277 am 4~~

REP. G. 11082

Se 10/6



M a n n u s = B i b l i o t h e k

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

---

Nr. 50

# Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus

von

Gustaf Kossinna

Band I

Mit 422 Abbildungen im Text und einer Tafel



1 9 3 2

---

Leipzig / Verlag von Curt Kabitzsch

Sämtliche Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Printed in Germany



Druck von Rabelli & Sille in Leipzig

Gewidmet dem Andenken meiner einzigen Tochter,  
meiner treuen Mithelferin an diesem Werke



Phot. Erwin Kossinna

Marianne Kossinna

\* 11. Mai 1909

† 21. Januar 1931





## Vorwort

Nachdem die erste Auflage meines Büchleins „Altgermanische Kulturhöhe“ (1928) einen überraschend schnellen und großen Erfolg gehabt hatte, beschloß ich, die zweite Auflage mit reicher Beigabe von Bildern und demgemäß auch mit starker Erweiterung des Textes herauszugeben. Bei der Herstellung des Textes ergab sich indes, daß er in großen Teilen sich mit dem meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte“ decken würde. Ich schied daher in der Neubearbeitung der „Altgermanischen Kulturhöhe“ die ganze Zeit vor Christi Geburt aus und legte den Schwerpunkt der Darstellung in die Zeit der Völkerwanderung und die ihr folgende Zeit bis zum Abschluß der Wikingerperiode. Dies Buch ist also ausschließlich eine Frühgeschichte der Germanen und damit eine Fortsetzung meines Werkes „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“. Der Stoff erwies sich als so umfangreich, daß er in zwei Bände geteilt werden mußte. Auch der vorliegende erste Band konnte nicht einmal alles umfassen, was vor der Wikingerzeit liegt. Über die Wirtschaft und das geistige Leben der Germanen soll im zweiten Band gehandelt werden. Aus buchhändlerischen Rücksichten mußte noch im letzten Augenblick die Darstellung des Schmucks und der Tracht der Germanen aus dem ersten Bande ausgeschieden werden.

In den kürzeren ersten Kapiteln wird man den Untergrund der „Altgermanischen Kulturhöhe“ deutlich durchleuchten sehen. Die Kapitel Völkerwanderung und Tierornamentik waren größtenteils schon seit Jahren gesetzt; daher konnte in ihnen die neueste Literatur nicht mehr ausgenutzt werden.

Möge dieses Werk eine ähnlich gute Aufnahme finden wie die „Altgermanische Kulturhöhe“.

Berlin-Lichterfelde, im Oktober 1931.

Gustaf Kossinna

## Inhalt

- I. Einleitung ..... S. 1  
Beschränkte und gehässige Herabsetzung der heutigen deutschen Kultur durch das Ausland S. 1 — auch durch Italiener S. 2 — Welchen Rassen verdankt Italien in der Vorzeit S. 2 — und später seinen allmählichen Aufstieg zu höherer Kultur S. 6
2. Verkennung unserer kulturell hochstehenden Vergangenheit bei uns selbst. Höhe germanischen Wesens. Germanen waren niemals Kulturvernichter ..... S. 9  
Auch in Deutschland wird die hohe Kultur unserer eigenen Vergangenheit blind verkannt S. 9 — Das gilt in hohem Maße schon von der herrlichen Blütezeit des Mittelalters S. 9 — noch mehr von unserem Altertum S. 13 — „Wandalismus“ S. 14 — Höhe germanischen Wesens S. 14 — Germanen niemals Kulturvernichter gewesen S. 14 — wohl aber Römer S. 16 — wie neuerdings Franzosen S. 17.
3. Germanen und Römer ..... S. 19  
Frühzeitiges Vordringen germanischer Stämme ins Wallis, in die Ostalpen und nach Oberitalien (Gälaten) S. 19 — nach Südosteuropa (Basternen) S. 20 — Germanische Stämme im 1. Jahrhundert n. Chr.: Westgermanen S. 24 — Irminonen S. 24 — Ingwäonen S. 28 — Istwäonen S. 29 — Ostgermanen S. 30 — Unterschiede germanischer und römischer Artung, besonders in der Bewaffnung des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. S. 32 — Reichere Waffenausrüstung des 3. und 4. Jahrhunderts, besonders bei Ostgermanen S. 39 — Reiterausrüstung der Germanen S. 46
4. Frühgermanisches Seewesen, Schiffsbau ..... S. 57  
Die Germanen geborene Seefahrer S. 57 — Kühnheit ihrer Seefahrten S. 58 — Schiffsbau: Schiffe der bronzezeitlichen skandinavischen Felsenzeichnungen S. 60 — Boot von Hirschsprung S. 62 — Nydamboot S. 64 — Haggabyboot S. 67 — Frühe germanische Segelschiffahrt: Boot von Galtabäck S. 69

5. Germanendarstellung in antiker Kunst ..... S. 71

Germanen besonders oft und mit besonderer Liebe in ihrer körperlichen Schönheit und geistig-seelischen Art dargestellt S. 71 — am häufigsten die Basternen S. 72 — Somzée-Basterne S. 72 — Sog. Thusnelda S. 73 — Gallierdarstellungen S. 74 — Triumphdenkmal von Adamklissi S. 74 — Basternen auf Zinnen und Metopen S. 79 — Thraker S. 80 — Kniender Germanenjüngling S. 81 — Trajanssäule S. 82 — Dakar S. 85 — Gemma Augustea S. 85 — Markusäule S. 86 — Germanen ein Edelvolf S. 89

6. Die Zeit der Germanischen Völkerwanderung

(300—550 n. Chr.) ..... S. 91

Der Merowinger Kunststil Vorläufer des Romanischen Stils S. 91

Ältere Gotenkunst in Rumänien, Ungarn (Wandalen, Gepiden), Mitteleuropa und Frankreich ..... S. 93

Schildbuckel von Szepály S. 93 — Fibel mit umgeschlagenem Fuß S. 96 — Fürstengrab Hasleben S. 97 — Königsgräber Sacrau S. 98 — Zwei- und Dreirollenfibeln S. 100 — Sternornament S. 100 — Glatte Silberblechfibeln gotisch S. 104; ihre Verbreitung S. 106 — Gepiden und Taifalen in Frankreich S. 108 — Silberblechfibeln mit Kerbschnitt S. 108, mit Spiralranke S. 110 — „Gepidenfibeln“ S. 110 — Goldschmuck mit Einlage farbiger Edelsteine orientalisches S. 110 — Zellenverglasung S. 112 — Krone von Kertsch S. 113 — Goldschatz von Pietroassa S. 114 — Die beiden Goldschätze von Szilagy-Somlyo S. 118 — Goldfund von Sammersdorf S. 122 — Gräber von Untersevenbrunn, Auran, Fürst S. 124 — Childerikgrab S. 125

Die Franken ..... S. 127

Chlodowech S. 128 — Späteres Übergewicht der Ostfranken S. 130

Die Ostgoten in Italien ..... S. 132

Prachtschnallen S. 132 — Auch in Südrussland und Ostpreußen S. 133 — Masurisch-germanische Kultur des 6. Jahrhunderts beeinflusst sowohl durch Mitteleuropa wie durch Südrussland S. 136 — Ostgotische Fibeln Italiens vom gepidischen Typus S. 138 — Große Adlerfibeln S. 138 — Einfluss der Ostfranken auf die linksrheinischen Franken S. 140 — Letztere übernehmen die Fibeln mit ovaler Fußplatte, die Fibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen und die Fibeln mit schmalem, quergebriestem Tierkopffuß S. 140 — Die Ostfranken übernehmen von den Westfranken nur die Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß S. 142 — lehnen besonders die westfränkischen Granateinlage ab S. 143 — Westfränkische Prachtschwerter S. 146 — Prachtiger Grabfund Flonheim S. 146 — Doppelgrab von Teterow S. 147 — Schild, Kamm, Glasbecher, Bronzegefäße S. 148 — Tongefäße S. 152 — Starker italisch-ostgotischer Einfluss in Weimar S. 156 — Die

Sibel aus Grab zu Weimar S. 158 — Die beiden Arten der „Thüringer“ Sibel S. 158 — Grab Rosenthal-Berlin S. 160 — Sog. Goldharnisch Theoderiks S. 160 — Theoderik d. Gr. als Sieger über Odo-wakar S. 164 — Sein Charakter als Gote und zugleich Römerfreund S. 164 — als Erhalter und Mehrer prächtiger Bauwerke S. 165 — Seine Hofkirche zu Ravenna S. 166 — Sein Palast zu Ravenna S. 167 — zerstört durch den Raub Karls d. Gr. S. 167 — Das Mosaikbild des Palastes S. 169 — Palast zu Verona S. 170 — Herkulesbasilika mit Theoderiks Monogramm S. 170 — Grabmal Theoderiks S. 170 — Theoderiks großzügige germanische Politik S. 173 — Lobsprüche auf Theoderik: Anonymus Valesianus, Ennodius, Prokop von Caesarea S. 174 — Mißerfolge in Theoderiks Außenpolitik S. 175 — Innere Feinde des Gotenreichs S. 176 — Bonthius und Symmachus S. 177 — Theoderiks Tochter Amalafwintha und ihr Gemahl Theodahat S. 178 — Ostgotenkönig Witigis kämpft unglücklich gegen den byzantinischen Feldherrn Belisar S. 178 — König Totila, anfangs siegreich, wird von Narses bei Tagina vernichtet S. 179 — König Teja fällt in der Schlacht am Vesuv S. 179 — Theoderik d. Gr. in der römisch-katholischen Legende als barbarischer Verfolger des Katholizismus verleumdet S. 180 — als „Wilder Jäger“ am Portal von San Zeno zu Verona dargestellt S. 180 — Theoderik in der deutschen Heldendichtung eine hehre Lichtgestalt S. 181

Die Wandalen ..... S. 181

Sie stammen wohl aus Nord- und Mitteljütland (Vandsyssel) S. 182 — sind seit 150 v. Chr. im mittleren Ostdeutschland bezeugt S. 182 — Übereinstimmende Züge nord- und mitteljütländischer mit schlesisch-wandalischer Kultur der Latène- und frühesten Kaiserzeit in Grabform, Gefäßformen und Eisengeräten S. 183 — Wandalen kämpfen in Scoringa mit Langobarden S. 186 — ziehen ins mittlere Odergebiet S. 187 — werden durch die Burgunden bedrängt S. 187 — dann durch die Goten S. 188 — besetzen ganz Polen und Oberschlesien S. 188 — Hasdingen und Silingen S. 190 — Ausgezeichnete Tonware S. 190 — Hasdingen und Lakringen dringen 171 in Nordungarn ein S. 192 — Gräber Ostropataka S. 192 — Um 250 erscheinen Taifalen am Südrande Siebenbürgens S. 195 — Silingen in Schlesien noch im 4. Jahrhundert und bis ins 5. Jahrhundert hinein S. 195 — Niederlage der Hasdingen unter Wisumar gegen die Westgoten S. 198 — Um 406 ziehen Hasdingen unter Godegisel von Pannonien an den Rhein S. 199 — dann unter Gunderich mit Sweben und Alanen nach Spanien S. 199 — unter Gaisarik 429 nach Afrika S. 199 — Gaisariks Mittelmeerflotte S. 200 — Eroberung Roms S. 200 — Ganz Nordafrika wandalisch S. 201 — Niedergang des Wandalenreichs unter Hunerich, Gunthamund, Thrasamund, Silderich S. 201 — Untergang des Wandalenreiches unter Gailamir S. 202 — Denkmäler-Hinterlassenschaft der Wandalen S. 202 — Grabfund Koudiat Zataur S. 202 — Thuburbo Majus S. 203 — Constantine, Oran, Nini, Bona, La Calle S. 204 — Tebessa S. 206 — Luror S. 208

Die Burgunden ..... S. 209

Die Burgunden stammen aus Bornholm; Brandgrubengräber S. 210 — Seit etwa 150 v. Chr. Westburgunden in Hinterpommern, Neumark, unteres Negegebiet; Ostburgunden an oberer Nege; Weichselnie, mittlerer Weichsel S. 211 — Kulturzusammenhang mit Bornholm, in der Tonware mit den Wandalen S. 211 — Ostburgundisch-rugische Übereinstimmungen S. 215 — Gutonen drängen die Rugier im 1. Jahrhundert n. Chr. nach Hinterpommern, wo die Westburgunden verschwinden S. 220 — Die ostburgundische Kultur an der Weichsel verschwindet erst um 200 n. Chr. vor den Gepiden S. 220 — Burgunden siedeln im 3. bis 4. Jahrhundert im ganzen ostgermanischen Weststrich von Schwerin über Berlin nach Dresden S. 222 — Teile der Burgunden am Mittelmain, seit 400 am unteren Main, überschreiten 406 den Rhein unter Gundahar S. 222 — siedeln sich in der Germania II am linken Ufer des Niederrheins an, nicht in Worms S. 223 — Aetius läßt die Burgunden durch ein hunnisches Korps 436 vernichten S. 223 — Die Reste der Burgunden in Sapaudia angesiedelt S. 224 — Größte Ausdehnung ihres Reiches um 480 unter Chilperich I. S. 224 — Teilung des Reiches zwischen dem Frankenkönig Chlodomer und Theoderik d. Gr. 523, dem Frankenreiche 534 ganz einverleibt S. 224 — Burgundische Fibeln und Schnallen zeigen im Sägürlichen orientalische Einflüsse S. 226

Die Rugier ..... S. 227

Rugier, desselben Stammes wie die südnorwegischen Rugier, saßen auf den Inseln des Weichseldeltas S. 227 — Ostrugier von den Goten unterjocht, Mittelrugier wandern ins Westburgundengebiet aus, Westrugier bleiben sesshaft S. 228 — Rugische Zivilisation im 1. Jahrhundert v. Chr. gleich der ostburgundischen S. 230 — Prachtgefäße S. 230 — Um 400 n. Chr. Auswanderung, seit 453 in Rugiland, Vernichtung durch Odowakar S. 232 — Die Reste des Volkes gehen zu den Ostgoten über S. 233

Die Lemnier ..... S. 234

Saßen im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an den Odermündungen: Gebiet von Körpergräbern S. 234 — schließen sich den Goten in Südrusland an S. 234 — Lemnier heißt „Beller“, altn. Glammar „Wölfe“, Wölsinge S. 235 — Kampf der Wölsinge gegen die Solm-rugier S. 235

Die Gepiden ..... S. 235

Kommen als Gutonenabteilung ins Weichseldelta; ihr Name S. 236 — Bringen die Körperbestattung S. 237 — Scheiden sich von den Goten S. 237 — Erobern ganz Westpreußen links der Weichsel und Nord- und Mittelposen S. 238 — Wandern um 250 großenteils nach Galizien und Nordungarn aus und stoßen bis nach Siebenbürgen vor S. 239 — König Fastidas Niederlage 260 durch Ostrogotha bei Galtis S. 240 — Westpreußen seit 350 verödet S. 240 — Gepiden

befetzten seit 376 das ganze Trajanische Dakien, kommen 418 unter die Sunnenherrschaft S. 240 — König Gardariks hohes Ansehen bei Attila; erkämpft 454 die Befreiung vom Sunnenjoch S. 241 — Gepiden verleiben sich 472 das Sarmatenland ein: Grab Pusta Bakor S. 241 — Besetzen 473 das Gebiet um Sirmium; Theoderik d. Gr. nimmt den Gepiden 504 Sirmium S. 242 — Heruler 505 von den Gepiden aufgenommen, wandern 512 aus S. 243 — Grabfund Apahida S. 244 — „Gepidensibel“ S. 244 — 536 neue Einnahme Sirmiums durch die Gepiden, die auch das Aurelianische Dakien erobern S. 245 — Seit 547 Kriege mit den Langobarden; Niederlage der Gepiden und Tod Thorismuths S. 245 — Freundschaft zwischen den Königen Audoin und Thorisind S. 246 — 565 Krieg Kunimunds gegen Alboin; Vernichtung des Gepidenreichs durch Awaren und Langobarden; Awaren nehmen Gepidien S. 247 — Audoin heiratet Kosimunda S. 247 — Die Hauptmasse des Gepidenvolks blieb in Ungarn, verschmolz seit 800 mit der Unterschicht der Urrumänen S. 248 — Gepidische Sprachreste S. 248

Goldbrakteaten und Alfengemmen ..... S. 249

Seit 450 der große römische Goldstrom längs der Weichsel nach Nordostdeutschland und Skandinavien S. 249 — Germanische Goldbrakteaten der Gruppen A—D S. 250 — Grab Rosenthal-Berlin und Brakteat D von Groß Lüben S. 250 — Alfengemmen S. 252

7. Die Zeit der germanischen Tierornamentik

(550—800 n. Chr.) ..... S. 253

Tierornamentik, bisher nur Randzier, verdrängt um 550 die Ranke wie den Kerbschnitt aus der Flächenverzierung S. 253 — Mancherlei Vorläufer der Tierornamentik, so die Armbänder mit Tierkopfsenden, die drei berühmten schwedischen goldenen Halsgeschmeide, die schwedischen Gold-Halsringe des 6. Jahrhunderts S. 254 — Peterfinger Gold-Halsring S. 257

Tierstil I ..... S. 258

Die aus der sarmatischen Kunst Südrusslands entlehnten Randtiere werden Ende des 5. Jahrhunderts germanisch umgebildet zu solchen des Stils I S. 258 — Um 550 dringt dieser Stil in die Flächenverzierung ein, wodurch die Tiere zu einem Mosaikknäuel oder einem Bandgeflecht entarten S. 259 — Weite Verbreitung dieser Stilstufe zu allen Germanen außer den Ost- und Westgoten S. 261 — Abkehr der Westfranken seit 550 vom germanischen Einfluß S. 262 — Sibel Vedstrup S. 263 — Rettung des Tierstils I durch Übernahme des Flechtbandornaments S. 263 — Wandlung des Kerbschnitts und Stufenmusters zum Flechtband in Südwestdeutschland S. 265 — Verbindung des Flechtbandes mit Tierstil I, später II S. 267

Tierstil II ..... S. 267

Dieser Stil nimmt das Flechtband auf und ist während des 7. Jahrhunderts bei allen Germanen mit Ausnahme der Westgoten und Westfranken verbreitet S. 267 — Er erstrebt symmetrische Gruppierung der Tiere, nimmt das Wirbel- und Wellenmotiv auf S. 269 — Wandert von Deutschland nach Ostschweden, höchste Blüte im älteren Vendelstil S. 269 — Neues Aufblühen des Kerbschnittes S. 270 — Gräber Wittislingen S. 270 — Scheibensibel Groß Orden S. 273 — Rechteckiger Beschlag aus Ulm S. 274 — Schnalle mit Schilddorn Mayen S. 275 — Bronzebeschläge Vendel S. 275 — Helmhaube Vendel S. 276 — Hauptgrab Gammertingen S. 278 — Spangenhelme S. 279 — Spangenhelm Weissenfels S. 280 — Spangenhelm Bremen S. 282 — Keitergrab Sintschingen S. 284 — Prachtschwert Sérebrianges S. 288 — Grab Gutenstein S. 289 — Werwolfbild S. 290 — Ringschwerter S. 291 — Fränkischer Krieger rekonstruiert S. 292

Die Alemannen ..... S. 293

Reihengräberfeld Oberflacht S. 293 — Totenbettstätten S. 294 — Holzgegenstände S. 296 — „Totenschuhe“ S. 297 — Feldflaschen S. 298 — „Sängergräber“ mit Harfe S. 298 — Berliner Totenbaum S. 300 — Tonware teils provinzial-römisch beeinflusst teils germanisch S. 302 — Seit Mitte des 6. Jahrhunderts dringt die provinzial-römische fränkische Tonware ein, besonders der doppelkonische Topf S. 304 — Friedhof Schreghheim S. 307 — Baiwarische Flaschenkürbis-Gefäße S. 308 — Gläserne Küffelbecher S. 308 — Perlen S. 308 — Ohringe S. 310 — Kriegergrab Nordhausen a. S. S. 312 — Bildsteine Hornhausen S. 312 — Lanzenreiter S. 313

Die Langobarden ..... S. 315

Sitzen im 1. Jahrhundert n. Chr. in Ostholstein S. 316 — Subltelteler Stil S. 316 — Siege auch in Nordwest-Mecklenburg und im Bardengau 317 — Im Bardengau seit 100 v. Chr.; in Mecklenburg um 300 v. Chr. aus Skandinavien eingewandert S. 320 — Urname Winnilichundinge S. 322 — Name Langobarden S. 322 — Abzug um 160 n. Chr. eines Teiles an die Donau S. 323 — Der Hauptteil wandert erst im 4. Jahrhundert nach Ostdeutschland, wo sie am „Weichselwalde“ die Hunnen zurückschlagen S. 324 — 488 besetzen sie Rugiland, später das „Seld“, wo sie das Herulerreich zerstören S. 324 — 548 gehen sie von Böhmen-Mähren nach Pannonien, vernichten unter Alboin das Gepidenreich und wandern 568 nach Italien S. 325 — Langobardenfibeln mit halbrunder Kopfplatte nebst doppeltem Knopfbogen und ovaler Fußplatte schon aus Deutschland nach Italien mitgebracht S. 326 — Geringes Fortleben ostgotischer Kunst zur Langobardenzeit S. 328 — Jüngere Langobardenfibeln mit Flechtband- und Tierornament im Stil I, dann II S. 329 — Rund- und S-Fibeln S. 330 — Ohrschmuck, Schnallen, Riemenbeschläge S. 331 — Silbertauschierung, Spathen, Schildbuckel S. 332 — Prunkhelme S. 333 — Byzantinische Schnallen



und Riemenzungen S. 335 — Weihgeschenke der Theudelinde an den Dom von Monza S. 336 — Karl d. Gr. stürzt das langobardische Königtum S. 337

Flechtband in der Baukunst . . . . . S. 337

Langobarden verwenden seit ihrer Katholisierung, etwa 670, ein kraftvolles, reichbewegtes Flechtband als Wandschmuck im Innern der Kirchen S. 338 — Kreuzschlinge und Kreisgeflecht S. 338 — Brüstung einer Taufkapelle in Cividale S. 340 — Höhepunkt im 9. Jahrhundert S. 340 — Schloß Tirol und Schloßkirche Quedlinburg S. 341

Die Westgoten in Spanien . . . . . S. 341

Entgermanisierung der Westgoten durch die katholische Kirche und 711 Untergang des Reiches durch die Araber S. 342 — Fibeln des 5. Jahrhunderts S. 343 — Bronzeschnallen S. 343 — Gräberfelder S. 344 — Goldschatz von Fuente de Guarazar S. 346 — Svinthilakrone S. 346 — Kacesvinthkrone S. 347 — Byzantinisch beeinflusste Schnallen S. 348

Tierstil III . . . . . S. 350

„Jüngerer Vendelstil“ blüht besonders in Gotland und Upland S. 350 — stellt nur das stilisierte vierfüßige Tier dar S. 351 — Zu Beginn herrscht starke Spannung, zuletzt aber höchste Feinheit und Kühnheit der Linien S. 352 — Bronzebeschlag und Schwert aus Bjers S. 352 — Schwert von Kistimäki S. 354 — Älteste Dosenfibeln S. 355 — Ovale Schalenfibeln S. 356 — Rückenknopffibeln S. 358 — Pferdekopfgeschirr von Vendel S. 360 — Burgundische Schnalle von Sétigny S. 363 — Bronzestück von Hörpolding S. 363 — Tassilokelch S. 365

## I.

### Einleitung

**E**s gibt in heutigen Zeitläuften niemand unter uns Deutschen — mag nun sein Tun und Streben in den Niederungen des Alltagsgetriebes sich bewegen oder sein Denken auf den Höhen idealer Weltbetrachtung wandeln —, in dessen Leben nicht der Weltkrieg stärkste Spuren gegraben hätte, der ungeheure Kampf um mißgönnte Weltbetätigung, ja um Dasein, den deutsches Volkstum vier Jahre lang zu bestehen hatte und in veränderter Gestalt nun schon weitere elf Jahre zu bestehen hat.

In dieser Lage befinden wir uns auch bei dem von der Gegenwart scheinbar so weit abliegenden Gegenstande, der uns hier beschäftigen soll. Ja, gerade die Betrachtung der Zustände und Vorgänge, wie sie die Frühgeschichte der Germanen, insonderheit auch die Zeit der germanischen Völkerwanderung uns kennen lehrt, lenkt mit Notwendigkeit unsere Blicke auf die Gegenwart, auf Erscheinungen im europäischen Völkerleben, wie wir sie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren kennen lernen mußten.

Mit unerhörten Greuelthaten haben alle unsere Feinde vom Beginne des Krieges an uns in sprachloses Staunen gesetzt. Aber wenige dieser Meintaten zeigten so offen den sittlichen Tiefstand der Feinde bis in ihre höchsten Gesellschaftskreise, wie jener schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege von ihren Regierungen in der Presse der ganzen Welt begonnene und während der Kriegs- wie der Nachkriegszeit noch unendlich gesteigerte Verleumdungsfeldzug gegen das Deutschtum. Keine Gelegenheit wurde und wird vorbeigelassen, ohne das deutsche Volk vor der Welt verächtlich zu machen als einen barbarischen, kulturfeindlichen, Europas unwürdigen Stamm, der am besten mit Stumpf und Stiel schnellstens auszurotten wäre.

Wir kennen genugsam die politischen Schlagworte, die der Welt unsere Minderwertigkeit beweisen sollten, die aber wie alle solche Schlagworte der Politik nichts weiter sind als schlaue berechnete Umwertungen an sich vortrefflicher Dinge, die dem Gegner aber so

gefährlich erscheinen, daß er sie auf jede Weise schädigen und womöglich beseitigen möchte. Durch beständige Wiederholung gewinnen solche Schlagworte, die man ganz richtig als „Setischworte“ bezeichnet hat, eine geradezu suggestive Wirkung auf den Geist der großen Massen, die selbst bei den geistig höchststehenden Völkern an selbständiges Denken nicht gewöhnt, weil nicht dazu befähigt sind.

Ich denke hier zum Beispiel an das aberwitzige Schimpfwort „Barbaren“, dessen blöde Wiederholung im Munde von Russen, Rumänen und farbigen Franzosen mehr Heiterkeit als Ingrimms bei uns auslösen konnte.

Die stärkste Wirkung in dieser Hinsicht hat sicher seinerzeit der italienische Ministerpräsident Salandra ausgeübt, als er in der feierlichen Rede, mit der er Italiens Verrat am Dreibunde vor der Welt zu rechtfertigen sich Mühe gab, mit verächtlicher Handbewegung nach Norden zu uns hin von zweitausendjährigem Kulturrückstand der Deutschen hinter den — Analphabeten Italiens sprach. Er erging sich dabei in jenem Sockton düffelhafter, schwülstiger Phrasen, wie er infolge des überragenden Arteinflusses der mittelländischen Rasse innerhalb der romanischen Völker zu der Sprechweise dieser Völker gehört, wo prunkhafte Worte höher im Werte stehen als Wahrheit des Gedankengehaltes.

Dem italienischen Minister ist dabei noch ein kleiner Irrtum unterlaufen, der allerdings in dem leider auch heute noch üblichen, an der Oberfläche der Dinge flebenden Betriebe des Geschichtsunterrichts in der Schule seine Erklärung finden kann: er verwechselte die beiden Begriffe „Italien“, das rein als Land betrachtet heute nicht viel anders ist als vor zwei Jahrtausenden, und „Italiener“, deren kulturbestimmende Bevölkerungsschicht seit mehr als zwei Jahrtausenden durch ständig wachsendes Hinsiechen des nordischen Anteils und durch starken Zufluß fremder erobernder Volksbestandteile unablässig sich verändert hat.

Die eingeborene Rasse Süd- und Mittelitaliens ist jene Kleinwüchsige, dunkelfarbige, langköpfige sog. mittelländische Rasse mit eigentümlich schwarz glänzenden Augen (Abb. 1), die sich in der Epoche, da bei uns die Eiszeit herrschte, über die Küsten des westlichen Mittelmeeres und über ganz Nordafrika verbreitete. Von dort ist sie, als bei der Klimaänderung Nordafrika größtenteils Wüste wurde, mit Macht zurückgeflutet nach Süd- und Westeuropa, nordwärts bis über ganz Großbritannien. In Südeuropa besetzte sie außer Spanien, Portugal und Südfrankreich (Abb. 2) besonders Süd- und Mittelitalien. Noch heute ist ein starker afrikanischer Rassenanschlag, nord-



Abb. 1. Vorwiegend  
mittelländisch.



Abb. 2. Mittelländisch.



Abb. 3. Alpin (Baden).



Abb. 4. Ostisch. Tirol.



Abb. 5. Dinarisch.



Abb. 6. Dinarisch.



Abb. 7. Nordisch.



Abb. 8. Nordisch.



Abb. 9. Nordisch.



Abb. 10. Nordisch.



Abb. 11. Nordisch.

### Europäische Rassenbilder.

Aus: Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes.

J. S. Lehmanns Verlag, München.

wärts bis an die toskanische Grenze, auf Schritt und Tritt zu verfolgen: im Gesichtstypus, im oft noch krausen Haar, aber auch auf geistigem Gebiete. Der mittelländische Mensch ist bekannt durch rasch aufflackernde Leidenschaftlichkeit, lebhaftere Beweglichkeit und liebenswürdige, gefällige Umgangsformen. Doch besitzt er nur wenig Gemütsstiefe, neigt zu theatralischer Schaustellung seiner Person, ist geschwätzig und oberflächlich. Für Arbeit schwärmt er nicht, wohl aber für Genießen des Lebens, wobei seine stark entwickelte Geschlechtlichkeit im Vordergrund steht. Mit dieser in engem Zusammenhange steht sein Hang zur Grausamkeit. In politischer Hinsicht ist das Wesen dieser mittelländischen Rasse das eines veränderungsfüchtigen Herdenvolkes mit demokratischen, ja anarchistischen Neigungen; sie ist unruhig, streitsüchtig, jeder Ordnung abhold, dabei arbeitsscheu und darum trotz des herrlichen Landes arm. Wenn nicht ein Tyrann diese Bevölkerung gefügig mache, überlasse sich jeder seinen wilden, verbrecherischen Trieben: so beurteilt sie der römische Anthropologe Sergi, selbst ein glühender italienischer Vaterlandsfreund.

In Norditalien, namentlich in seinem westlichen und mittleren Teile, herrscht dagegen eine übermittelgroße, meist weniger dunkle, teilweise sogar helle Kurzkopfrasse, die sog. alpine Rasse, teils mitteleuropäisch-alpiner, teils ostischer Abart, in letzterem Falle also mit breitem, oft rundem Kopf, breitem, kurzem Gesicht, derber, leicht eingebogener Nase, kräftigen Backenknochen, derbknochigem Körper und wenig gefälligen Bewegungen (Abb. 3, 4). Sie ist eine ruhige, arbeit- und sparsame, daher wohlhabende Menschenart, zwar von beschaulicher Langsamkeit, doch von hervorragend praktischem, nüchtern engherzigem, spießbürgerlichem Erwerbssinn; mit wenig Verständnis für Hohes, Edles, Heldenhaftes. In politischer Beziehung ist sie für öde Gleichmacherei im demokratischen Sinne und ersehnt eine einzige breite Masse. Da ihr somit alle Führereigenschaften abgehen, entwickelt sie sich nur unter der Leitung fremder, als Herren eingedrungener Oberschichten, ohne selbst ihr beharrliches Grundwesen zu ändern.

Im venetischen Nordosten Oberitaliens überwiegt jedoch gegen die alpine Rasse eine von ihr gänzlich abweichende zweite Kurzkopfrasse, die sog. dinarische (Abb. 5, 6). Ihr Körperwuchs ist hoch und schlank, ähnlich dem der nordischen Rasse, doch in manchem gröber. Ihr Kopf ist hoch und kurz, am Hinterhaupt in winkligem Knick senkrecht abfallend; ihr Gesicht lang, die Stirn ungemein breit, dabei ziemlich steil, nicht so schräg ansteigend wie bei der nordischen Rasse, die Nase besonders kräftig, fleischig und meist als Adlernase gebildet, die Lippen



Abb. 12. Botticelli (1444—1510):  
Selbstbildnis.



Abb. 13. Tizian (1477—1576): Selbst-  
bildnis (Augen blau, Haar rötlich-blond).



Abb. 14. Botticelli: Weibliches Bildnis.



Abb. 15. Botticelli: Bildnis einer  
jungen Frau.

#### Bildnisse nordischer Menschen aus Italien.

dicke und breit, das Kinn derb, breit und hoch gebaut, das Ohr auffallend groß. Die Körperbehaarung, besonders der Bartwuchs, ist stark entwickelt, das Kopfhaar meist lockig, schwarzbraun bis schwarz; die

Augen von derselben Farbe. Dieser Erbheit in der Körperbildung entspricht auf seelischem Gebiete eine derbe Rauheit und selbstbewusste Geradheit, eine draufgängerische Tapferkeit, verbunden mit Natur-, Heimat- und Stammesliebe. Dagegen fehlt es dieser Rasse an Zügen feineren Seelenlebens sowie an jener gesteigerten harten Entschlossenheit und Ausdauer, besonders im geistigen Eroberungskampfe, die dem nordischen Menschen eigen ist.

Nun haben in Italien nicht diese besseren norditalienischen Kurzkopfrassen, sondern stets die mittelländische Langkopfrasse Süd- und Mittelitaliens die Führung innegehabt und dem gesamten Lande ihre geistige Eigenart aufgezwungen, wie es ähnlich in Frankreich seit langem der Fall ist.

Diesen drei Urrassen hat Italien keinen bedeutenden Kulturfortschritt zu danken gehabt. Sich selbst überlassen, wären diese Uritaliener in andauerndem Kulturrückstand verblieben. Das sehen wir an dem Bilde, das Italien während der Steinzeit dem enttäuschten Auge des Vorgesichtsforschers bietet. Es ist eine geradezu erstaunliche Armlichkeit der Zivilisation, die sich damals in Italien findet, verglichen mit den reichen, vielgestaltigen Verhältnissen, die das steinzeitliche Mitteleuropa bietet.

Erst als während des Übergangs von der Steinzeit in die frühe Bronzezeit, d. h. am Ende des dritten Jahrtausends v. Chr., mitteleuropäische Indogermanenstämme auf dem Wege teils durch Graubünden, teils über den Isonzo sich Norditaliens bemächtigten — das sind die eigentlichen „Italiaker“ —, da sehen wir, wie Italien plötzlich teilnimmt an dem mitteleuropäischen Kulturreichtum. Überall und zu allen Zeiten, wo noch annähernd ungemischte Indogermanen, d. h. die Stämme der hochgewachsenen, schlanken, elastischen, feingliedrigen, langköpfigen, schmalgesichtigen, dünnnäsigen, breitstirnigen, blonden, helläugigen nordischen Rasse (Abb. 7—11) auftreten, erscheinen sie als Träger vornehmer Rittergesinnung und ruhelosen Kulturfortschritts. Den nordischen Menschen, diesen typischen Vertreter des Adligen in Erscheinung wie Gesinnung, kennzeichnen seine unvergleichlichen Führereigenschaften, besonders auf militärischem und staatsmännischem Gebiete, ebenso auch seine Schöpferkraft in Wissenschaft und Kunst und in der Organisation weitausgreifender Unternehmungen, zu denen ihn sein ausgesprochener Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, seine Urteilskraft und seine selbstlose, sachliche Leidenschaft in unerreichter Weise befähigen.

Die Kultur dieser dünn aufgelagerten indogermanischen Herrenschicht war und blieb in Italien, wie in Mitteleuropa, eine bäuerliche.

Erst der etwa um 1000 v. Chr. zur See nach Mittelitalien erfolgte Einbruch der kleinasiatischen Etrusker brachte dorthin städtische Siedelung, starke Verdichtung der Bevölkerung, Arbeitsteilung und die naturgemäß damit verbundenen großen Fortschritte der äußeren materiellen Zivilisation. Aber dem indogermanischen Stamm der Latiner verhalf seine altbewährte nordische Kernkraft, seine strenge bäuerliche Zivilisation und seine sittliche Überlegenheit zum Siege über das etruskische Städtervolk.

Etwa anderthalb Jahrtausende vermochte die alte indogermanische Herrschicht Italiens Kultur zu bestimmen, ja unter Roms Führung Italien zum europäischen Weltreich zu erweitern. Dann war diese Edelrasse verbraucht, ausgestorben, und die Führung gelangte wieder zurück an die so lange niedergehaltene große Masse der Hörigen, an die alte mittelländische Urrasse. Denn der alpinen Rasse Ober- und Mittelitaliens gingen eben trotz sonstiger Vorzüge die Führereigenschaften ab, und der Anteil der dinarischen Rasse an der Bevölkerung Italiens war stets zu gering.

So war der Boden bereitet für die geschichtliche Notwendigkeit neuer indogermanischer Eroberung Italiens, für die Neubildung einer kulturschöpferischen Herrschicht. Diese Aufgabe fiel den Germanen der Völkerwanderung zu, Goten und besonders Langobarden, wenigstens für Oberitalien und einen Teil Mittelitaliens. Süditalien und Sizilien erlebten die germanische Bluterneuerung erst im elften Jahrhundert infolge der Eroberung und Besiedelung des Landes durch die Normannen aus der Normandie unter Führung des ebenso kraftvollen wie geistig hochstehenden, weitsichtigen Geschlechts der Tankred-söhne, insonderheit des genialen Robert Guiscard. Die Normannen schufen hier einen politischen sowie innerstaatlichen Aufschwung und eine kulturelle Blüte in Kunst und Wissenschaft, wie sie diese Länder seitdem nie wieder gesehen haben. Und in Ober- wie Mittelitalien wurde aus der germanischen Oberschicht, nach ihrer viele Jahrhunderte währenden Einschmelzung in die städtische Zivilisation Italiens, jene machtvolle und glänzende Kulturbewegung geboren, die unter dem Namen der italienischen Renaissance die ganze europäische Kulturwelt in ihren Bannkreis zog. Man darf hier natürlich nicht an den unfruchtbaren und rückschrittlichen Teil dieser Renaissance denken, nämlich jene Ausgrabung und Nachahmung toter hellenistisch-römischer Kunstformen, die seitdem wie ein erstickender Meltau auf die freie Entwicklung unseres schöpferischen Kunstgeistes sich gelagert hat, bis heute noch, und besonders den germanischen Völkern schlimmsten Kulturabbruch und dauernde Kulturminderung brachte. Nein, ich denke hier nur an



den schöpferischen Teil der italienischen Renaissance, jene staunenswerte Fruchtbarkeit an Kunstgenies, die das Italien des fünfzehnten Jahrhunderts bewiesen hat. Aus germanischem Blute stammte die überwältigende Mehrheit der führenden Geister dieser Zeit: Das ist schon dadurch bewiesen, daß diese Mehrheit genau wie einst die Patrizier des alten Roms einer blonden und helläugigen Rasse angehörte, also Körpermerkmale besaß, die keine der drei italischen Urassen aufzuweisen hat (Abb. 12, 13). Ich erinnere hier an die wundervollen, echt germanischen Frauenerscheinungen mit ihrem schlanken Wuchs, ihrer lichten Hautfarbe, ihrem üppigen goldroten Haarschmuck, wie sie uns in den Bildern besonders der venezianischen und der florentinischen Malerschule entgegentreten (Abb. 14, 15). Von Giotto über Fra Angelico, Silippo Lippi und Botticelli bis zu Tizian und Palma Vecchio zeigen sich diese nordischen Gestalten und Bildnisse in ununterbrochener Reihe und in strogender Fülle.

Aber auch diese germanische Blutauffrischung und Kulturbefruchtung ist dann dahingegangen, hat sich ausgelebt mit dem Absterben der germanischen Herrschicht im italienischen Volke, die durch das ihr auf die Dauer unzuträgliche Klima, durch anhaltend großen Verbrauch im Kriege und durch Kinderlosigkeit ihren Untergang fand, zumal nach den Römerzügen der deutschen Kaiser auch der letzte Zustrom befruchtenden nordischen Blutes, selbst in Oberitalien, aufgehört hatte.

Und darum der nun seit Jahrhunderten andauernde stete Rückgang kulturschöpferischer Leistungen der Italiener.

Der schon erwähnte römische Anthropologe Sergi vertritt zwar die in Italien gern gehörte, aber mit den Ergebnissen der Altertums- und Kulturforschung unvereinbare Ansicht von einer geradezu einzigartigen Begabung der Mittelmeerrasse, namentlich Italiens, der er alle kulturschöpferischen Großtaten Europas zuschreibt.

In seltsam grellem Widerspruch zu dieser seiner Lehre hat Sergi die Überlegenheit Norditaliens gegen den Süden des Landes einerseits darauf zurückgeführt, daß in Norditalien die alpine Kurzkopfrasse herrsche, andererseits darauf, daß die lange österreichische Herrschaft die dortige Bevölkerung mehr an mitteleuropäische Verhältnisse gewöhnt habe! Das heißt doch nichts anderes, als daß Österreich in Oberitalien als hervorragender Kulturträger aufgetreten sei und gewirkt habe. Sergi spottet so seiner selbst und weiß nicht wie!

Der kleine Ausflug des italienischen Ministers Salandra auf das Gebiet der Altertumsforschung hat, denke ich, durch unsere Betrachtung seine hinreichende Beleuchtung erfahren. Aber — ist das nicht auch für uns lehrreich?

## 2.

### Verkennung unserer kulturell hochstehenden Vergangenheit bei uns selbst. Hoheit germanischen Wesens. Germanen waren niemals Kulturvernichter

Ist es denn bei uns zu Hause etwa anders gewesen, und ist es heute noch etwa anders als in Italien? Wird nicht bei uns von Kind auf in Schule wie im späteren Leben die Vorstellung großgezogen, unsere Vergangenheit, zumal unser Altertum, wäre eine Zeit kulturloser Wildheit gewesen, mit der uns keinerlei innerer Zusammenhang mehr verknüpfe? Und will nicht die heute geltende Lehre, daß erst die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, Humanismus und Renaissance, die zwar späte, aber im Grunde einzige bedeutungsvolle Quelle unserer heutigen deutschen Kultur sei? und weiter, wer kennt nicht das verwerfliche politische Schlagwort vom finsternen barbarischen Mittelalter? von jenem Mittelalter, dessen farbenfreudiges Ritterleben unser Herz und unsere Sinne stets gefangen nimmt, wenn es uns auf der Bühne, in historischen Festzügen oder Dichtungen nahegebracht wird; dessen unvergängliche Kunstleistungen baulicher Art, als Burgen unseren Bergspitzen (Abb. 16), oder, wie die Deutschordensburg Marienburg (Abb. 17), den Ufern unserer Ströme noch heute wunderbaren Zauber leihen und nicht minder unseren alten Städten, wo hehre Zeugen bürgerlichen Kunst- und Opfersinnes, wie Dome (Abb. 18, 19, 20), Rathäuser, Artushöfe, Tuchhallen, Gildehäuser unsere Bewunderung erregen und fast mehr noch jene Fülle wundervoller Stadtbilder, malerischer Straßenzüge, köstlicher Höfe und Winkel, Plätze und Brunnen uns entzückt, die eingeborenes Kunstgefühl ohne Hilfe oder Eingriffe eines reglementierenden Stadtbaumeisters geschaffen hat; — von jenem Mittelalter endlich, dessen undankbar vergessene Dichtung und Heldensage vor nicht viel mehr als hundert Jahren erst aus langem Schlummer wiedererweckt werden mußte und nun wie ein auferstandenes Dornröschen den vollen farbigen Glanz und die ganze Lieblichkeit, die ihr innewohnen, aber auch ihre herbe

Sittlichkeit, ihre erhabene Tragik in ungeschwächter Kraft und Frische von neuem wirken ließ?

Und wie wenig bekannt ist noch jene neuere Errungenschaft deutscher Kunstwissenschaft, daß in unserer Spätgotik um 1400 bis 1500 der höchste Gipfel echt deutschen Kunstschaffens überhaupt, und zwar auf allen Gebieten der bildenden Kunst erreicht worden ist. Ich nenne hier nur den größten deutschen Maler aller Zeiten, Matthias Grünewald.

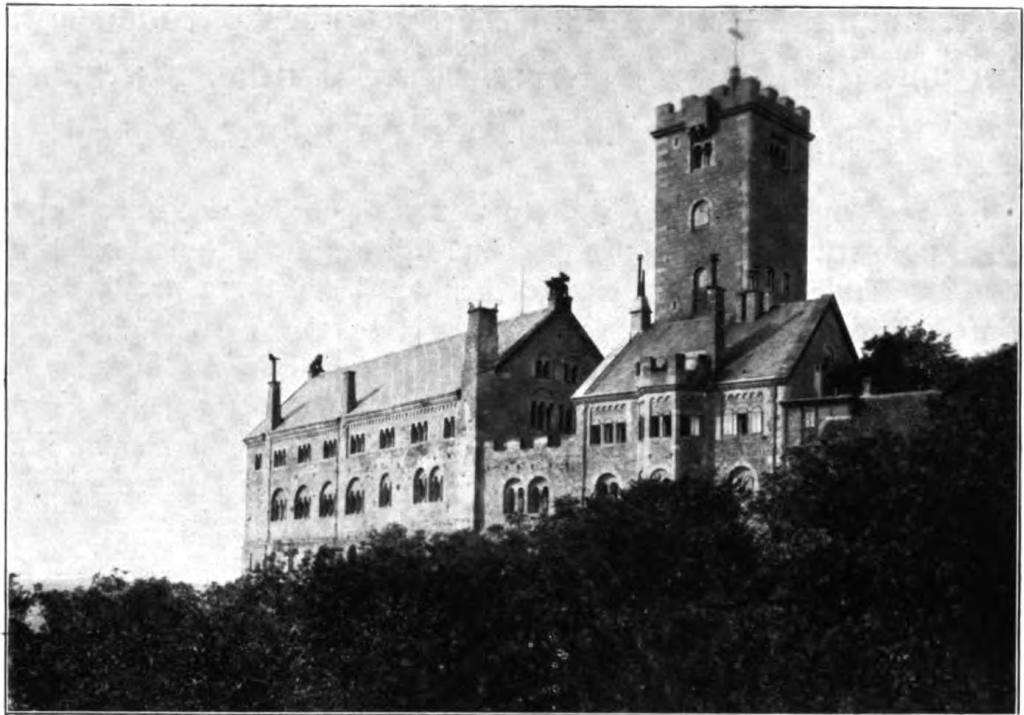


Abb. 16. Wartburg bei Eisenach.

Nach einer Aufnahme des techno-photographischen Archivs, Inb. Sans Herzberg, Berlin.

Zu dieser Spätgotik gehört auch unsere deutsche Bruchschrift, deren dekorative, malerisch bewegte, leise phantastische Art so recht ein Ausfluß unserer künstlerischen Begabung ist.

Und die Gotik überhaupt (Abb. 20) mit ihrer straffen, kühnen, ja ekstatisch hochstrebenden Liniensprache im Gegensatz zu spätantiker, italienischer und französischer Eleganz, und andererseits mit ihrer dem Zarten zugeneigten, dekorativen Schmuckfroheit, der malerischen Pracht ihrer Fassaden und Chöre und ihrer echt nordischen Mystik in der Raumwirkung des Innern war nichts weniger als eine französische Erfindung — französisch im heutigen Sinne verstanden —, sondern eine kräftige Äußerung der noch vollkommen ungebrochenen altgermanischen

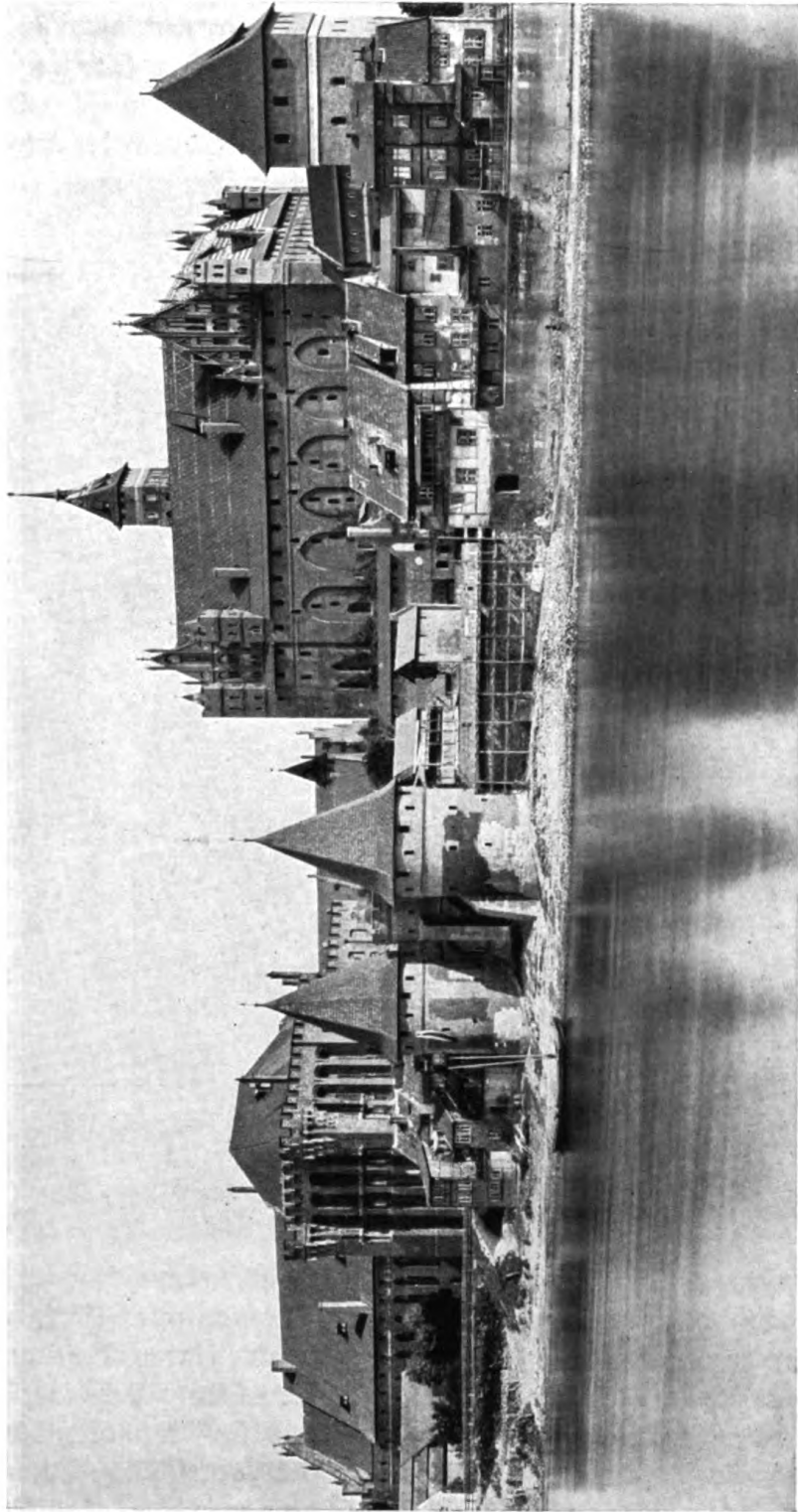


Abb. 17. Deutschordensburg zu Marienburg a. d. Vogat.  
Aus „Deutsche Gedenk- und Weisheitsstätten“.

Art jener Altfranken, die als erobernde Herrenschicht in Nordfrankreich, insonderheit in dem von uns für leider nur zu kurze Zeit befreiten belgischen Flandern und im heute noch unerlösten französischen Flandern in geschlossener Siedlung südwärts einst bis zum Seinelauf saßen: genau dieselbe Erscheinung wie später bei der durch die Nachkommen der Langobarden geschaffenen italienischen Renaissance.



Abb. 18. Markgraf Eckart und seine Gemahlin Uta,  
Stiftergestalten aus dem Dom zu Naumburg a. d. S.  
Aus „Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes“.

Gerade weil die Gotik in ihrem Wesen so urdeutsch war, oder sagen wir: urnordisch — genau so wie der „romanische“ Stil, wenn dieser auch in seiner kräftigen Gedrungenheit und klaren Bestimmtheit eine vom gotischen Stile verschiedene Geistesrichtung bekundet —, wurde sie von den Italienern gehaßt und „barbarisch“ gescholten. Denn nichts anderes als „barbarisch“ sollte das Wort „gotisch“ bedeuten, mit dem der rassistisch voreingenommene Künstlerbiograph der italienischen Renaissance Vasari (um 1500), und schon andere Italiener, wie der Bau-

meister Silarete, vor ihm, den germanischen Hüttenstil der letzten Zeit des Mittelalters abtun wollte, den die Italiener in seiner tiefen, vollen Harmonie nie kennengelernt haben, denn ihr Mailänder Dom z. B. ist trotz aller Kolossalität doch nur ein Popanz gotischer Bauübung.



Abb. 19. Dom zu Naumburg a. d. S.  
Aus „Deutsche Gedenk- und Weibestätten“.

Und wie die Italiener der Renaissance, von blindem Rassenhaß geleitet, dem edlen, hochbegabten Gotenstamme den Makel wilder Barbarei anheften wollten, so machten es die Franzosen mit einem anderen Germanenstamme. Sie sind es gewesen, die den nicht minder edlen Wandalen in lügenhafter Geschichtsfälschung jenes Brandmal auf-

zudrücken suchten, das seitdem unter dem Ausdruck „Wandalismus“ durch die Welt geht: ein Wort, dem wir auch bei gedankenlosen deutschen Schriftstellern, namentlich in den Zeitungen, selbst heute noch leider oft genug begegnen. Und so zu sprechen unterfingen sich dieselben Franzosen, die während des siebzehnten Jahrhunderts im ganzen deutschen Rheinlande bis nach Holland hinab, besonders aber in der herrlichen Pfalz, unter Führung des Nordbrenners Melac jene barbarischen Schandtaten verübt hatten, die, durch die Namen „Heidelberg“ (Schloß), „Speyer“ (Dom mit den Kaisergräbern), „Worms“ hinreichend angedeutet, stets in schmerzlicher Erinnerung bei uns bleiben werden, zumal sie hundert Jahre später wiederholt wurden von den napoleonischen Heeren, die an denselben für uns heiligen Stätten hehre Kunstdenkmäler nicht nur zerstörten, sondern geradezu schänden wollten. Blindwütige, sinnlos rohe Zerstörung von Kirchen und Kunstdenkmälern — das soll das Wort Wandalismus oder bei den Engländern Gotismus („Gothisme“) besagen — hat stets himmelweit abgelegen von germanischer wie von deutscher Art.

Starke Innerlichkeit, Drang in die Tiefe, Zug nach dem Unendlichen, oft gesteigert bis zum Rang zur Mystik: das sind und das waren echteste Züge germanischen Wesens. Dazu kommt die von den römischen Zeitgenossen der germanischen Eroberungen Roms gerühmte, ja angestaunte Milde der Germanen gegen ihre besiegten Feinde, mit denen sie sich am liebsten auf gütlichem Wege verständigten. Solche geistige Eigenart, Ritterlichkeit im edelsten Sinne des Wortes, machte es den Germanen unmöglich, sich an Dingen zu vergreifen, die ihren Mitmenschen, und mochten es die schlimmsten Feinde sein, verehrungswürdige Heiligtümer waren.

Als Alarich vor Athen stand, bewies er die größte Ehrfurcht vor dem weltberühmten Sitze von Kunst und Wissenschaft: seinem Heere verbot er das Betreten der Stadt und nahm dort nur für sich allein ein ihm von den höchsten Behörden der Stadt angebotenes Festmahl an. Bei der Eroberung Roms 410 erlaubte er seinen Kriegern nur eine dreitägige Plünderung. Kirchen und Heiligtümer durften nach Alarichs Befehl von seinem Heere nicht einmal betreten werden. Bekannt ist der Vorgang, der sich hierbei abspielte, wie die Goten die heiligen Gefäße der Kirche von St. Petrus in feierlichem Zuge zur Kirche zurückführten. Von irgendwelcher Zerstörung war keine Rede. Mit höchsten Lobesworten preist der katholische Kirchenvater Augustinus wiederholt die Milde der arianischen Westgoten, die er, da sie für ihn Ketzer waren, nicht lieben konnte, gegen die Römer, die weder an Leib und Leben noch an Freiheit irgendwie bedroht worden seien.

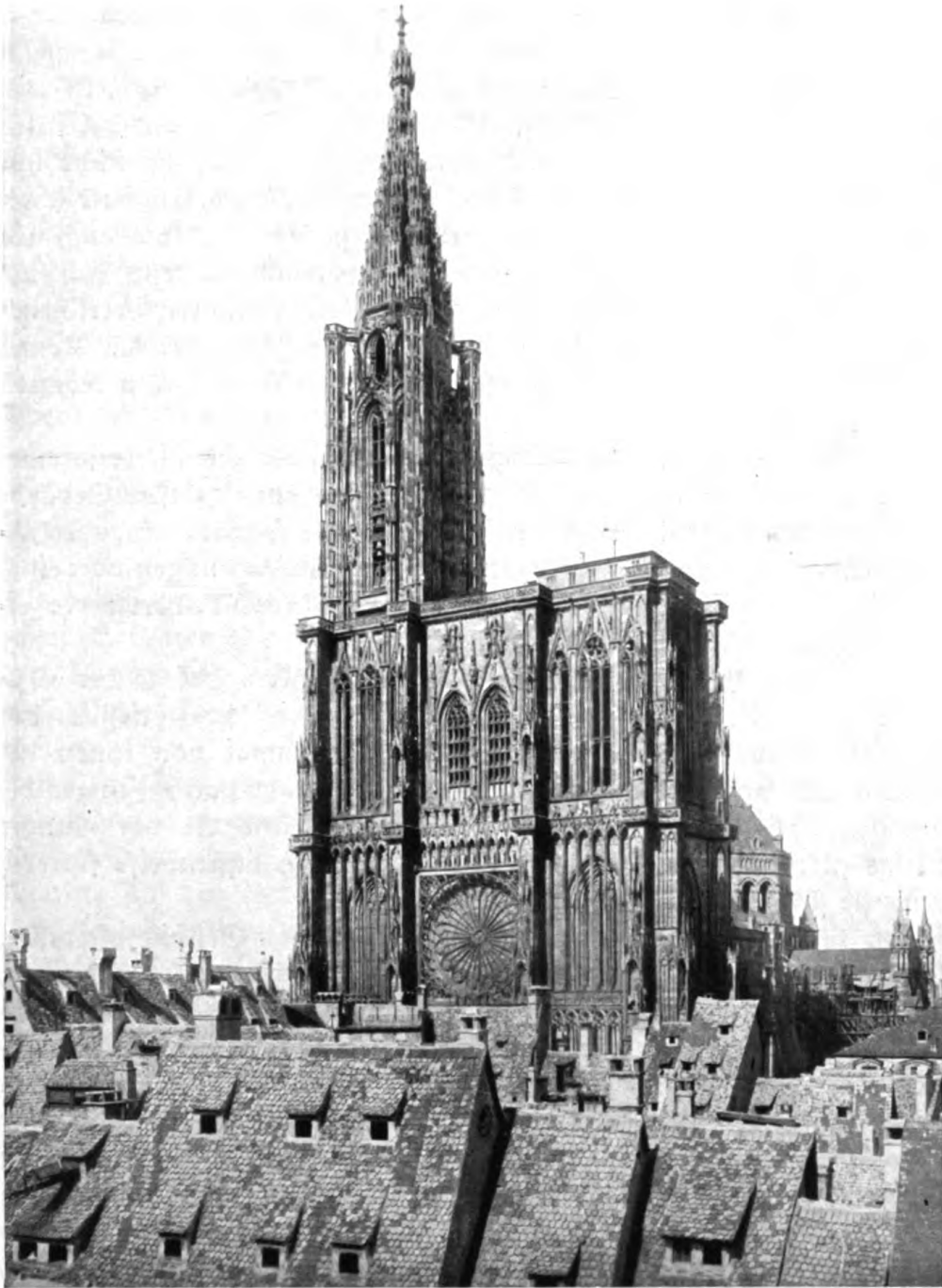


Abb. 20. Münster zu Straßburg i. E.  
Aus „Deutsche Gedenk- und Weihesätten“.



Noch weit ehrenvoller ist das Zeugnis, das der katholische Bischof Salvianus von Marseille, um 450 n. Chr., den arianischen Germanen ausstellt, indem er die Jugendfrische, Lebenskraft und Sittenreinheit der Goten und Wandalen der Verdorbenheit der Römer gegenüberstellt. „Wenn jemand bei den Goten und Wandalen“, schreibt er, „ein ausschweifendes Leben führt, so ist es ein Römer. Soviel gilt bei jenen die Sittenreinheit und strenge Lebensauffassung, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern auch — ich sage etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes — die Römer dazu gemacht haben. Schämt euch ihr römischen Völker, schämt euch eures Lebenswandels, denn bei euch sind allein die Städte von Lastern frei, wo die Barbaren herrschen.“ Und an anderer Stelle: „Wo Goten herrschen, sind nur die Römer liederlich, wo aber Wandalen herrschen, erlauben sie auch den Römern nicht, Lastern zu frönen.“

Über die Wandalen meldet kein zeitgenössischer Geschichtsschreiber auch nur das Geringste davon, daß sie auch nur ein einzigstes Gebäude Roms zerstört hätten. Es sind erst die sehr viel späteren einander abschreibenden Byzantiner, die in allgemeinen Redewendungen von einer Anzündung der Stadt und dem Verbrennen ihrer Wunderwerke erdichtete Phantasien niederschrieben.

Als in dem durch Jahrzehnte sich hinziehenden Kriege der Ostgoten gegen die byzantinischen Heere in Italien, der schließlich den Untergang der Goten herbeiführte, Neapel einmal von ihnen abgefallen war und der Gotenkönig Totila die Stadt durch Hunger bezwungen hatte, ließ er Brotwagen anfahren und die vor Hunger sinnlos gewordenen Einwohner durch die Goten bissenweise füttern, damit sie sich nicht zu Tode äßen.

Von den Langobarden sagt ihr lateinischer Geschichtsschreiber Paulus Diaconus: „Es war wunderbar im Reiche der Langobarden, keine Gewalttätigkeit wurde begangen, keine geheimen Anschläge wurden gemacht, niemand wurde ungerechterweise zu Frondiensten gezwungen, niemand plünderte, Diebstahl und Räubereien fielen nicht vor, jeder konnte, wie es ihm gefiel, ohne Furcht und Sorge leben.“

So zeigte sich germanische Art. Und wie sah dagegen römische Art aus?

Römische Art war es stets, bei Rahefeldzügen gegen gefährliche Feinde, gegen unbotmäßige Unterworfene nicht nur die Bevölkerung teils gewaltsam zu verpflanzen, teils völlig auszurotten, sondern auch ihre Heiligtümer zu schänden oder zu zerstören. Als der kaiserliche Feldherr Germanicus im Jahre 14 n. Chr. vom Niederrhein aus seine Rahekriege gegen die Sieger der Varusschlacht begann, zer-

störte er in heiliger Festzeit bei Nacht zuerst das westgermanische Heiligtum der „Tamsana“ im Marsenlande. Man denke weiter an die graufigen Zerstörungen des spanischen Numantia, Karthagos, Jerusalems, vor allem auch Korinths, wo alles, was die Römer an Kunstwerken nicht fortschleppen konnten, der Vernichtung anheimfiel. Die Wandalen haben bei der Eroberung Roms nach dem Recht des Siegers wohl die Privathabe der Einwohner geplündert. Roms bauliche und bildnerische Herrlichkeiten jedoch sind erwiesenermaßen weder von den Westgoten Mariks noch von den Wandalen Gaisariks ange tastet worden; zerstört wurden sie erst von den verarmten und entarteten Römern der Spätzeit selbst, die aus den Kunstbauten Steinbrüche machten, um teils die Festungsmauern, teils — und dies hauptsächlich — ihre Wohnhäuser zu erneuern. Erst der große Ostgotenkönig Theoderik schritt gegen solche Barbarei ein; er entwickelte sogar eine erstaunliche Tätigkeit, Italien mit neuen Bauwerken zu bereichern, deren Glanz noch heute unsere Bewunderung erregt. Aber nach dem Untergange der Goten in Italien fand sich dort niemand mehr, der alt-römisches Kunsterbe gegen neurömische Barbarei hätte schützen können. Als dann am Ende des Mittelalters die späten Enkel dieser neurömischen Barbaren, die durch jene Zerstörungen entstandenen Lächer in den Mauern der Ruinen mit Verwünschungen betrachteten, setzten sie diese Verwüstungen in dreister Unwissenheit auf Rechnung derselben Goten, welche die Zierden ihrer Stadt mit Liebe gepflegt hatten. Der allerfrüheste bekannte Fall solchen römischen Kunstfrevels, verübt von Römern innerhalb Roms selbst, spielt schon gleich nach Neros, des Verbrenners von Rom, Tode im Dreikaiserjahre 69 n. Chr. Da verschanzte sich der Bruder des Kaisers Vespasian gegen den auf Rom anrückenden Gegenkaiser Vitellius durch Barrikaden von Bildsäulen, wahrscheinlich also griechischen Kunstwerken. Und das nennt der berühmte Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, der Ehrenbürger der ewigen Stadt, Ferdinand Gregorovius, das erste Beispiel des „Wandalismus“! Echt deutsch, jedenfalls echt „klassisch“.

Und in neuerer Zeit hat den gleichen Kunstfrevel kein Volk auch nur annähernd in dem Maße verübt, wie gerade die Franzosen, die Erfinder des Wortes „Wandalismus“. Das Wüten der Französischen Revolution gegen die Stätten von Religion und Wissenschaft, wie Gemäldesammlungen, Bibliotheken, Denkmäler und Kirchen, war es gerade, was das Wort Wandalismus von Frankreich aus über die Welt verbreitete. Unser Freiheitsdichter Schiller wandte sich schauernd ab von dem zerstörungswütigen Kulturfrevel in Frankreich und geißelte ihn wiederholt. Und da begegnen wir schon bei ihm dem von einem

südfranzösischen hohen Geistlichen neugeprägten und dann unter dem Einfluß der damaligen, heute uns unbegreiflichen Nachbetung jedweder französischen Überheblichkeit rasch über ganz Europa in Umlauf gesetzten Ausdruck „Wandalismus“. In einem Gedicht über den von Napoleon aus der ganzen Welt nach Paris zusammengesleppten Kunstraub sagt Schiller: „Der allein besitzt die Musen, der sie trägt in seinem Busen; dem Wandalen sind sie Stein.“

---

### 3.

## Germanen und Römer

Neuere Forschung hat ergeben, daß Rom an zwei weit voneinander getrennten Gegenden Europas seine frühesten Zusammenstöße mit den Germanen erlebt hat: in Oberitalien und an der untersten Donau.

Mehrere Jahrhunderte vor dem Einbruch der Kimbern in Oberitalien zogen zahlreiche Stämme von Galliern aus Nordfrankreich nach Oberitalien und unterjochten die dort ansässige etruskische Bevölkerung. Nachdem sie aber bei ihren Kämpfen mit dem immer mächtiger werdenden Rom in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts vor Chr. mehrere Niederlagen erlitten hatten, besonders 225 zu Telamon und 222 bei Clastidium, mußten sie sich selbst unter die Herrschaft Roms beugen. Bei diesen Kämpfen hatten sie germanische Hilfstruppen aus dem oberen Rhonetal herangezogen, welche Gaesati, d. h. Ger-(Speer)-Kämpfer, genannt wurden, also Söldner, Reisläufer waren. Die Gäsaten kämpften nackt, wie wir es später ebenso von den germanischen Herulern hören, und trugen reichen Goldschmuck an ihren schönen Leibern. Unter ihren Führern begegnet einer mit dem germanischen Namen Ariovist. Sie werden im obersten Rhonegebiet, also im schweizerischen Kanton Wallis, noch Jahrhunderte später angeführt. Und ebenfalls in jener Gegend nennt Cäsar die sicher germanischen Tulingi, die dort schon in einer griechischen Reisebeschreibung des 6. Jahrhunderts vor Chr., der sog. Ora maritima des Avienus, als Tylangii erscheinen, neben einem durch ihren Namen ebenfalls als germanisch bezeugten Stamme, den Daliterni (germanisch Dal „Tal“ = Wallis, und die germanische Endung erni wie in Bast-erni). Endlich finden sich als östliche Nachbarn dieser Wallis-Germanen germanische Kalukonen, deren Hauptstamm etwa im Magdeburgischen saß (vgl. Karte, Abb. 22). Danach muß der erste Vorstoß der Germanen so weit südwärts hin von der Niederelbe ausgegangen sein und bis ins 6. Jahrhundert vor Chr. hinauf angesetzt werden. Von diesen Alpen-Ger-

manen stammt auch die älteste Inschrift in germanischer Sprache; sie befindet sich auf einer der 26 „etruskischen“ Bronzehelmhauben aus dem 2. Jahrhundert vor Chr., die 1812 zu Negau bei Kadfersburg in Steiermark ans Tageslicht gekommen sind. Zwei dieser Helme tragen Inschriften in venetischer Schrift und die eine der Inschriften lautet harigasti teiva, worin die Sprachforschung einen Nominativ und einen Dativ jener noch kaum differenzierten „urgermanischen“ Gemeinsprache erkannt hat. „Harigasti“ ist klärllich ein germanischer Mannesname und „Teiva“ bedeutet wohl den urgermanischen Himmelsgott Teiwaz, später Tius. Also: Harigasti weihet den Helm dem Teiwaz.

Eine andere frühe Bezeugung der Anwesenheit von Germanen in den südlichen Ostalpen bringt anscheinend eine zu Maria Saal bei Klagenfurt in Kärnten gefundene Knocherne Able, in die Schriftzeichen eingegraben sind, welche von Kennern mit Sicherheit als germanische Runen bezeichnet werden. Da dieser Einzelfund aus der Zeit um 100 vor Chr. stammen dürfte, wäre er — nebenbei bemerkt — ein neuer Beweis für das hohe Alter der Runen und gegen die unwahrscheinliche Meinung, die Runen wären erst von den Goten in Südrußland erfunden worden und von hier im 3. Jahrhundert nach Chr. zu den nordischen Germanen gekommen.

Ebenfalls um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. rückten Ostgermanen von der Oder und der Weichsel nach Südosteuropa vor. Sie besiedelten Polen, Ostgalizien, Wolhynien und schlossen sich hier im 3. Jahrhundert vor Chr. zu dem Volke der Basternen zusammen. Starke Vermischung mit der unterworfenen Bevölkerung dieser weiten Gebiete hatte dem germanischen Herrenstamme seinen neuen Namen eingebracht, der dasselbe bedeutet wie „Bastarde“. Von diesen melden antike Berichte (Trogus Pompejus), daß sie bereits um 240 vor Chr. sehr unangenehme Nachbarn wurden für die griechischen Kolonialstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres, wie Olbia, dann weiter östlich auch für jenen Zweig der thrakischen Völkfamilie, der schon südlich der Donaumündung in der Dobrudscha und weiter nach dem Balkan zu seine Sitze hatte, die Geten. Mit andern thrakischen Stämmen waren die Basternen früher schon am Nordfuß der Karpathen in dem reichen Salzgebiet Westgaliziens zusammengetroffen und hatten dort wahrscheinlich das thrakische Wort hall für „Salzbereitungsstätte“ aufgenommen und auch den Westgermanen Innerdeutschlands zugeführt. Am Schwarzen Meer dagegen kamen sie in eine silberreiche Gegend und müssen hier den nichtindogermanischen Ausdruck für das erst im letzten Jahrhundert vor Chr. den mitteleuropäischen Germanen bekannt gewordene Edelmetall, das „Silber“, aufgenommen haben,

ein Wort, das sie nicht nur an die übrigen Germanen, sondern auch an die Slawen und Balten weitergaben.

Während des 2. Jahrhunderts vor Chr. kämpften sie, wie wir zu vermuten gezwungen sind, als Verbündete der keltischen Galater in Thracien, Griechenland und Kleinasien. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit der Südgruppe der Basternen, um sie als Soldtruppe gegen die Römer zu gewinnen; ebenso Mithradates im 1. Jahrhundert vor Chr. Im Jahre 61 vor Chr. endlich verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen die westlichen Nachbarn der Geten, die ebenfalls thrakischen Myser, marschierte, bei Istropolis in der Dobrudscha Heer, Feldzeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Basternen, die den Mysern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Basternen in der dem Schlachtfeld benachbarten Hauptfestung der Geten zu Genucla in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen sowie gegen die Geten und Basternen auszuführen, die alle damals mächtig südwärts drängten. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Actium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war.

Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinius Crassus in zweijährigem Kriege, 29—28 vor Chr., nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte auch teils durch unermüdliche Ausnutzung der römischen Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose wie grausame Kriegslisten, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Stämme anzuwenden ja stets bereit gewesen sind, daß die Basternen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Myser, die Bewohner etwa des heutigen nördlichen Bulgariens, gezüchtigt wurden, daß die im Rücken des römischen Heeres aufständischen südlicheren Stämme der Serder und Maider, also die eigentlichen Thraker im heutigen Südbulgarien, zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten in der Dobrudscha nach einer Reihe von Niederlagen die vom Prokonsul Antonius an die Basternen verlorenen Feldzeichen in Genucla wieder herausgaben.

Auf den großartigen Triumphbau, der das dauernde Wahrzeichen dieser römischen Siege sein sollte und der für uns heute seine Hauptbedeutung durch die zahlreichen in Hochrelief gemeißelten Darstellungen basternischer Krieger besitzt, soll in einem der nächsten Kapitel eingegangen werden.

Inzwischen waren in Mittel- und Westeuropa die gewaltigen Erschütterungen des römischen Staats durch die Anstürme der Kimbern

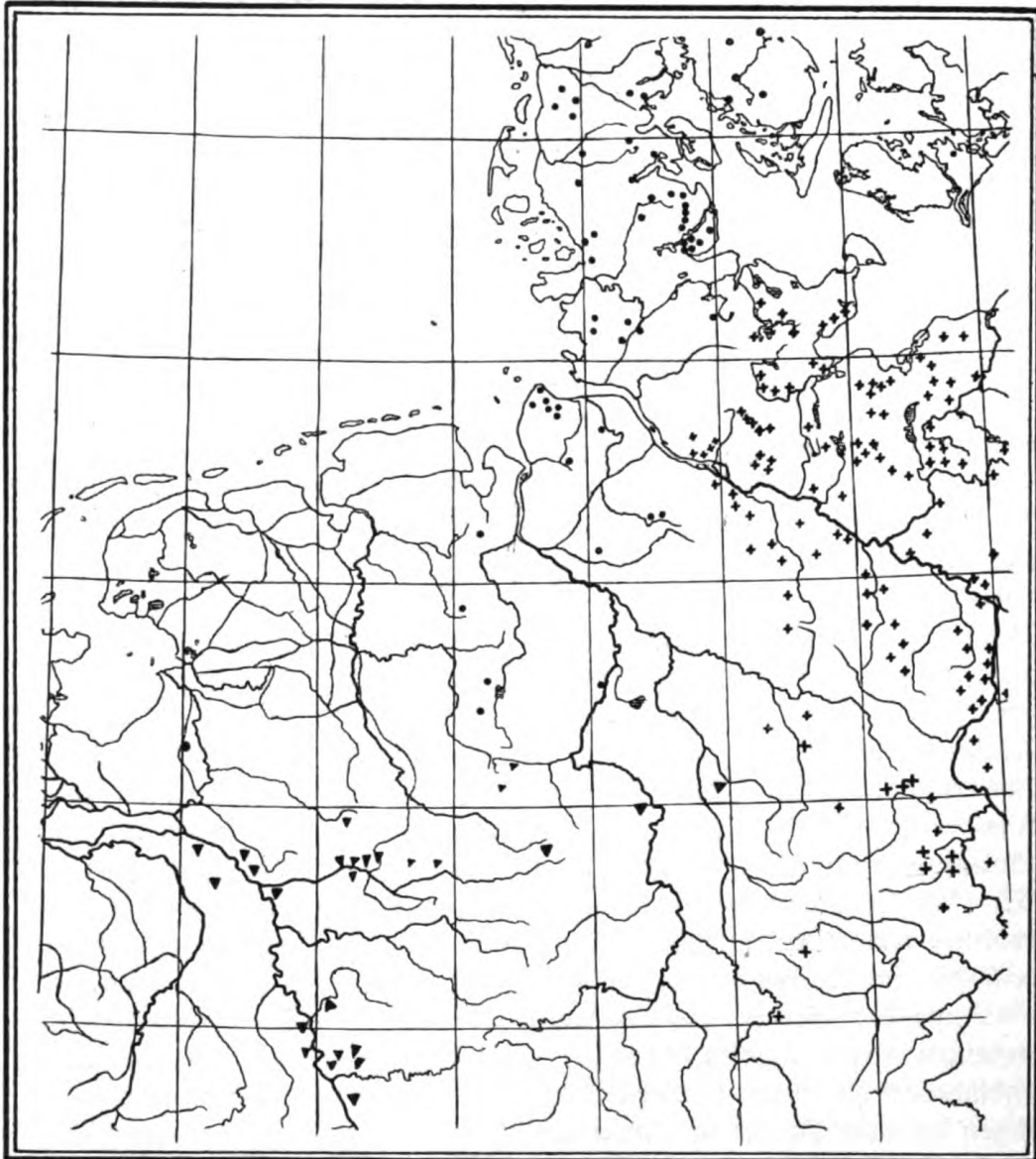


Abb. 21. Germanische Siedlungen des 1. u. 2. Jahrh. n. Chr. in Nordwestdeutschland  
(nach Plettke und Boffinna). + = Irminonen; ● = Ingwäonen; ▲ = Istwäonen.

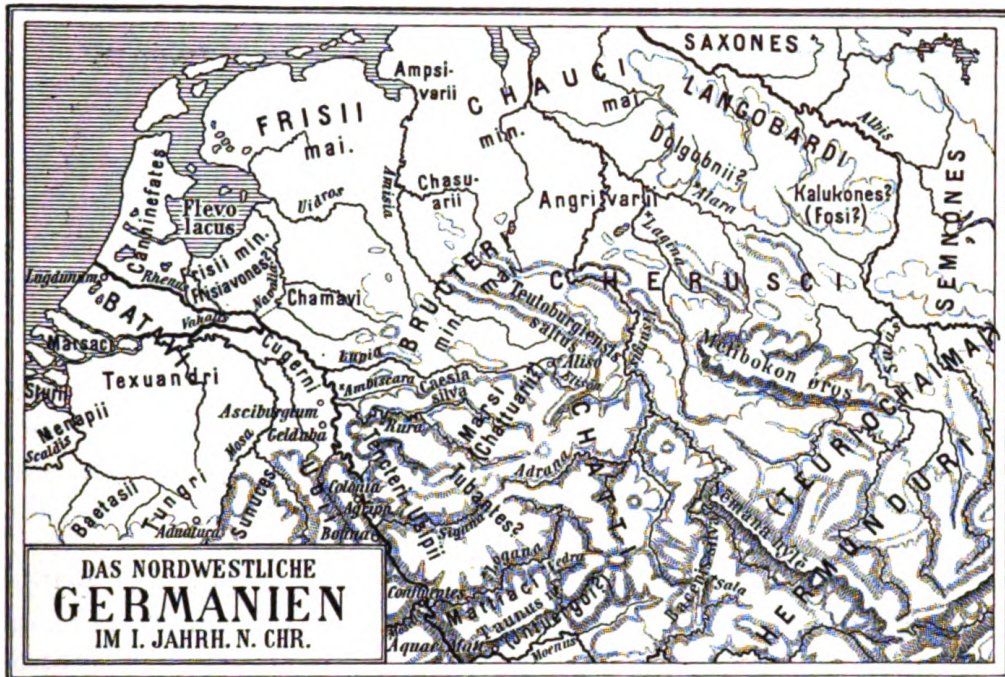


Abb. 22 (nach R. Much).

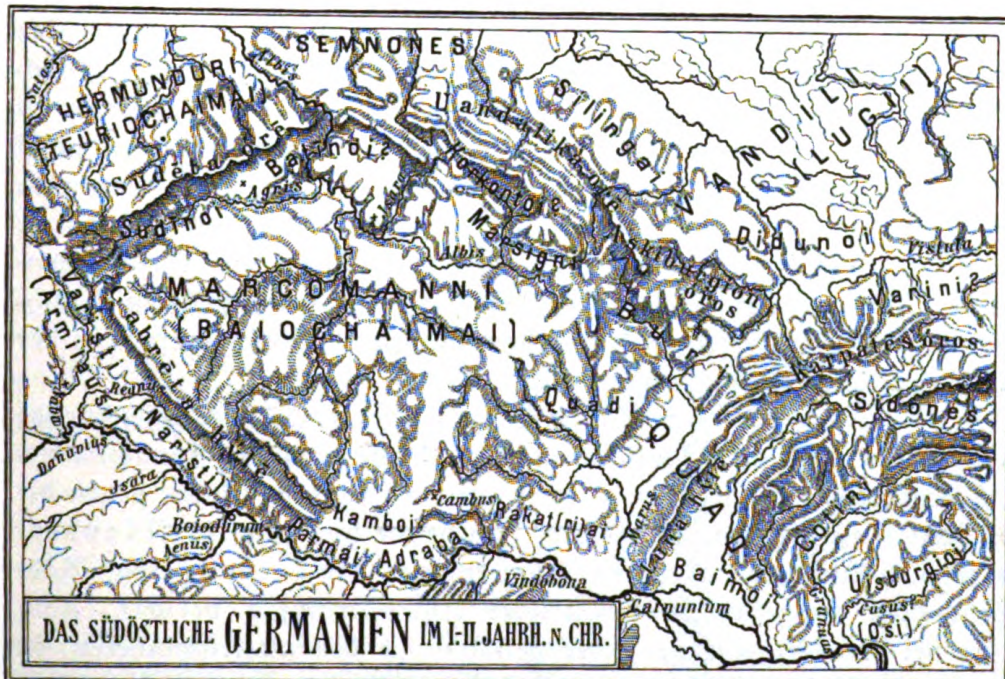


Abb. 23 (nach R. Much).



und Teutonen erfolgt. Und wenige Jahrzehnte danach hatte es Cäsar gewagt, bis zur germanischen Rheingrenze siegreich vorzustoßen.

Eine dauernde engste, doch fast ausschließlich nur kriegerische Berührung zwischen Römern und Germanen, zunächst nur am Rhein, viel später auch an der Donau, trat erst ein, als Kaiser Augustus die weitausschauenden Pläne Cäsars über die militärische Sicherung Italiens gegen die am ganzen Nordfuß der Alpen und weiterhin nordwärts bis zum Meere wohnenden gefährlichen Stämme in die Wirklichkeit übersetzte.

Am Rhein stießen die Römer auf Teile der großen Stammesverbände der Westgermanen. Die Westgermanen scheiden sich nach der geschichtlichen Überlieferung in die drei Stammesbünde der Irminonen, Ingwäonen und Istwäonen. Die archäologische Forschung hat auf Grund der durch die Funde ermittelten Kulturunterschiede innerhalb des großen Germanengebiets nicht nur diese Dreiteilung bestätigt, sondern kann sie auch landschaftlich genauer umgrenzen, als es die Nachrichten der Alten ermöglichen. Innerhalb der Verbände vermag die Archäologie zwar nicht kleine und kleinste Stammesplitter, jedoch die größeren Völkerschaften nachzuweisen und ihr Gebiet genauer zu umschreiben. Vgl. die Siedlungskarte (Abb. 21).

Die Irminonen sind die swebischen Elbgermanen, die sich vom Leithagebirge Niederösterreichs über Mähren und Nordböhmen im gesamten Elbgebiet abwärts bis nach Ostholstein erstrecken. Sie sind deutlich geschieden in fünf große Stämme: von Süden nach Norden gezählt 1. Quaden in Mähren; 2. Markomannen in Böhmen; 3. Hermunduren im Süden der Provinz Sachsen nebst dem Amtsbezirk Leipzig und in Nordthüringen; 4. Semnonen in Altmark und Nordwestbrandenburg bis zur Oder als Ostgrenze; 5. Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und Westmecklenburg. Einen kartenmäßigen Niederschlag der geschichtlichen Nachrichten über die Wohnsitze der westgermanischen Völkerschaften in der frühromischen Kaiserzeit bieten Abb. 22 und 23.

Die Irminonen oder swebischen Elbgermanen sind durch bezeichnende Züge ihrer stofflichen Zivilisation vor allem gegen die benachbarten Ostgermanen, ebenso, wenn auch in weit geringerem Maße, gegen die übrigen Westgermanen geschieden. Ich nenne hier nur die Mäanderurnen. Sie werden bei den Elbgermanen durch ein in sog. Kädchentechnik ausgeführtes punktiertes Mäandermuster verziert (Abb. 24); bei den Ostgermanen aber behalten sie den altertümlicheren, in der vorchristlichen Latènezeit auch bei den Westgermanen, obwohl in etwas abweichender Art, üblich gewesenen Linienmäander; an den



Abb. 24. Nitzahn, Kr. Jerichow II, nahe Brandenburg a. d. Havel. Westgermanische Stufenornamenturne von ostgermanischer „Krausen“-form. 2. Jahrh. n. Chr.

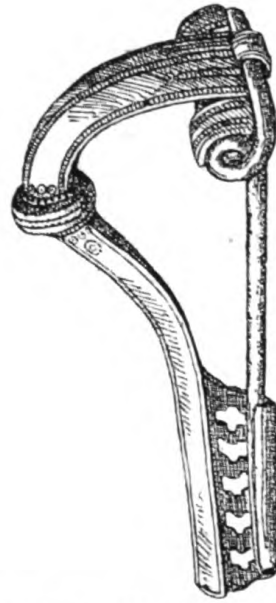


Abb. 25.  $\frac{1}{1}$ . Jütland. Silber. Westgermanische fibel mit Rollenkappe. 1. Jahrh. n. Chr.



Abb. 26a.  $\frac{1}{1}$ . Westpreußen. Ostgermanische fibel mit Rollenkappe. Silber. 1. Jahrh. n. Chr.

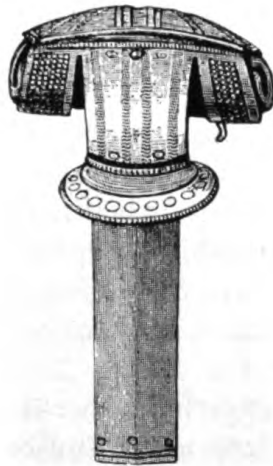


Abb. 26b.



Abb. 27.  $\frac{1}{1}$ . Prov. Hannover. Silber. Westgermanische „kräftig profilierte“ fibel. 1. Jahrh. n. Chr.

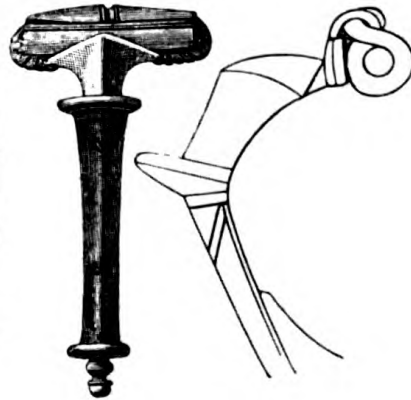


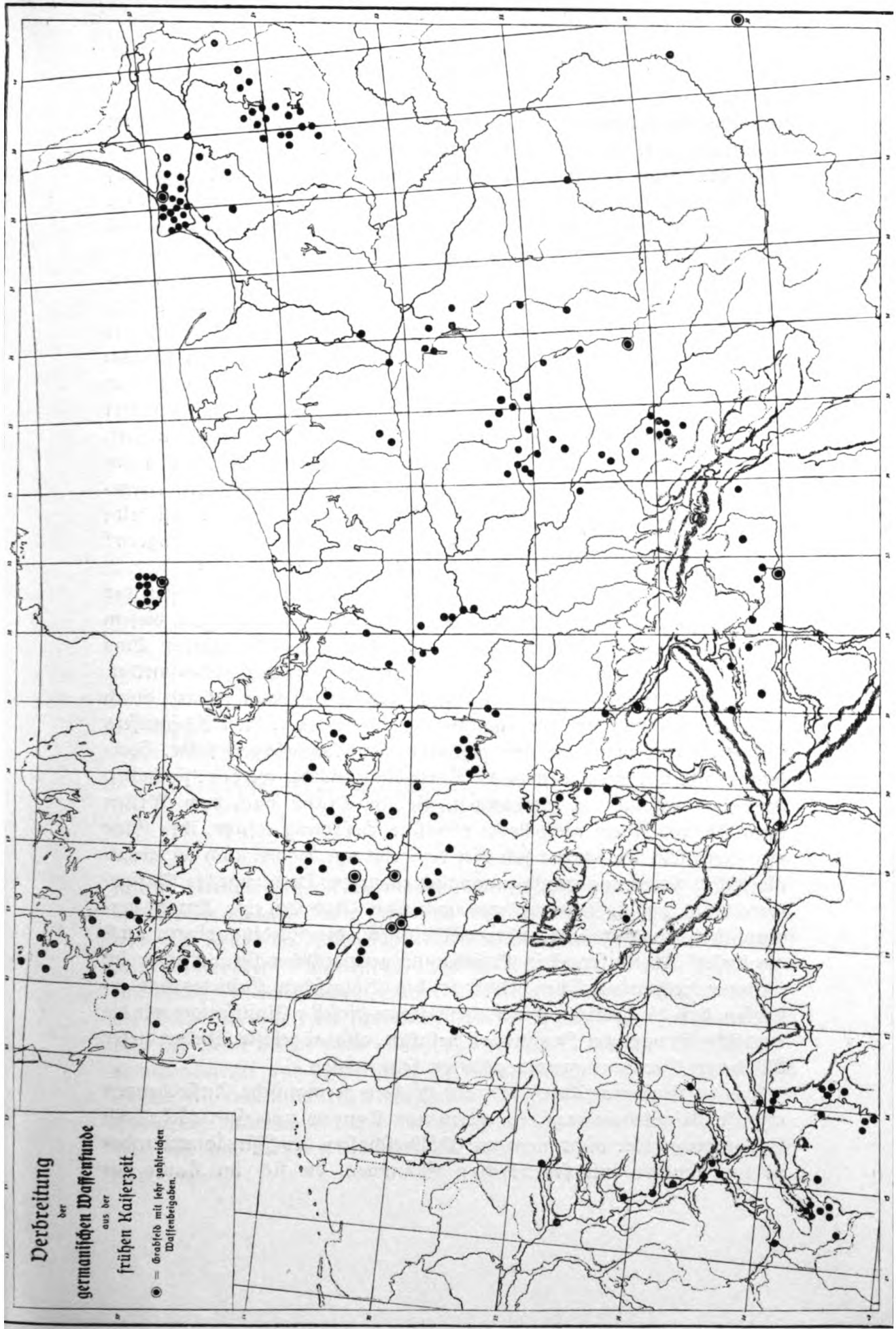
Abb. 28.  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{1}$ . Samland, Ostpreußen. Bronze. Ostgermanische „kräftig profilierte“ fibel; um 100 n. Chr.

Urnen der Ingwäonen und Istwäonen endlich fehlt das Mäander-  
muster mit geringfügigen örtlichen Ausnahmen gänzlich.

Desgleichen zeigen sich bei den Sicherheitsnadeln (Sibeln) der  
Elbgermanen gegenüber denen der Ostgermanen eigene Abarten. West-  
wie Ostgermanen besitzen die Gruppe der Sibeln mit „zweilappiger  
Kollenkappe“. Sie hat ihren Namen daher, daß die am Kopfe befind-  
liche, die Federkraft der Nadel bedingende drahtförmige Spiralkolle  
beiderseits des bandförmigen Bügels von breiten Blechen, der sog.  
Kollenkappe, bedeckt wird. Hier wird nun der über der Rolle lie-  
gende, die linke und rechte Hälfte der Rolle verbindende Draht, die  
„Sehne“, bei den Westgermanen durch den am Bügelpopf heraus-  
tretenden kurzen, schmalen „Sehnenhaken“ in ihrer Lage befestigt  
(Abb. 25), bei den ostgermanischen Stücken dagegen wird die Sehne  
durch eine sie völlig umschließende Hülse („Sehnenhülse“) zugedeckt  
und festgehalten (Abb. 26). Derselbe Unterschied in der Sehnenbefesti-  
gung zwischen west- und ostgermanischen Formen findet sich in der  
Gruppe der sog. „stark profilierten“ Sibeln. Außerdem haben die ost-  
germanischen Formen dieser Gruppe hier stets eine eigene Stützplatte  
unterhalb der Spiralkolle, während bei den westgermanischen Formen  
dieser Gruppe die Platte fehlt (Abb. 27 u. 28). Ebenso lassen sich  
innerhalb des Westgermanengebiets zwischen Irminonen und Ing-  
wäonen Unterschiede sowohl in der Erfindung, als auch in dem Maße  
der Verbreitung von Sibelgruppen erkennen.

Was die Waffenformen anlangt, so bestehen auch hier zwischen West-  
und Ostgermanen erhebliche Unterschiede, freilich hauptsächlich im 1. Jahr-  
hundert vor Chr. und dann wieder in der sog. spätrömischen Kaiserzeit  
des 3. bis 4. Jahrhunderts nach Chr., während in der von uns jetzt  
betrachteten frühen Kaiserzeit des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr.  
ein starker Ausgleich west- und ostgermanischer Waffenformen eintritt, im  
wesentlichen durch den überragenden Einfluß der Ostgermanen auf die  
Westgermanen. Starke Abweichungen zwischen west- und ostgerma-  
nischer Formgestaltung zeigt sich selbst bei einem so unscheinbaren Ge-  
rät, wie der Reiterhorn es ist, was wir noch näher sehen werden.

Die archäologische Sonderkarte der Siedlungen Nordwestdeutsch-  
lands im 1. und 2. Jahrhundert (Abb. 21) enthält vom swebisch-  
irminonischen Bereich nur den nördlichsten Teil, das Langobardenland.  
Ein Odlandgebiet trennt nach germanischer Sitte, von der ja Cäsar  
berichtet, in Holstein die irminonischen Langobarden Ostholsteins,  
deren Siedlungen wie die der gesamten Irminonen durch Kreuzchen  
bezeichnet sind, von dem in Westholstein beginnenden Ingwäonen-  
bunde. Während Ostholstein noch die in Rädchentechnik ausgeführten



**Verbreitung**  
 der  
**germanischen Waffenfunde**  
 aus der  
**frühen Kaiserzeit.**  
 ● = Grabfeld mit sehr zahlreichen  
 Waffenbeigaben.

Måanderurnen aufweist, fehlen diese in Westholstein und machen dort einer ganz andersartigen, einfacheren Tonware Platz.

Zu den Ingwäonen, deren archäologisch bezeugte Siedlungen auf der Siedlungskarte durch Punkte bezeichnet sind, gehören zunächst die Sachsen in Westholstein; 2. nördlicher, durch ein wüsten Landesteil nördlich der Eider von den Sachsen getrennt, die Angeln, deren Gebiet in Südschleswig noch heute Land „Angeln“ heißt; 3. in Nordschleswig, Südjutland und Sünen die Warnen; 4. in Mittel- und Nordjutland die Jüten. — Westlich der Elbe an der Nordseeküste bis zur Emsmündung erstreckt sich 5. das Land der Chauken, das im 1. Jahrhundert vor Chr. und ebenso im 3. bis 4. Jahrhundert nach Chr. dichte Besiedlung aufweist, dagegen im 1. und 2. Jahrhundert nach Chr., also in der auf der Siedlungskarte wiedergegebenen Zeit, auffallend dünn bevölkert ist, offenbar infolge starken Drängens des Stammes nach Westen. — Auch südlich der sehr unruhigen, kriegerischen Chauken erscheint das Land nur äußerst lückenhaft besiedelt; da wohnten 6. die Angrivarier, deren Name im heutigen „Engern“ fortlebt, westlich der Weser.

Noch weiter südwestlich beginnen die Wohnsitze des westlichsten der drei westgermanischen Bünde, des Istwäonenbundes. Zu diesem müssen auch schon die Brukterer, zu beiden Seiten der oberen Ems wohnhaft, gehört haben, obwohl die Geschichte darüber nichts meldet. Die Wohnorte der Istwäonen sind auf der Siedlungskarte durch Dreiecke bezeichnet. Die istwäonischen Stämme des rechten Rheinuferes können, wenn man nur den geschichtlichen Nachrichten folgt, überhaupt nicht mit Sicherheit in die Karte eingezeichnet werden: sie haben zweifellos infolge der Störungen, die ihr Drang nach dem Westen durch die am Rhein aufgestellte römische Besatzung erfuhr, ihre Sitze oft gewechselt. Leider hat sich hier der gebirgige Boden auch der archäologischen Forschung wenig zugänglich erwiesen. Doch zeigt die Waffenkarte des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr. (Abb. 29) eine Anzahl germanischer Fundorte am rechten Rheinufer, die Siedlungskarte auch am linken Rheinufer. Die Erforschung germanischer Gräberfelder im weiteren rechtsrheinischen Umkreis des Kölnischen Gebietes hat erwiesen, daß die dortigen Istwäonenstämme dieselbe Zivilisation wie die nördliche Gruppe der Irminonen besaßen, also abgelöste Glieder dieser östlicheren Germanengruppe gewesen sein müssen.

Die Waffenkarte (Abb. 29) weist stärkere germanische Ansiedlungen erst am Mittelrheine auf, südwärts von Taunus und Sunsrück: doch haben wir es hier nicht mehr mit Völkerschaften des Istwäonenbundes zu tun, sondern mit swebischen Stämmen, die sich im Laufe des

I. Jahrhunderts vor Chr. vom swebischen Hauptstamm im Mittel-  
elbe- und Savelgebiete gelöst und über Kurhessen nach der Wetterau  
und weiter über Rheinhessen, Hessen-Starkenburg, Rheinpfalz und  
Unterelsaß ausgebreitet hatten. Reiche Aufschlüsse verdanken wir der  
Archäologie über die geschichtlich nur durch ein paar römische In-  
schriften bezeugten Neckarsweben, deren Siedlungen aus frühromischer  
Kaiserzeit in der Südwestecke der Wassenkarte besonders stark hervor-  
treten. Noch weit deutlicher als bei den Main- und Rheinsweben er-

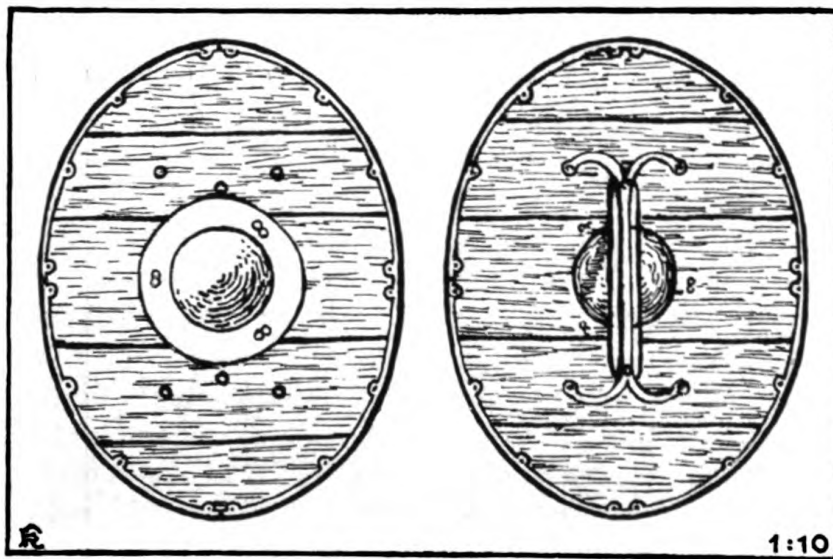


Abb. 30. Feudenheim, Bez.-A. Mannheim, Baden.  
(Nach Schumacher und Kossinna.)

scheint hier in dem Gräberinhalte der kulturelle Zusammenhang mit  
dem Ausgangslande. Wir finden da eine fast rein elbswebische Zivilisa-  
tion vor, wie es die Kollenkappenfibeln, Trinkhornbeschläge, Schnallen  
mit eingerollten Bügelenden, halbmondförmigen Rasiermesser, ge-  
schweiften Stielmesserchen, Scheren, vor allem aber die Waffen zeigen:  
die kleine Streitaxt, die schmalen, scharfen Lanzenspitzen („Fräumeen“)  
und der kleine runde oder ovale, aus schmalen, dünnen Brettchen zu-  
sammengesetzte und durch bronzene Randbeschläge zusammengehaltene  
Schild mit dem eisernen Mittelbuckel, der den rückwärts darunter be-  
findlichen, durch langen Eisenbeschlag, die sog. Schildfessel, gesicherten  
Holzgriff und die diesen umfassende Linke des Kriegers schützen soll  
(Abb. 30).

Östlich der unteren Oder und zu beiden Seiten der mittleren und oberen Oder sowie in dem weiten Gebiete bis zur Weichsel und darüber hinaus bis zum Bug befinden sich die Sitze der Ostgermanen, deren Gesamtgrenzen die zwischen S. 32 u. 33 eingefügte Karte (Taf. I) für die lange Zeit der stammlichen Entwicklung und der Umbildung dieser Stämme bis zu ihrer Abwanderung aus Mitteleuropa darstellt. Es handelt sich um sechs größere Stämme: 1. eigentliche Wandalen in

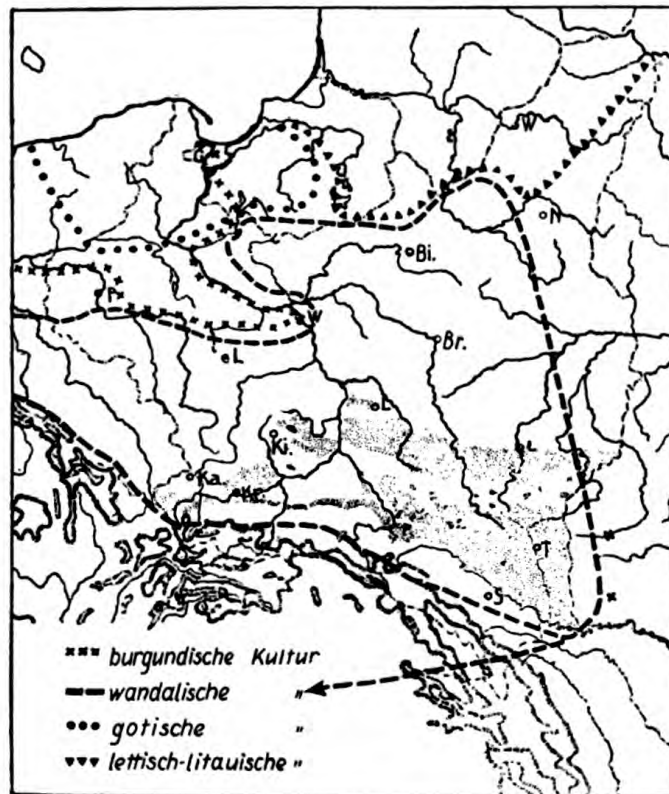


Abb. 31. Verbreitung der Goten, Burgunden und Wandalen im 1. u. 2. Jahrh. n. Chr. (nach Antoniewicz und Tackenberg).

Schlesien östlich der Oder, Südposen und Süd- und Ostpolen samt Galizien nebst silingischen Wandalen in Schlesien westlich der Oder; 2. Burgunden in Mittel- und Nordposen und Nordwestpolen; 3. gotische Gepiden in ganz Westpreußen und im östlichen Hinterpommern; 4. eigentliche Goten am Frischen Haff und als Herrenschicht auch im ostpreussischen Samland; 5. Rugier im westlichen Hinterpommern; 6. Lemnier in Vorpommern und Rügen. Eine Abgrenzung der drei östlichen Hauptstämme findet sich auf der Skizze Abb. 31.

Alle diese Stämme sind kulturell durchaus andersartig als die Westgermanen, sowohl in ihren Bestattungsformen als auch in der Gestaltung ihrer Geräte und Waffen, ihres Schmuckes und ihrer Tongefäße. Aber auch unter sich bieten die einzelnen ostgermanischen Stämme nach denselben Seiten hin ganz verschiedene Kulturbilder. So sind die Nordstämme, besonders Gepiden und Goten, Meister in der Formgebung der Sicherheitsnadeln, von denen wir Beispiele schon besprochen haben. Dagegen sind die Südstämme, besonders die Wandalen, Meister in der Schöpfung gefällig geformter und geschmackvoll verzierter Tongefäße, worunter die glänzend schwarz gehaltenen, mit weißgefüllten Mäanderbändern geschmückten bereits erwähnt werden. Weiblicher Schmuck dagegen ist bei den Wandalen nur dürftig vertreten. Burgunden und auch Wandalen sind jedoch hervorragende Waffenschmiede.

Nachdem wir so einen flüchtigen Blick auf die Hauptgruppen und die wichtigsten Einzelstämme der Germanen sowie auch auf einige sie scheidende Kultur- und Zivilisationseigenheiten geworfen haben, wollen wir noch kurz auf die Unterschiede germanischer und römischer Art eingehen.

Die germanische Kulturperiode der ersten Jahrhunderte nach Christus hat man die römisch-germanische oder gar schlechthin die römische Zeit genannt, weil damals angeblich unter römischem Einfluß die ersten Anfänge einer bisher noch völlig mangelnden Zivilisation zu den Germanen gelangt sein sollen. Nun kennen wir kaum einen anderen Abschnitt der deutschen Vor- und Frühgeschichte so gut wie diesen, sei es durch Spatenforschung, sei es durch allerdings sehr viel weniger zuverlässige, antike literarische Quellen.

Vergebens wird man hier nach den Segnungen suchen, welche die damaligen Germanen einem angeblich alles neugestaltenden Kultureinflusse Roms zu danken haben sollen. Das wenige, was sie an Römischem durch den Handel erwarben, wie etwa getriebene Bronzegefäße und Glaswaren, ist so nebensächlicher Art, daß es neben dem Eigengeschaffenen der germanischen Kultur nur wenig in Betracht kommt. Zudem zeigte der Handel mit solcherlei Ware seit dem Anrücken der Römer an die Grenzen Germaniens gegen früher nur eine Verstärkung. Denn südeuropäische getriebene Bronzegefäße und ägyptische Glasperlen sind schon während der Bronzezeit in nicht geringem Maße zu den Germanen gelangt. Im Gegenteil, wir sehen bei den Germanen fast allenthalben eine bewusste Ablehnung römischer Lebensformen, eine Verschmähung der Erzeugnisse römischen Werkwesens. Wenn irgendwo müßte in dem wichtigsten Punkte, wo sich römisches und germanisches Wesen entscheidend begegneten, im Waffen- und Kriegs-



wesen, der angeblich überwältigende römische Einfluß sich geltend gemacht haben.

Aber was sehen wir? Auf der einen Seite der vom Scheitel bis zur Sohle mit Schutz- und Trugwaffen bekleidete römische Legionssoldat (Abb. 32), mit seinem schweren Eisenhelm, seinem dicken Leder- oder Eisenpanzer, seinem gewaltigen manndeckenden halbzylindrischen, rechteckigen Schilde aus Holz mit Lederüberzug und reichem Metallbeschlag, seinem ungeheuren, in der oberen Hälfte rein aus Eisen bestehenden Wurfspeer, dem Pilum, seinem vermöge der verdickten Spitze vorzüglich als Stoßwaffe dienenden Stahlschwert und Stahldolch, nicht zu reden von der Last des Schanzzeuges, das im Kampfe natürlich nicht getragen wurde.

Und auf der anderen Seite der leichtbeschwingte bewegliche Germane (Abb. 33), der für die Schlacht sein Obergewand ablegte und höchstens ein lose über die Schultern geworfenes, bis an die Hüften reichendes Mäntelchen trug, dazu einen kleinen runden oder ovalen, ganz dünnen Holzschild mit hoch emporragendem mittleren Eisenbuckel, vermöge dessen diese einzige germanische Verteidigungswaffe zugleich als Angriffswaffe für den linken Arm diente, mit der die Germanen in derselben Weise fochten wie mit ihrem zweischneidigen Langschwert oder einschneidigen Kurzschwert in der Rechten. Daneben als weitere Trugwaffe eine zwar wie der römische Wurfspeer sehr lange Stoßlanze, die aber eine verhältnismäßig kurze, schmale Eisenspitze besaß, jene trotzdem von den Römern so gefürchtete, berühmte „Framja“, neben der oft noch ein Wurfspeer mit Widerhakenspitze geführt wurde.

Während das eben beschriebene Modell (Abb. 33) einen Germanen des 1. Jahrhunderts nach Chr. darstellt, sehen wir in den beiden folgenden Abbildungen die Waffenbeigaben dreier westgermanischer Kriegergräber des brandenburgischen Havellandes aus dem 2. Jahrhundert nach Chr., nämlich aus zwei Brandgräbern mit je einer aufreichte mit Mäandermustern in punktierender Rädchen-technik gezierten Leichenbrandurne und aus einem Körpergrabe.

Im Brandgrabe Nr. 3 aus Hohenferchesar (Abb. 34 oben) lag ein ungewöhnlich kurzes zweischneidiges Schwert, das gemäß dem germanischen Grabbrauch zusammengebogen ist, eine scharfgratige Lanzenspitze, ein Schildbuckel mit stumpf endender Mittelstange und nur drei Randnieten, die dazugehörige Schildfessel (Handgriff), sechs auf-fallend kleine Sporen (3 n), grades Stielmesser (3 m), Halbmond-Rasiermesser (3 k), Schere (3 e), Haarzähne, drei Riemenschnallen (3 c, f, g), Ring mit Zwinge (3 o), Knochenkamm (3 h), Granitstein (3 b),





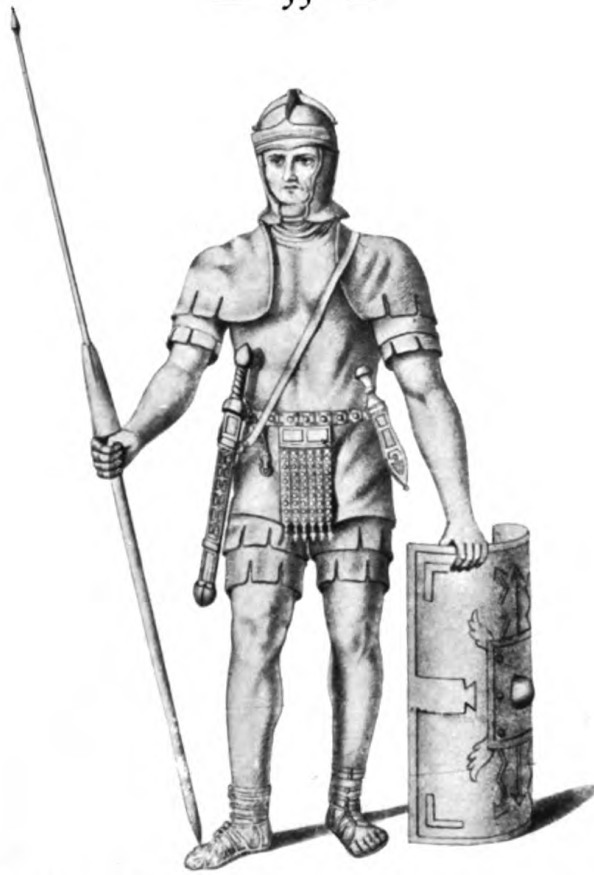


Abb. 32. Römischer Legionär des 1. Jahrhunderts n. Chr.  
Modell des Römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz.



Abb. 33. Germanischer Reiter des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Kriegstracht, mit  
Hose, Schuhen, Mäntelchen, Lanze, Schwert und Schild. Man beachte den  
rechtsseitigen Haarknoten. Modell des Provinzialmuseums zu Halle a. d. S.

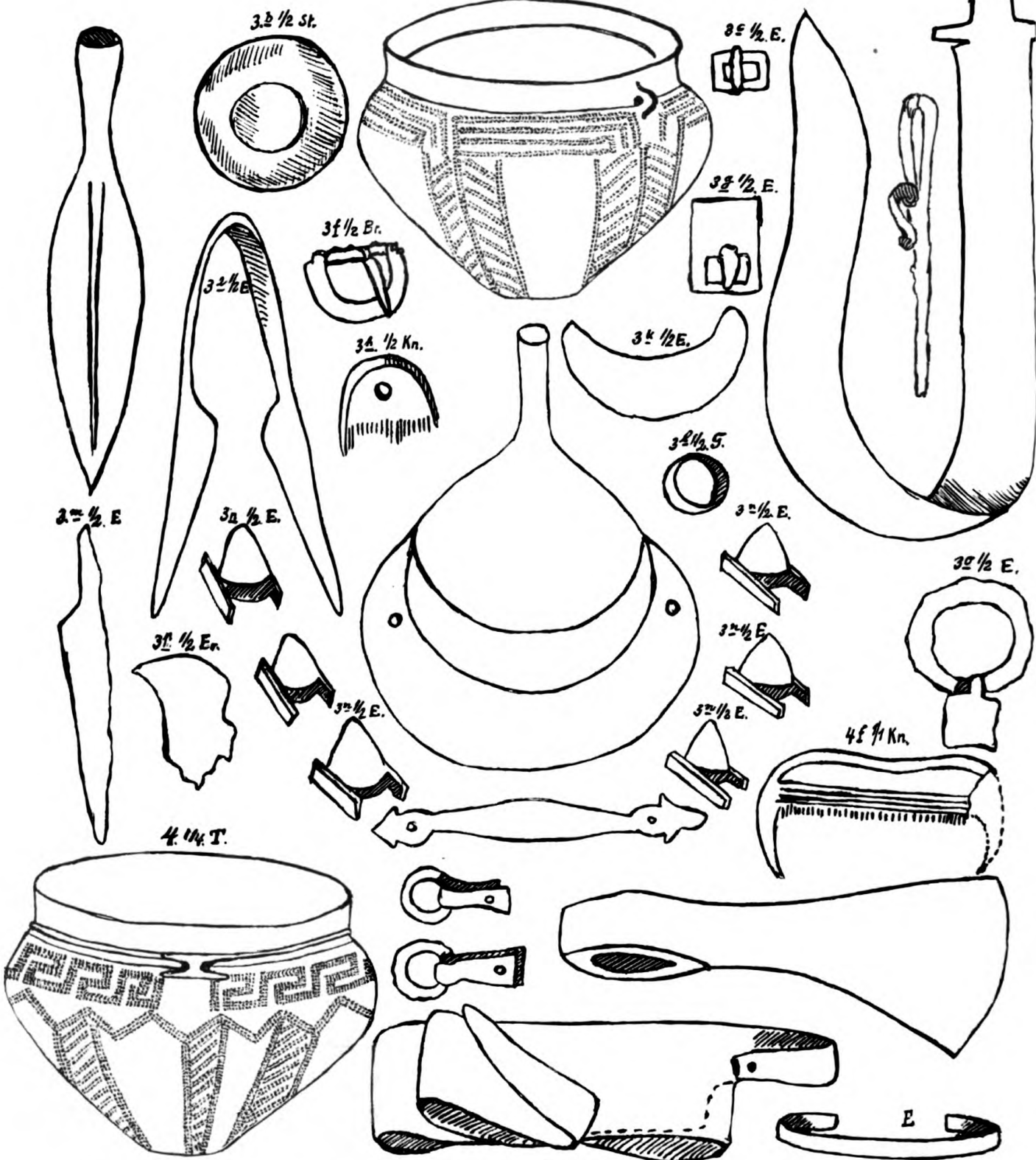


Abb. 34. Hohenferchesar bei Brandenburg a. d. Havel. Brandgrab 3 und 4 (nach R. Stimming).

goldener Fingerring (31). — Im Brandgrabe 4 (Abb. 34 unten) befand sich nur ein kurzes einschneidiges, rituell zusammengefaltetes Schwert, eine Eisenklammer von der vergangenen hölzernen Schwertscheide, zwei Riemenzungen, eine Eisenart und ein Knochenkamm.

Die beiden Gräber von Hohenferchesar belehren uns über die Entwicklung, die das germanische Schwert in der frühen Kaiserzeit genommen hat. Vorher, also im 1. Jahrhundert vor Chr., besaßen die Germanen das etwa 1 m lange, breite zweischneidige Siebschwert mit spitzbogigem oder dreieckigem Klingenende und einer Eisenscheide, die aus zwei Platten besteht, von denen die hintere die schmalere vordere an den Seitenrändern umfaßt, außerdem meist noch durch Querstege einschließt. Das Ortband der Scheide ist spitzbogig oder scharf zugespitzt. Auf der Rückseite der Scheide sitzt dicht unter dem Scheidenmund eine in der Richtung der Schwertlänge angenietete Eisenschlaufe, durch welche ein Riemen gezogen wurde, der mittels zweier Koppelringe mit dem Ledergürtel verbunden wurde.

Außerdem eignet den Germanen eine besondere, von den ostgermanischen Burgunden in der Latènezeit erfundene Schwertart, das etwa 70 cm lange einschneidige Kurzschwert, zu dem nicht eine eiserne, sondern stets eine hölzerne Schwertscheide gehörte, deren dünne Platten durch eine Anzahl bandförmiger Eisenklammern in ihrer Lage festgehalten wurden. Stets zwei solcher Klammern besaßen Endösen, die so sitzen, daß die eine Öse an der rechten Scheidenkante, die andere etwas tiefer an der linken Kante sich befand. Diese Anordnung der Tragösen für das Schwertgehäk beweist, daß die Kurzschwerter nicht senkrecht, sondern schräg herabhängend getragen wurden. Die Ortbänder der Scheide sind stets eisern und von rechteckiger Gestalt, bestehend aus einem unteren massiven Querstab und zwei darüber befindlichen Nietplatten, die zwischen die unteren Enden der Holzplatten geschoben und mit ihnen vernietet werden.

Dieses einschneidige burgundische Kurzschwert verbreitete sich in den ersten Jahrhunderten nach Chr. auch zu den Westgermanen. Die Form änderte sich nur in geringem Maße. Die gegenständigen Ösen der Latène-Scheide verschwinden und an ihre Stelle tritt ein einziger Tragring, der am oberen Scheidenende befestigt wird. Am Ende des 2. Jahrhunderts und später wird dieser an einem Eisenbände befestigt, das zweimal um die Scheide geschlungen ist. Ebenso kommt das breite rechteckige Ortband ab; die Scheide schließt rund oder spitz ab und hat gewöhnlich kein Ortband mehr.

Ein Schwert aus dem Vimoor (Abb. 35), der Zeit um 200 nach Chr., gibt eine gute Anschauung. Die wichtigste Veränderung, die das



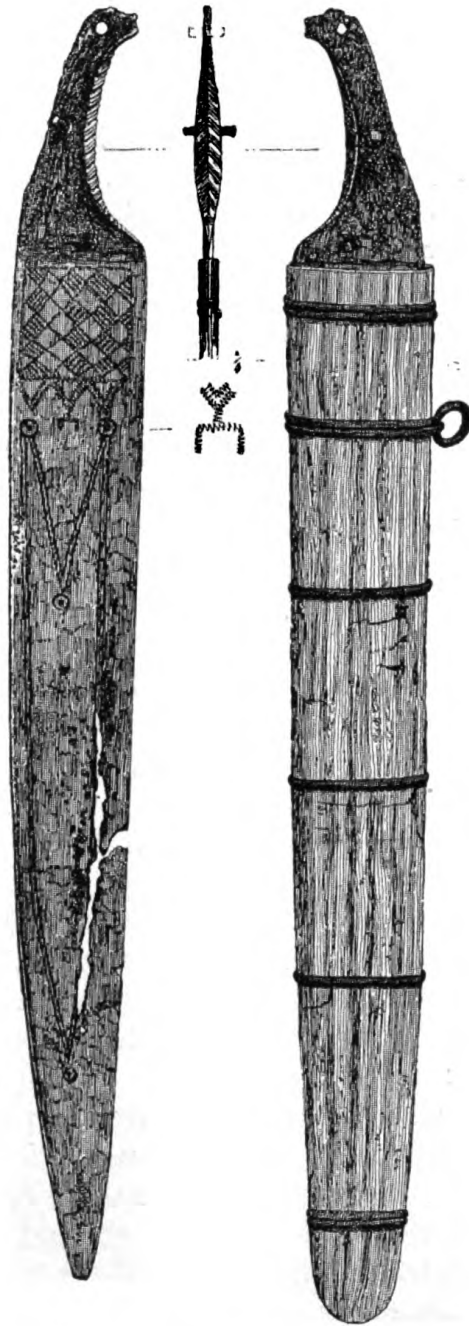


Abb. 35.  $\frac{1}{4}$ . Vimoor, Fünen.  
Einschneidiges, reich verziertes Schwert nebst  
Holzscheide. 3. Jahrhundert n. Chr.



Abb. 36.  $\frac{1}{3}$ .  
Møllerup, Jütland.  
Zweischneidiges Schwert.  
Um 200 n. Chr.

2. 1/15.

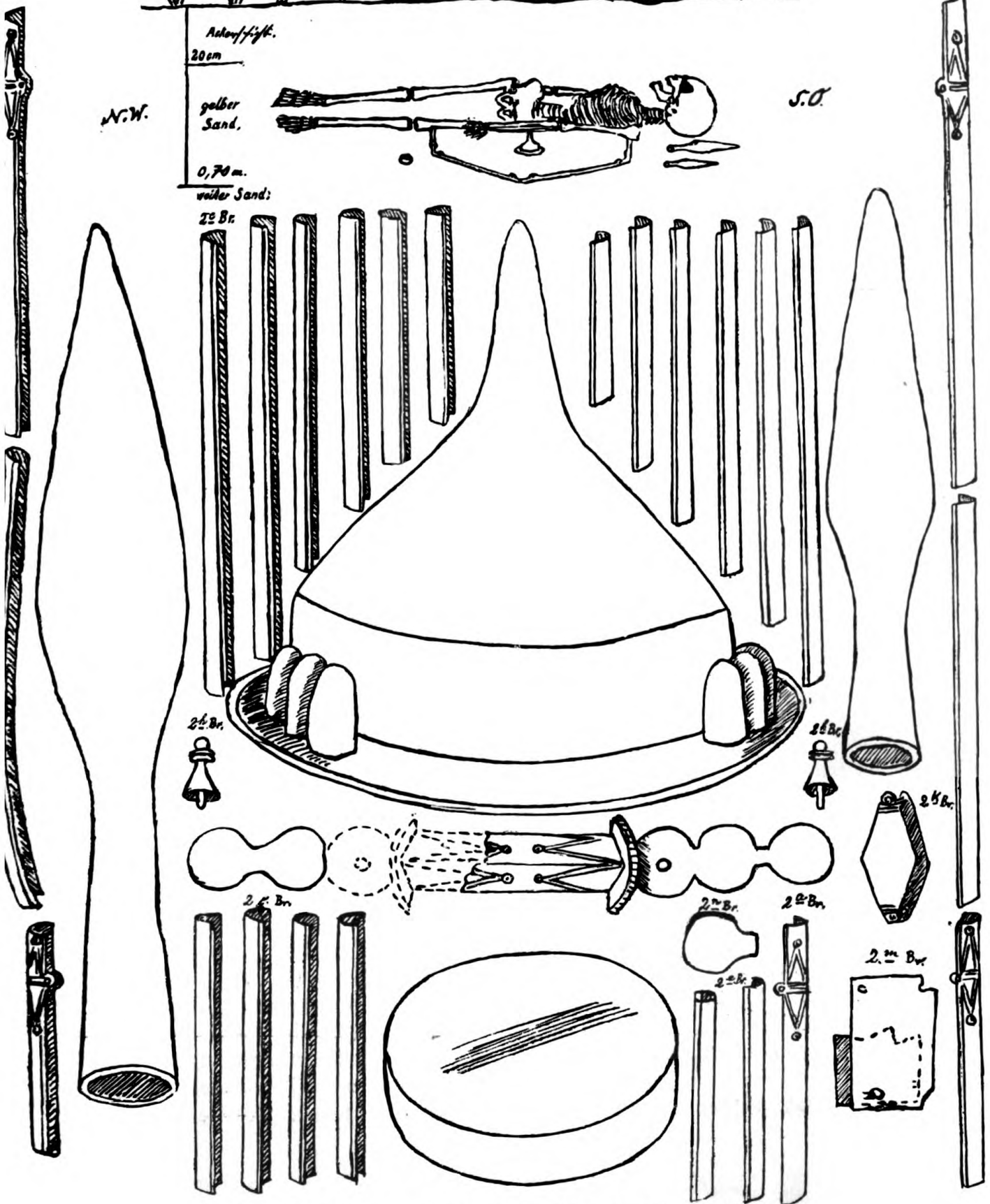


Abb. 37. Wachow bei Brandenburg (nach R. Stimming).



Kurzschwert in der Kaiserzeit erleidet, ist wohl die, daß es durchschnittlich 10—15 cm kürzer wird als es in der Latènezeit war. Es ist das eine Erscheinung, die in derselben Richtung liegt wie die starken Veränderungen, die das lange Siebschwert mit Beginn der Kaiserzeit durchmacht.

Das zweischneidige breite Langschwert weist in dieser Umwandlung den einzigen Einfluß auf, den die römische Bewaffnung auf die germanische ausgeübt hat. Die Germanen hatten bei ihren Kämpfen mit den Römern zur Zeit des Augustus die mörderische Wirkung des römischen Kurzschwertes, das eine Stoßwaffe war, im Sandgemenge erfahren, wo sie mit ihren langen Siebschwertern an wirksamer Gegenwehr aufs stärkste behindert waren. Diesen schweren Nachteil wußten die Germanen alsbald abzustellen. So verbreitete sich jetzt schnell über ganz Germanien die römische Schwertform, freilich nur für zwei Jahrhunderte. Die Schwertlänge wird nun auf etwa 60 cm gemindert, so daß das Langschwert ungefähr dieselbe Länge bekam, wie das germanische Kurzschwert dieser Zeit. Die Schwertspitze wird schmal, scharf und lang ausgezogen, bisweilen auch in römischer Art verdickt. Die Holzscheide erhält ein Kugelortband und am Oberteil zwei Bandbeschläge, meist aus Bronze, in deren Endösen je ein Tragring hängt für den Schwertriemen. Ein spätes Beispiel, das Schwert von Möllerup, schon aus der Zeit um 200 (Abb. 36), zeigt, daß auch die Griffform wenigstens eines Teiles der frühkaiserzeitlichen Germanenschwerver der römischen nachgebildet worden ist: auf dem hölzernen mittleren Zylinder sitzt ein plattfugeliger Knopf aus weißgrauer Masse unter einem Bronze Knopf, und der untere Griffabschluß ist aus derselben Masse. Da die germanischen Schwerver aber meist eine nur etwa 12 cm lange Griffangel besitzen, gegenüber den etwa 18 cm langen römischen Griffangeln, haben die Germanen also ihre eigene vorrömische Griffform beibehalten, und man muß daraus schließen, daß sie diese auf das römische Schwert übertragen haben. Bei dem Mölleruper Schwert ist die Holzscheide mit Leder überzogen und am Oberteil noch durch einen aufgenieteten, mit durchbrochenem Muster versehenen Bronzebelag verziert, wie er schon im 1. Jahrhundert vor Chr. bei den Germanen vorkam.

Dem Körpergrabe eines Kriegers von Wachow (Abb. 37) aus dem Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. waren beigegeben ein hölzerner Schild mit Eisenbüchel, den dreimal je drei fingerhutförmige, hohle Bronzenieten festhalten, mit bronzener silberfiligranverzierten Schildfessel (in der Abbildung ist das zerstörte mittlere Griffband viel zu kurz ergänzt) (2a), zwei kleinen kegelförmigen Bronzenieten für die Vorder-

seite des Schildes (2b) und Schildrandbeschlag aus Bronzeblech, 3. T. mit Innendfen (2c, 2e), ferner zwei Lanzenspitzen, ein Feuerschlagstein aus Granit mit Schlagspuren auf der Mitte, ein bronzenes Kapselberlock (2n), endlich bronzene Riemenbeschläge (2k, 2m).

Zu besserer Veranschaulichung der sinnreichen Bauart der germanischen Schilde sei hier der Querschnitt durch die Mitte eines rekonstruierten Schildes etwa vom Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. beigelegt, bei dem die einzelnen Bestandteile durch die Schraffierung unterschieden sind (Abb. 38). Der mit sehr hohem Kragen und sehr hoher, lang ausgezogener Spitze versehene eiserne Mittelbuckel hat eine vor-

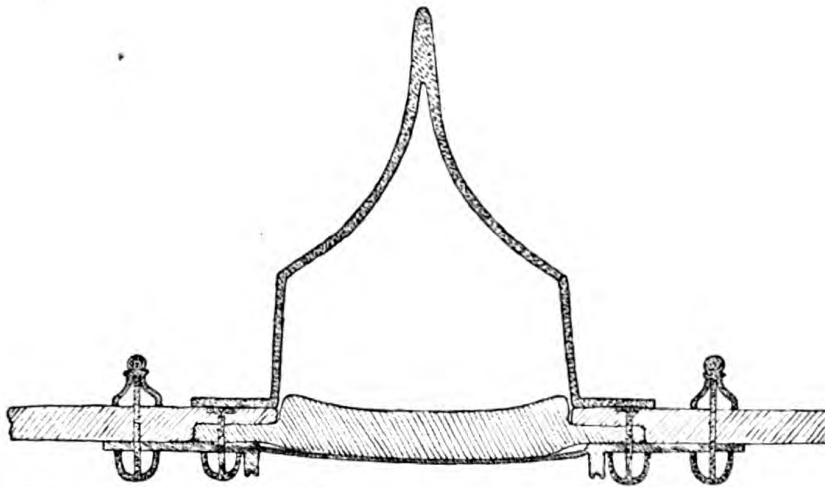


Abb. 38. Querschnitt durch die Schildmitte: eiserner Schildbuckel; hölzernes Schildbrett; hölzerner Schildgriff; eiserne, seltener bronzene Schildfessel mit 4 Fesselnieten und 2 oberen Nietköpfen (nach M. Jahn).

wiegend ostgermanische Gestalt. Sein Rand ist mittels Nägeln von oben her auf das hölzerne Mittelbrett des Schildes angenietet, was auf dem Bilde nicht dargestellt werden konnte. Unterhalb des runden Ausschnittes des Mittelbretts befindet sich der hölzerne Handgriff mit der ihn festigenden eisernen oder bronzernen „Schildfessel“. Diese ist an beiden Enden durch zwei Nieten von unten her mit dem Handgriff wie mit dem Schildbrett verbunden. Die oberhalb des Brettes heraus tretenden Spitzen der äußeren Nieten der Fessel sind mit zierlichen bronzernen Muttern befestigt, die in ihrer Form die westgermanische Art wiedergeben.

Reicher war die Waffenausrüstung im 3. und 4. Jahrhundert, besonders bei den Ostgermanen. Wir kennen diese in einzigartiger Vollständigkeit aus den Opfern, die in den berühmten Moorfunden

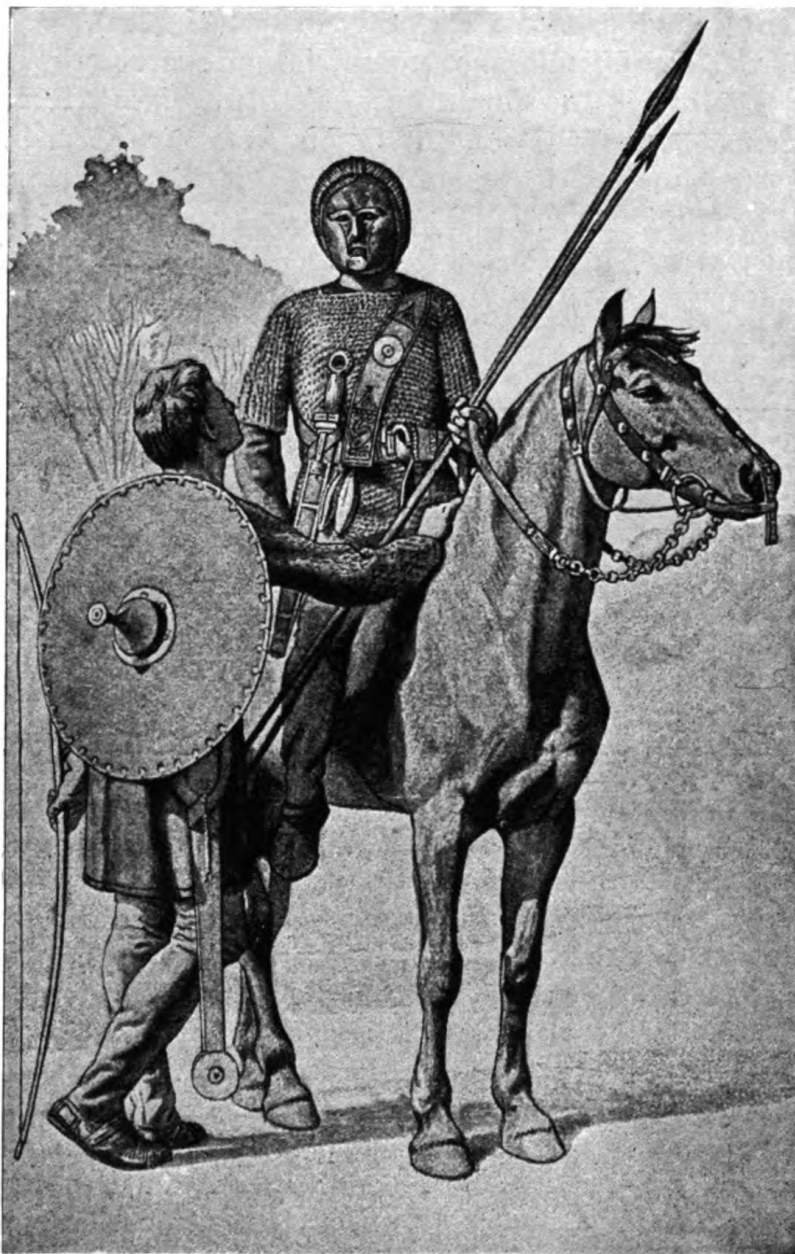


Abb. 39. Ostgermanischer Reiter und Fußkämpfer aus der Zeit von 300—400 n. Chr.  
(nach S. Müller).

Nordschleswigs und Dänemarks aus dem 3. bis 5. Jahrhundert zutage gekommen sind. Die in Abb. 39 gegebene Wiederherstellung der Kriegsausstattung gründet sich hauptsächlich auf die Gegenstände, die das Kieler Museum aus dem Thorsberger und dem Nydammer Moor in Nordschleswig besitzt, sowie das Kopenhagener Museum aus dem auf Sünen gelegenen Vimoor.

Das Haupt des Reiters schmückt ein silberner Helm, der auf der Abbildung einem Stück des Thorsberger Moorfundes nachgezeichnet ist. Der Thorsberger Helm ist einer römischen Gesichtsmaske nachgebildet worden, doch fehlt ihm das Einsatzstück, das nur Augen und Mund frei ließ und das auf dem Reiterbild frei eingefügt worden ist. Rückwärts angefügt ist dem Gesichtsteil aber eine durchaus im germanischen Stile gearbeitete, aus Silberbändern bestehende Kopfkappe und ein silbernes, in demselben Stile gearbeitetes rahmenförmiges, durch einen Niet an der Gesichtsmaske befestigtes Verbindungsstück zwischen Kappe und Gesichtsmaske.

Die Vorbilder für den Armelrock und die Hosen der beiden Krieger hat gleichfalls der Thorsberger Fund geliefert, eine vollständige Ringbrünne aber, wie sie der Reiter über dem Rock trägt, der Vimoorfund. Eine solche vollständige Brünne, wie sie außerhalb der Moorfunde nur äußerst selten in germanischen Gräbern vorkommt und nur als fürstliches Prunkstück angesehen werden kann, besteht aus etwa 20000 Eisenringen, die reihenweise abwechselnd teils zusammenschmiedet, teils genietet sind, in der Art, daß jeder Ring immer mit vier Nachbarringen verkettet ist. Man hat berechnet, daß die Zeit zur Herstellung einer solchen Brünne für einen einzigen Arbeiter auf ein ganzes Jahr sich belaufen haben würde.

Am dünnen runden Holzschilde bemerkt man wiederum die Bronze-einfassung des Randes mit den nach innen gerichteten Ösen und den Stangenschildbuckel mit starker Verbreiterung der Stangenspitze: letzteres eine besondere ostgermanische Form. Daneben kommt in der späten Kaiserzeit, wenn auch seltener, noch eine zweite Art der Befestigung der Schildrandbeschläge vor, bei der keine Nietösen vorgesehen, sondern die Nieten von oben her durch das Blechband in die Schildbretter hineingetrieben worden sind. Ein Wiederaufleben der alten Latèneformen zeigt sich hier insoweit, als der Rand des Schildbuckels wieder sehr breit wird, der Buckel selbst eine breite, flach konische Form annimmt und flache Nietköpfe erhält.

Lanzenschäfte haben in sehr reichem Maße die Funde aus dem Vimoor und dem Nydammoor enthalten. Eschenholz wurde für die Schäfte, die bis  $3\frac{1}{2}$  m Länge erreichten, bevorzugt. In der Mitte war

die Wurffschlinge angenagelt. In den Gräbern finden sich meist zwei Lanzen als Beigabe niedergelegt; daher trägt der Reiter des Bildes auch zwei Spieße, eine Stoßlanze und einen mit langen Widerhaken versehenen Wurfspeer, letzterer eine ausschließlich germanische Erscheinung.

Die ostgermanischen Stoßlanzen, besonders die vandalischen und burgundischen, des 3. und 4. Jahrhunderts nach Chr. kehren in ihrer Form zu ihren Ahnen aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. zurück. Die kleine, schmale gratlose Lanzenspitze von nicht mehr als 15—20 cm Länge, die Eisenspitze der von den Römern so gefürchteten Stoßlanze „*Franea*“, war im Gegensatz zu den vorausgegangenen schönen, mit durchlaufendem hohen Mittelgrat versehenen und oft durch Einätzung geometrischer Muster oder heiliger Zeichen reich verzierten Lanzenspitzen der Latènezeit eine wenig profilierte, flache, nüchtern und unansehnlich aussehende Waffe. Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. erhalten die germanischen Lanzenspitzen wiederum einen am unterem Blattansatz einsetzenden, scharf ausgehämmerten, hohen Mittelgrat, der in allmählicher Senkung bis zur Spitze des Blattes läuft, und eine mit dieser Aushämmerng zusammenhängende starke Verbreiterung des im unteren Teile nunmehr geschweiften Blattes. Die sich dadurch bietende breite, freie Fläche wird jetzt, wie auch schon im 1. Jahrhundert vor Chr., mit Tiermustern bedeckt; doch werden diese jetzt nicht, wie in der Latènezeit, eingätzt, sondern eingepunzt. Sie bestehen teils aus einfach schräg oder senkrecht oder wagerecht laufenden gestrichelten Linien (Abb. 40), teils aus heiligen Zeichen, die mit Silber und Gold eingelegt sind. Dazu gehören Dreiecke mit gebogenen Seiten, Kreise oder Doppelkreise mit Mittelpunkt als Sinnbild der Sonne oder des Venussternes, Mondsichel, Dreischnkel und Sakentkreuze sowie das aus dem südrussischen Gotengebiet hergekommene, südeuropäische Blitzzeichen, das sowohl in regelrechter Gestalt als auch in abgekürzter oder der abgekürzten Gestalt angenäherter Form erscheint (Abb. 42, 43). Unter den zahlreichen gold- und silber-eingelegten Lanzenspitzen dieser Art waren die beiden zugleich mit Runeninschrift gezierten Stücke, die burgundische von Müncheberg im Ostgebiet der Mark Brandenburg und die vandalische von *Suszycyno* bei Kowel in Wolhynien, von alters her berühmt. Auf der Müncheberger Lanze ist der noch ungedeutete Name *Kanja* oder *Kaninga*, wie fast gleichlautend auf einem norwegischen Seitenstück, auf der anderen Runenlanze (Abb. 44) der Name *Tilarids* eingegraben, was soviel wie „trefflicher“ Reiter bedeutet. Als dritten Beleg füge ich zwei Stücke aus dem Grabe eines vornehmen hasdingischen

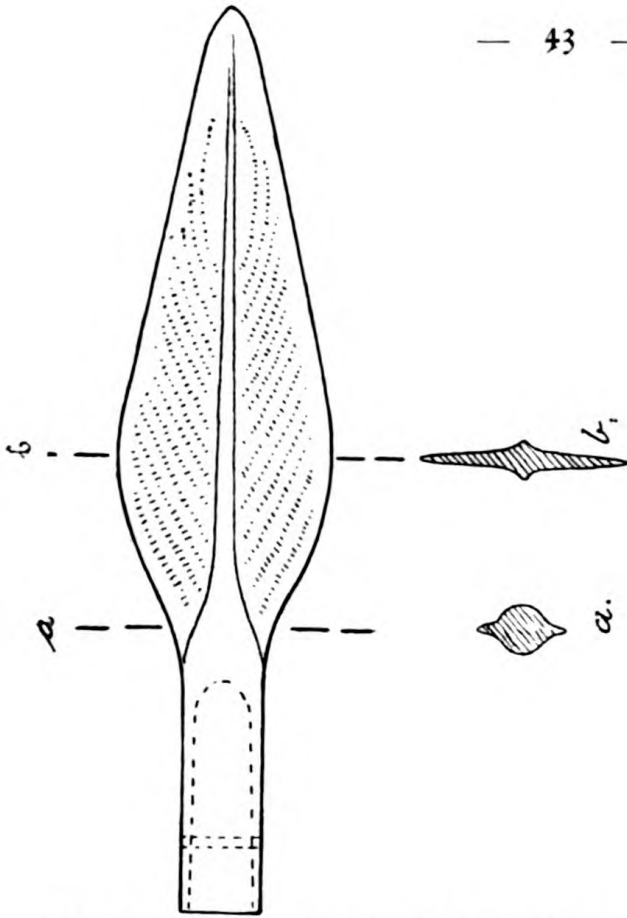


Abb. 40. Wilhelmsau, Kreis Niederbarnim, Brandenburg: aus einem reichen Reitergrabe des 4. Jahrh. n. Chr.

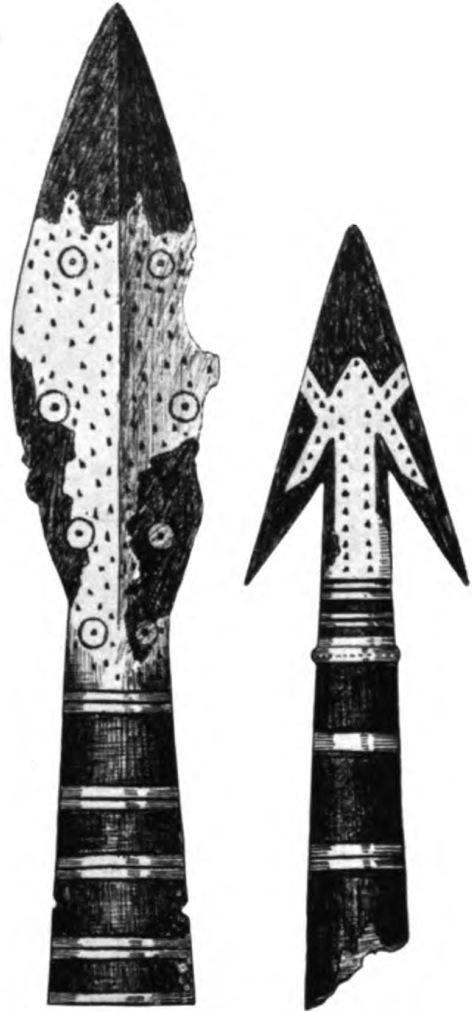


Abb. 41a. Abb. 41b.  
Gibart, Kom. Abauj, Nordungarn.  
Stoßlanze u. Wurfspeer, silberplattiert.  
Museum Kaschau.

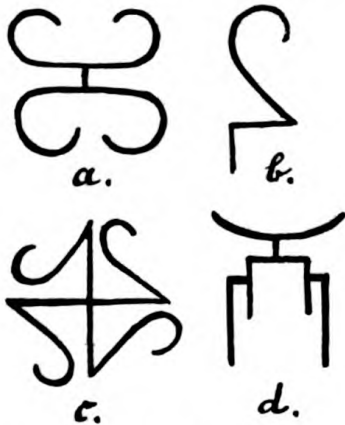


Abb. 42. Südrussische Zeichen (nach Böge).

a) Entartetes südeuropäisch. Blitzzeichen; b) Abkürzung von a oder c; c) Hakenkreuz beeinflusst durch das südeuropäische Blitzzeichen; ebenso auf einem Eisenmesser aus Forhde, Kr. Westhavelland; d) Mondzeichen auf altarartigem Unterbau.

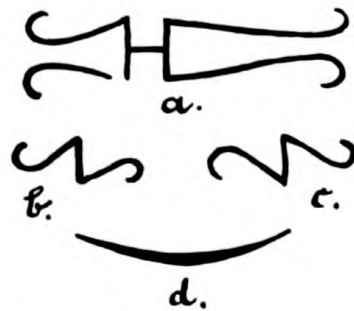


Abb. 43. Sinnbilder auf den Runenlanzenspigen von Müncheberg (a, d) und Rowel (b, c, d).

a) Südeuropäisches Blitzzeichen; b, c) Abkürzungen derselben und zugleich Hälften von entarteten Hakenkreuzen; d) Mondsichel.

Wandalen zu Gibart im nordungarischen Komitat Abauj (vgl. die Karte Taf. I) hinzu: eine Stoßlanze (Abb. 41a) und einen Wurfspeer (Abb. 41b), beide mit durchbrochener Silberplattierung auf dem Blatt und silbernen Querbändern auf der Tülle verziert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heiligen Zeichen der Waffe Zauberkraft verleihen sollten; sie sollte dadurch nicht nur selbst unverletzlich werden, sondern auch ihrem Träger erfolgreichen Sieg sichern. Noch in dem Eddaliede „Sigdrifumal“ heißt es, daß auf Schwert und Lanze Siegrunen eingegraben werden. Auch die in der Latènezeit übliche Verzierung der Lanzenspitzen durch halbmondförmige Ausschnitte des Blattrandes lebt in der späten Kaiserzeit wieder auf.

Außerdem hat der Reiter, und zwar entgegen unserem Brauche, an der rechten Seite, wie es bei den Germanen überwiegend üblich war, ein kurzes, breites Schwert, eine für diese Zeit schon seltene, weil bereits abgekommene Form, die römischer Art nachgebildet ist und, wie wir schon hörten, nur im 1. und 2. Jahrhundert nach Chr. üblich war; der Fußgänger dagegen das gewöhnliche lange, schmälere Schwert altgermanischer Art, dessen hölzerne Scheide in ein scheibenförmiges Bronze-Ortband ausläuft. Denn wie bei den Lanzenspitzen, leben auch bei den zweischneidigen Schwertern zu Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. in vielen Beziehungen die ehemaligen vorrömischen, latènezeitlichen germanischen Formen wieder auf. Die Schwerter werden wieder länger, die Klingen endigen wiederum in einer kurzen und gewöhnlich breiteren Spitze; sie sind durch Auftreten von sogenannten „Blutrinnen“ zu beiden Seiten des Mittelgrats und zuweilen, wie auch schon in der Latènezeit, in Damastart kunstvoll geschmiedet. Die Schwertscheide wird wieder durch eine rückseitige Schlaufe an dem Schwertriemen befestigt. Dagegen fehlen hier die Verzierungen, die in der Latènezeit sowohl an den Schwertern wie an den Schwertscheiden in reicher Mannigfaltigkeit auftraten.

Anders bei den Kurzschwertern. Diese nehmen in der Zeit um 200 nach Chr. bei den Ostgermanen Verzierungen an der Klinge, wie am Griff an. Die Klingen werden durch eingetiefte Linien, die entweder auf der Mitte oder nahe dem Rücken und der Schneide entlang ziehen und an den Endpunkten in gleichmittige Kreise auslaufen. Bei dem in Abb. 36 wiedergegebenen Kurzschwert ist der oberste Klingenteil mit einem Muster feiner, in Tremolierstich hergestellter Zickzacklinien bedeckt, die in ein quadratisches Feld Rauten einzeichnen.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts nach Chr. nimmt das germanische Langschwert die Gestalt an, die in Abb. 45 uns entgegentritt. Hier springen die beiden Querstücke des Griffes noch nicht so weit vor wie bald danach, und sie sind ebenso wie die Griffstange noch verhältnis-



Abb. 44.  $\frac{1}{1}$ . Сузвѣзно, Kr. Rowel, Wolhynien (nach Henning).

Links: Sakenkreuz, ineinandergestellte Winkel, Sonne; rechts: Sonne, Sakenkreuz, entartete Sakenkreuzhälfte, Sonne.

Links: „Tilarids“, Sonne; rechts: Sonne, Mond, entartete Sakenkreuzhälfte, Sonne.



mäßig mehr rundlich. Später (Abb. 46) wird der ganze Griff mehr flach gedrückt, die Querstücke springen weiter vor, ebenso die Wulste der Griffstange, die außerdem in der Mitte der Griffstange nahe zusammengerückt sind. Die sanduhrförmig eingeschweifte Griffstange erhält nun an den Rändern eine Facettierung. In dieser Gestalt lebt das germanische Schwert durch die ganze Völkerwanderungszeit bis ins 7. Jahrhundert hinein wenig verändert fort, wenn man von dem trapezförmigen Gestalt annehmenden Knauf absieht. Das Bronzeortband macht im 4.—5. Jahrhundert ebenfalls starke Veränderungen durch: aus der Scheibe wird zunächst ein Ring mit zwei Ansätzen in Form eines geöffneten Schnabels (Abb. 47), dann stellt sich eine U-Form, die sehr langlebig ist (Abb. 48).

Der Reiter trägt sein Schwert an einem reichgeschmückten Schultergürtel mit schöner Schnalle, wie ihn das Vimoor geliefert hat; am Leibgurt hängt ihm ein beiderseits spitzoval gestalteter Quarzit, dessen Mittelfurche anzeigt, daß er zum Feuerschlagen gedient hat. Die schmale, längliche spitzovale Form dieses Geräts ist eine Weiterbildung der älteren runden Form, die wir aus dem Körpergrabe von Wachow (Abb. 38) kennengelernt haben. Zu dem Quarzit gehörte ein Stahl zum Anschlagen des Funkens und ein Holzkästchen mit Zunder, worin der Funke aufgefangen wurde; beides hing neben dem Quarzit am Gürtel.

Der Fußgänger trägt einen Bogen, eine damals, wie es scheint nach langer Pause, bei den Germanen wieder aufkommende Waffe; weiter einen hölzernen Köcher für die Pfeile (hinter dem Schwerte). Die Pfeilschäfte haben am hinteren Ende einen Einschnitt, zum Anlegen der Sehne, und Harzreste von der Befestigung der vier Reihen von Federn, die dem Pfeile die Flugrichtung sichern sollten.

Die Bedeutung des Namens Tilarids „guter Reiter“ zeigt uns schon, wie sehr die Reitkunst bei den Germanen geschätzt wurde. Die Germanen waren zwar kein Reitervolk in dem Sinne wie die Ostländer, Skythen, Sarmaten, Parther, deren Heer nur aus Reitern bestand, wohl aber besaßen sie eine starke Keiterei, und Reitkunst und Pferdezucht standen bei ihnen in hohem Ansehen. Nicht bloß die Bataver, Tenkterer sowie die Sweben, d. h. die Elbgermanen, waren als Reiter bei den Römern teils gefürchtet, teils begehrt, sondern auch bei den Ostgermanen spielt das Reiten im Kriege eine große Rolle, ja wohl eine noch größere als bei den Westgermanen, zumal in der spätern Kaiserzeit. Wir wissen, daß schon die Basternen jene altgermanische gemischte Elitetruppe besaßen, bestehend aus vornehmen Reitern nebst je einem mitlaufenden, am Zügel sich festhaltenden Fußgänger, die vor der Schlachtordnung sich aufstellten. Und die Wandalen waren geradezu

ein Reitervolk. Und wie die thüringischen waren auch die burgundischen Pferde ob ihrer Ausdauer und ihrer Schnelligkeit berühmt. Mit Recht sagt Müllenhoff, daß die hohe Stellung, die das Pferd in der heutigen Welt einnimmt, es hauptsächlich durch die Germanen erhalten habe.

Wie war nun die Reiterausrüstung bei den Germanen? Aus Cäsars Bericht erfahren wir nur etwas Verneinendes, nämlich, daß die Germanen ohne Sattel ritten und alle verachteten, die davon Gebrauch machten. Indes scheint der Nutzen eines wenigstens ganz kleinen Sattels

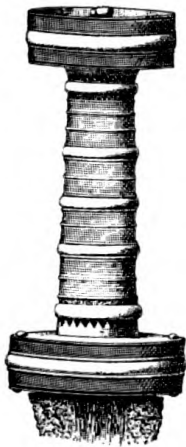


Abb. 45.  $\frac{1}{3}$ .  
Kragehul,  
Fünen.

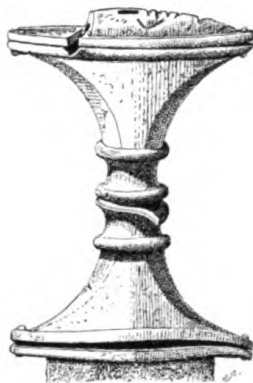


Abb. 46.  $\frac{1}{3}$ .  
Nydam, Schleswig.  
Um 400 n. Chr.



Abb. 47.  $\frac{1}{3}$ .  
Kragehul, Fünen.  
Anfang des 5. Jahrh. n. Chr.

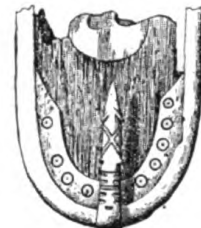


Abb. 48.  $\frac{1}{3}$ .

den Germanen später doch eingeleuchtet zu haben, denn auf einem der Bilder der Markus Säule, also am Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr., sehen wir, wie die Markomannen ihren kleinen Pferden solche kleinen Sättel von allerdings ganz unromischer Form und ohne Decken angeschnallt haben. Trensenknebel kennen wir schon seit der Steinzeit. Aber daß das Pferd so frühzeitig nicht nur gefahren, sondern auch geritten wurde, ersehen wir aus den Darstellungen der bronzezeitlichen Selsenzeichnungen. Für unsere Zeit sind in erster Linie die Sporen beweisend, die sich in den Gräbern und während der späten Kaiserzeit sehr zahlreich auch in den großen Moorfunden Schleswigs und Fünens finden.

Der Sporn ist eine Erfindung der späten Latènezeit: gleichzeitig erscheint er bei Kelten und Germanen in charakteristisch dünner, geschweiffter Bügel- und Stachelform mit großen, flachen Seitenknöpfen. Im 1. Jahrhundert nach Chr. entwickelt sich hieraus bei den Westgermanen eine ganz neue Art Sporen, der Stuhlsporn.

Sier werden die Schenkel des geschweiften Bügels allmählich grade gestreckt und zu einer dicken, viereckigen, an zwei Seiten bogig ausgeschnittenen Platte umgebildet, dem Stuhl, worauf der Stachel als immer kräftiger werdender Keel sitzt. Die beiden Knöpfe sind abgelöst und als besondere Stücke von oben her in die Bügelenden eingenieter; sie werden dann bald zu wirklichen Nietten, die nur im Innern des Bügels hervorragen (Abb. 49). Nun konnte man den Sporn nicht mehr mit einfach über die Knöpfe gestreiften Riemen an dem Schuh



Abb. 49.  $\frac{3}{4}$ . Bronze.  
Rörchow, Mecklenburg.  
Stuhlsporn,  
I. Jahrh. n. Chr.



Abb. 50.  $\frac{1}{2}$ .  
Vimoor, Fünen.  
Bronze  
mit Eisenstachel  
(nach Engelhardt).



Abb. 51.  $\frac{3}{5}$ .  
Sagenow, Mecklenburg.  
Golden mit silber-  
tauschiertem Eisenstachel  
(nach Belg).

befestigen, sondern mußte ihn erst mit einem den Schuh kappenartig umschließenden ledernen Spornhalter vernieten und konnte nur beide vereinigt an den Schuh festknüpfen und von ihm wieder lösen. Der Nietsporn ist also eine germanische Erfindung aus der Zeit um Christi Geburt und keine solche der Römer, die damals durchaus noch Osensporen und nur solche kannten. Die Ausschweifung der Nietplatte wird bei den halslosen Stücken im 2. Jahrhundert mitunter derart übertrieben, daß die beiden Flügel zu einfachen Parallelstreifen verkümmern, wie es bei den Sporen aus dem Brandgrabe von Hohenferchesar (Abb. 35) der Fall ist. Neben den Sporen mit dicht aufsitzendem Stachel erscheint sogleich eine zierlichere Reihe, bei der sich zwischen Stachel und Stuhl ein Hals einschiebt. Diese Sporen mit abgesetztem Hals, bei denen die Flügel immer breiter wurden, entwickeln seit dem 2. Jahrhundert eine eigene besonders zierliche Nebenreihe, die statt der zwei mittleren vier an den Ecken der Flügel angebrachte Nietten erhält. Diese Nietten sitzen in kleinen, gegen den Stuhlkörper abgeschnürten, kreisförmigen Platten und sind mit kleinen kugelförmigen Köpfen gekrönt

(Abb. 50, Vimoor). Der Bronzestuhl erhält oft viele kleine Vorsprünge und Zwickel, die mit Scheinnieten besetzt werden.

Ein besonderes Prachtstück eines solchen Sporns lag in einem reichen Frauengrabe von Sagenow (Abb. 51). Sein goldener Stuhl ist mit einem Kranz filigranverzierter Nieten umgeben und diese wieder je von einem Kreise kleiner Scheinnieten. Der Eisenstachel ist am Fuß mit verzierten Ringwulsten eingefasst und trägt ein Gitter tauschiertes Silberfäden.

Bei den Ostgermanen hat sich während des 1. Jahrhunderts nach

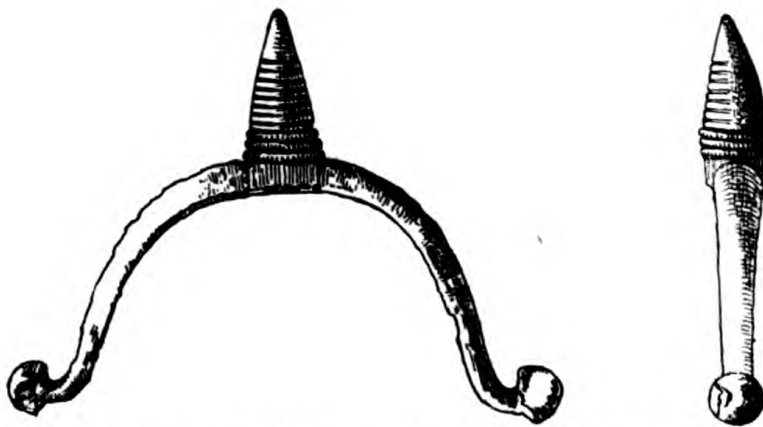


Abb. 52.  $\frac{2}{3}$ . Kirpehnen, Kr. Fischhausen (Ostpreußen).  
Eisen mit Bronzezier. Knopfsporn, 1. Jahrh. n. Chr.

Chr. die ursprüngliche Form des latènezeitlichen Knopfsporns fortgebildet: die Knöpfe werden nun kleiner und halbkugelig, der Stachel wird kürzer, dicker. Der Bügel wird länger und stärker und seine bisher flachbogigen Schenkel greifen weiter herum und umschließen einen etwa halbkreisförmigen Raum (Abb. 52). Nur die verzierten Stücke, die auf West- und Ostpreußen beschränkt sind, bei den Wandalen aber ganz fehlen, sind oft aus Bronze, alle unverzierten stets aus Eisen.

Im 2. Jahrhundert kehrt der ostgermanische Knopfsporn wieder zur flachgebogenen Bügelform zurück, seine Schenkel nehmen ständig zu an Dicke und Breite, und auch der Stachel wird immer gedrungenener, kürzer und dicker, so daß er schließlich hohl gearbeitet wird. Diese Entwicklung setzt sich in noch stärkerem Maße im 3. Jahrhundert fort. Der Stachel wird vierkantig, der Bügel wird auf der Oberseite ebenfalls kantig und erhält eine mittlere seitliche, entweder eckige oder runde Ausladung (Abb. 53). Gegen Ende des 3. Jahrhunderts nimmt die Bewegung plötzlich eine

rückläufige Richtung an; die Knopfsporen schrumpfen ein; die Stachel nehmen an Länge und Breite ab, und die Bügel werden schmal und dünn. Es stellt sich somit, wie wir das bei Waffen und Sabeln (von letzteren werden wir erst später zu handeln haben) wissen, ein Ausleben früher, latènezeitlicher Formen ein.

Um etwa 200 nach Chr. tauchen vereinzelt auch Mischformen zwischen

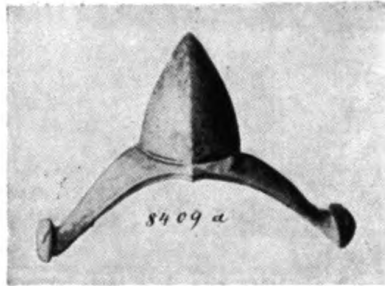


Abb. 53.  $\frac{3}{5}$ . Mischisewitz, Kr. Barthaus, Westpreußen. Bronze. 3. Jahrh. n. Chr.



Abb. 54.  $\frac{1}{2}$ . Vimoor, Sünen. Bronze mit Eisenspitze. Um 200 n. Chr.



Abb. 55.  $\frac{1}{2}$ . Sammlung Blett in der Marienburger Ordensburg. 4. Jahrh. n. Chr.

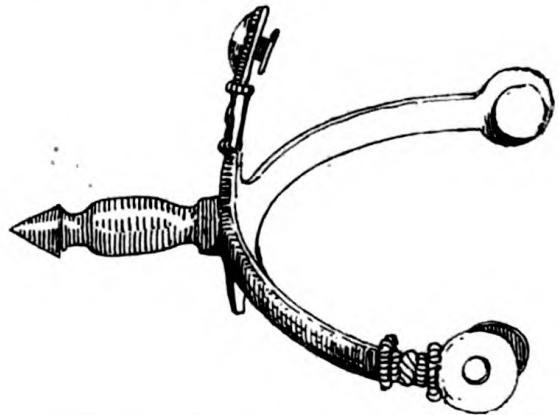


Abb. 56.  $\frac{1}{1}$ . Leuna, Kr. Merseburg. Silber mit geperktem Golddraht (nach Jahn). 4. Jahrh. n. Chr.

der Form des späteren Stuhlsorns und der des Knopfsorns auf. Es sind das Knopfsorn mit stuhlartiger Erweiterung des Bügels, der beiderseits des Stachels zwei rechteckige, senkrecht stehende Platten erhält (Abb. 54), wie sie jene entwickelte Form der Stuhlsorn aufweist, deren Stuhl nur noch aus zwei schmalen Querstangen besteht (vgl. oben Abb. 35).

Im 4. Jahrhundert stirbt der Knopfsorn insoweit ab, als sich nun

seine Knöpfe teils in Knebel, teils — dies seltener — in auswärts umgebogene Haken verwandeln.

Der eigentliche Nachfolger des Knopfsporns am Ende des 3. Jahrhunderts war indes der Nietsporn, der aber auf Ostpreußen und Mittelgermanien beschränkt blieb. In Ostpreußen werden die bisherigen Knöpfe anfangs einfach durch Niete ersetzt; im 4. Jahrhundert aber verdrängte hier die provinziäl-römische Art der Niete an



Abb. 57.  $\frac{1}{1}$ . Kommerau, Kr. Schwetz, Westpreußen. Bronze.

runden Scheiben die einheimische Art. Bei dem sehr schlanken zierlichen ostpreussischen Stück in Abb. 55 sind aber außer den beiden Bügelnieten noch zwei weitere Niete an kreuzförmigen Fortsätzen angebracht, und ihre zarten Innenknöpfe sind krückenförmig, also noch in der Art, wie sie bei entwickelten Stuhlsporen üblich ist. Sonst herrscht hier, wie in Mittelgermanien ausnahmslos, die rein provinziäl-römische Form mit zwei Bügelnieten und einem dritten Niet auf einem senkrechten Mittelast; doch alles dies in einheimischer Nachahmung, wie die silbernen Prachtsporen des Elb-Saale-Gebietes zeigen, die oberhalb der Nietplatten durch Perldrahtringe in germanischer Gold- und Silberfiligranarbeit verziert sind, so die aus einem überaus reichen Grabe von Leuna bei Merseburg stammenden beiden Stücke (Abb. 56).

Zu erwähnen bleibt noch eine Eigentümlichkeit mancher ostgermanischer Sporen, die um 200 nach Chr. einsetzt, daß nämlich ihr Bügel eine ungleiche Länge und ungleiche Biegung der Schenkel aufweist, wobei der kürzere Arm stets stark gebogen, der längere mehr gestreckt ist, der Stachel also nicht in der Verlängerung der Mittelachse des Fußes, sondern schief sitzt (Abb. 57). Der eben genannte Grabfund von Leuna hat bewiesen, daß diese Art Sporen so am Fuße befestigt wurden, daß der gestreckte Schenkel an der Außenseite des Fußes saß, der mehr gewölbte aber an der Innenseite heruntergriff. Der Stachel war demnach schräg auswärts vom Pferde abgekehrt, um es gegen eine vom Reiter ungewollte Berührung mit dem Sporn zu schützen.

Schließlich sei noch die Tatsache berührt, daß in den Gräbern nicht selten zwar nur ein einziger Sporn sich vorfindet, ganz überwiegend aber zwei Sporen erscheinen.

Wir sehen aber auch, daß zwar die Trugwaffen der Germanen denen der Römer annähernd gleichwertig waren, daß aber ihre Schutzrüstung der römischen Panzerung gegenüber wenig in Betracht kam. Das lag aber nicht an einem Mangel der germanischen Eisentechnik, die vielmehr sehr hoch stand, sondern allein am Stammescharakter und an der Kampfesweise der Germanen.

Ihre Absicht war, weniger den eigenen Körper zu schützen, als unbehindert und so rasch wie möglich den Gegner mit tödlichem Streiche zu treffen. Der alte preussische Heeresgrundsatz: Die beste Verteidigung ist der Angriff, ist nichts als ein Erbteil aus altgermanischem Blut. In dem schwergepanzerten Römer und dem ungeschützten offenen wagemutigen Germanen sehen wir zwei vollkommen verschiedene Wesensarten unveröhnt einander gegenüber. Hier von einem römischen Kultureinfluß zu sprechen, das vermochte bisher wohl der von der Sachforschung kaum berührte, rein auf literarischen Quellen von Griechen und Römern fußende Geschichtsforscher; ein Kenner deutscher Archäologie vermag heute für die ersten Jahrhunderte nach Christi nur eine geringe Beeinflussung germanischer Zivilisation durch die Berührung mit der provinziäl-römischen Zivilisation des linken Rheinuferes zuzugestehen. Erst nachdem die Franken über die Grenze Altgermaniens hinaus in Gallien sich festsetzten, das sie allmählich bis zum Seineflusse besiedelten, spüren wir bei ihnen einen merkbareren Einfluß der vor ihnen dort im Lande entstandenen gallo-römischen Zivilisation.

Daß dem toten Reiter sein Ross auf den Scheiterhaufen nachfolgte, wissen wir durch Tacitus. Als im 3. Jahrhundert nach Chr. die Sitte der Körpergräber stärker aufkam, muß das getötete Pferd zu dem

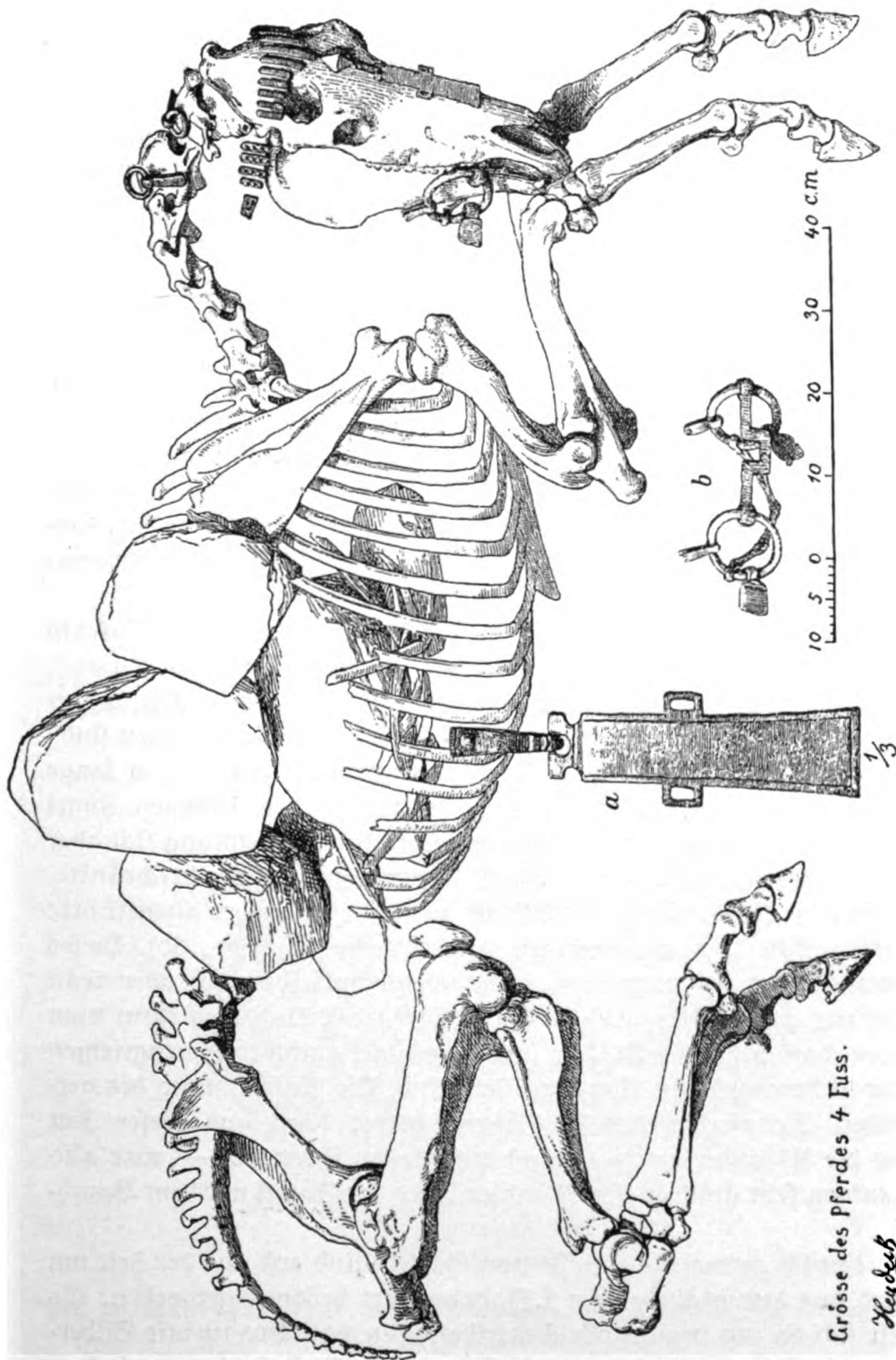


Abb. 58. Rl. Fließ, Kr. Labiau, Samland, Ostpreußen: Pferd unter Steinlage in einem Sängelgrabe.  
Sonderabbildungen: a) Die Nasenschiene, b) Die Trense.

Größe des Pferdes 4 Fuss.

Heyden



Krieger ins Grab gesenkt worden sein. Doch sind derartige Funde äußerst selten, häufiger nur in Ostpreußen, besonders im Samlande. Ein solches Pferdegrab aus dem östlichen Samland zeigt uns die Ausrüstung eines germanischen Pferdes (Abb. 58), wenigstens insoweit, daß wir sehen: der Stirnriemen war mit Bronzestäben verziert, die winklig geknickte Eisentrense hatte große Bronze-Zügelringe (Sonderabbildung in b) und die bronzene Nasenschiene (größere Abb. in a), über deren Stellung man trotz ihres öfteren Vorkommens bis dahin nicht sicher unterrichtet war, lag in der Tat mitten auf der Nase und hing nicht etwa in störender Weise vor den Nüstern und dem Maule lose herunter, wie es noch Sophus Müller in seiner Rekonstruktion angenommen hatte (Abb. 39). Das Pferd von Kl. Fließ ist nur vier Fuß hoch gewesen; auch in Dänemark war das Kriegsgroß damals klein; und das Pferd des Reitergrabes in Neukölln bei Berlin, das um 500 nach Chr. fällt, war ein Hengst von 1,40 m Höhe (Abb. 59). Die germanischen Streitrosse waren nicht etwa aus der Fremde bezogen, sondern gehörten einer alteinheimischen Rasse an, die schon in der Bronzezeit in Mitteleuropa lebte.

Der große Thorsberg-Moorfund, dessen Ausbeute das Kieler Museum beherbergt, enthält nicht nur den reichsten Waffenbestand, sondern auch am zahlreichsten und vollständigsten die kostbaren Aufzäumungen für Streitrosse, die den Ostgermanen der späteren Kaiserzeit eigen sind: darunter solche, wo sich an die Trense prachtvolle, etwa  $\frac{1}{2}$  m lange Bronzegliederketten angeschlossen, deren Enden in den ledernen Zügel übergingen (vgl. Abb. 39). Daß die germanische Aufzäumung sich aber doch nicht in der Weise auf die Kop fzäumung mit Zügeln beschränkte, wie es in dem Reiterbilde dargestellt ist, beweist eine sauber ausgeführte westgermanische Mäanderurne aus dem Savellande (Abb. 60). Dieses Grabgefäß zeigt ein zwar nur in Rädchentechnik, dennoch aber recht lebenswahr gezeichnetes aufgezäumtes Streitross. Und hier kann man erkennen, daß außer der Mähne und dem Zügel auch der Springriemen und der Schwanzriemen klar dargestellt sind. Die Aufzäumung des germanischen Reitpferdes des 3. Jahrhunderts, denn aus dieser Zeit stammt die Mäanderurne — eine der spätesten ihrer Art —, war also der heutigen sehr ähnlich. Es fehlt hier indes der Sattel mit dem Bauchriemen.

Einheimisch germanische Reste von Sätteln sind erst aus der Zeit um 400 und aus dem beginnenden 5. Jahrhundert bekannt geworden. Es handelt sich da um prachtvolle Sattelbeschlüge von Bronze mit Silbereinlage, die losgebrochen von der Sätteln in Opferfunden enthalten waren, die, ähnlich wie die allerdings unvergleichlich reicheren Schleswig-

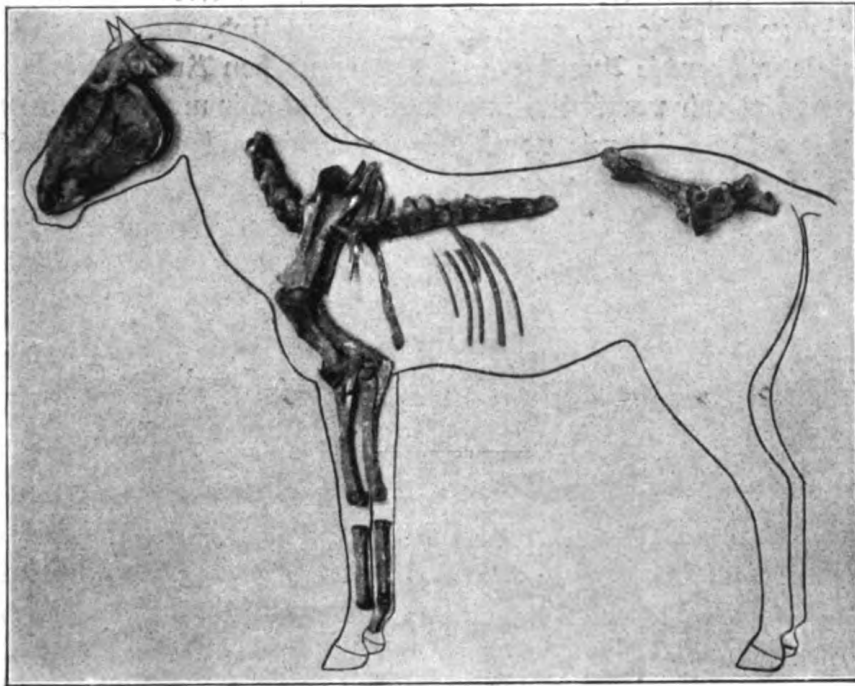


Abb. 59. <sup>1</sup>/<sub>23</sub>. Berlin-Neufölln. Aus einem Reitergrab um 500 n. Chr. Ergänzte Wiederherstellung; jetzt im Märkischen Museum (nach Originalphotographie).

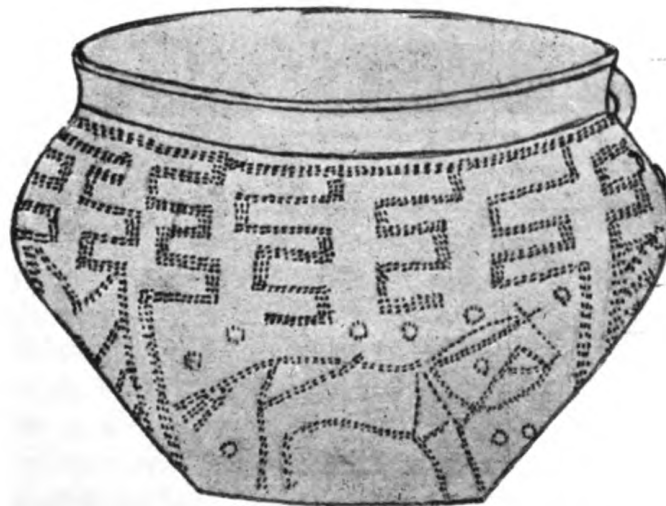


Abb. 60. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg a. d. S. 3. Jahrh. n. Chr.

schen und dänischen Moorfunde, in schwedischen Mooren, namentlich in der Provinz Schonen, zu Tage gekommen sind.

Man sieht, über die Ausrüstung der germanischen Krieger der späteren Kaiserzeit sind wir vorzüglich unterrichtet. Und wir müssen staunen darüber, wie reichhaltig, wie vorzüglich gearbeitet, wie geschmackvoll gestaltet diese Ausrüstung war.

## Frühgermanisches Seewesen, Schiffsbau

Weitblick und wagenden Mut  
schafft uns das wogende Meer.

**W**ir hatten bei der Vergleichung des germanischen mit dem römischen Krieger das Kriegswesen zu Lande im Auge. Wie aber steht es mit dem Seewesen? Daß die Römer eine Flotte hatten, weiß jeder; ebenso aber auch, daß sie als Seefahrer nie über schülerhafte Anfänge hinausgekommen sind. Sie schufen sich ihre Flotte unter militärischem Zwange erst in den Punischen Kriegen und handhabten sie vermöge der Enterbaken mehr als fahrbare Brücken, denn als hurtige gewandte Schiffe. Von einer friedlichen Zwecken dienenden Handels- und Transportflotte Italiens im Altertum ist nichts bekannt.

Hatten die Germanen nun auf der See den Römern etwas Gleichwertiges entgegenzustellen? Da lächelt vielleicht mancher zunächst, aber ganz mit Unrecht. Es gibt kein indogermanisches Einzelvolk, das eine solche Menge uralter Bezeichnungen besäße für Meer, Fischerei, Schiffe und Seefahrt, für Himmels- und Windrichtungen, kurz alles, was im und am Meere lebt und webt, wie die Germanen. Manche dieser anderen Völker sind geradezu wasserscheu, wie die Slawen, im Grunde auch die Italiker. Besser ist es wohl in Frankreich und Irland gewesen zur Zeit der alten Kelten; aber bis heute noch mangelt dort eigentliche Seetüchtigkeit, wenn man von den erst gegen Ende der germanischen Völkerwanderung aus England nach der Bretagne übergesiedelten Bretonen absieht. Und wenn Spaniens Seefahrt einen kurzen glanzvollen Aufschwung nahm am Ende des Mittelalters, so kam dieser auf die Rechnung einzelner Ausnahmemenschen, nicht auf die der Gesamtheit des Volkes. Nur im alten Griechenland blühte eine der germanischen ähnliche Seeschifffahrt, aber sie war kein Besitz aus griechischer Vorzeit, sondern als Erbe von der alten nichtindogermanischen Vorbevölkerung kretisch-mykenischer Kultur mit übernommen worden. Ungemein zahlreich sind die ur- und gemeingermanischen Ausdrücke für See und Seelandschaft;

Seetiere, Fanggeräte, Schiffe und Schiffsteile, deren früheste Belege aus dem Niederdeutschen, Niederländischen und Angelsächsischen stammen, die aber den nach Oberdeutschland sich ausbreitenden Germanenstämmen, die alle Erinnerungen an das Meer verloren, abhanden kamen und daher in den oberdeutschen Mundarten fehlen. Solche Worte sind: See, Saß, Hafen, Flut, Woge, Sturm, Klippe, Strand, Sund, Holm, Riff, Marsch, Geest, Reede; Möwe, Selch (Seehund), Wal, Stör, Schade (Hering), Barsch, Laich, Kogen; Angel, Netz; Schiff, Bord, Ducht (Ruderbank), Steuer, Helm (Steuerrudergriff), Steven; vielleicht auch Mast, Segel, Schote (Segelleine), Flagge, Kahn. Die germanische Seesprache hat vielfach die Welt erobert: Worte wie Bord, Mast, Bugspriet, Matrose, Nord, Süd, West, Ost sind in alle romanischen Sprachen gedrungen. Wenn heute drei Viertel alles Schiffsraumes der Welt in den Händen germanischer Völker sich befinden, so hat das seinen vieltausendjährigen früh- und vorgeschichtlichen Hintergrund. Der südwestliche Teil der Ostsee mit seiner reichen Küstenentwicklung und seinen vielen Inseln ist die hohe Schule für die Vertrautheit der Germanen mit dem nassen Element gewesen, und diese Vertrautheit ist so alt, wie die nordische Rasse hier gelebt hat, d. h. sie besteht mindestens schon 10000 Jahre. Sowie die Römer am Niederrhein sich festsetzen, treten ihnen die germanischen „Seehähne“ in gefährlichster Weise entgegen. Germanische Seeraubfahrten beunruhigen das römisch gewordene Gebiet der Rheinmündungen und setzen das Nordseegestade Galliens in steten Schrecken: Chauken, seltener die der römischen Herrschaft gefügigeren Friesen und Bataver sind es, die sich dabei besonders hervortun.

Aber auch bei den binnenländischen Usipiern hören wir von einem kühnen Seestückchen im Jahre 82 nach Chr. Eine Kohorte Usipier war des römischen Solddienstes in England müde geworden, bemächtigte sich dreier Schiffe, umfuhr auf diesen unter andauernden Gefechten mit den Strandbewohnern plündernd ganz Britannien, um schließlich an die germanische Küste zu gelangen.

Ein noch größeres Heldenstück germanischen Seefahrergeistes, das an die Heldentaten der „Emden“, der „Ayesha“ und des „Wolf“ im Weltkrieg erinnert, spielte im Jahre 280 nach Chr. und wurde ausgeführt von einer Schar Franken, die Kaiser Probus wider ihren Willen in Thracien, also nahe dem Balkan, angesiedelt hatte. Auch diese bemächtigten sich einiger Schiffe und kehrten in dreijähriger verwegener Seefahrt über Griechenland, Sizilien, Nordafrika, Gibraltar nach ihrer niederrheinischen Küste zurück.

Aber auch die Handelsseefahrt, ausgeführt vermutlich damals

schon durch die seemännisch und kaufmännisch gleich begabten Friesen, wie wir sie seit der Karolingischen Zeit aus den geschichtlichen Nachrichten kennen, entwickelte sich an der römisch-germanischen Rheingrenze und brachte italisch-römische wie rheinisch-provinzialrömische Erzeugnisse längs der Nordseeküste anfangs bis an die Elbmündung, seit dem 3. Jahrhundert aber noch weiter nordostwärts über Schleswig-Holstein und Jütland teils nach der norwegischen Südküste, teils längs der ganzen Ostseeküste bis an die Memelmündung und nördlich davon über die dänischen Inseln nach Südschweden. Solche Erzeugnisse waren Bronzegefäße, teils aus Kapua, teils aus den Werkstätten der Bronzeindustrie von Gressenich bei Stolberg (Aachen), dann feine Tongefäße aus Terra sigillata, Silber- und Glasbecher und Glaskhalen, orientalische Glasperlen, Wein und besonders römische Silbermünzen.

Am Ende des 3. Jahrhunderts beginnen neue germanische Anstürme zur See auf die gallische Küste. Zuerst sind es die vom skandinavischen Festlande aus bedrängten ostgermanischen Heruler auf Seeland, die sich am Hinterrhein betätigen. In viel nachhaltigerer Weise geschieht dies jedoch durch die westgermanischen Sachsen und Salfranken, die um 280 nach Chr. die nordgallischen und britannischen Küsten heimsuchen. Im 4. Jahrhundert wollten die Plünderungen an der gallischen Küste durch die sächsischen „Wikingen“ kein Ende nehmen. Und zur Zeit des großen Wandaleneinbruchs nach Gallien zu Lande, am Mittelrhein 406, befanden sich bereits zwei Striche der gallischen Küste in der Gegend von Calais und von Bayeux als Kolonien in dauerndem Besitze der Sachsen und werden römisch-amtlich *Litus Saxonicum* „Sachsenküste“ genannt. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts greifen die Sachsen noch weiter aus, indem sie die Bretagne umschiffen und die Inseln vor der Loiremündung besetzen. Von hier aus dringen sie nach Wikingenart stromaufwärts ins Land; ja sie beunruhigen sogar die Küsten an der Girondemündung. Das sind die Sachsen, von denen der Dichter Apollinaris Sidonius singt: „Schiffbrüche sind ihnen kein Schrecken, sondern erscheinen ihnen nur als Übung; die Säbrlichkeiten des Meeres kennen sie nicht nur, sondern sind mit ihnen innig vertraut.“ Und gleichzeitig entwickeln die Sachsen mit den Angeln während des 5. Jahrhunderts ihre großartigen, kriegerischen Seefahrten auf der Nordsee und im Kanal bei der Übersiedlung aus ihrer festländischen Heimat nach England. Und daß sie dort wenigstens in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung das Seefahren nicht verlernten, sehen wir unter anderem aus dem angelsächsischen Gedicht des 8. Jahrhunderts „Der Seefahrer“, das die leidenschaftliche Sehnsucht der Germanen nach der See ergreifend wiedergibt:

Ich kann nicht anders :

Mein Herz es heischt die hohen Ströme  
Wieder zu schauen und den Salzschwall der Wogen.  
Alle Stunden strebe ich hinaus, die Flut zu durchfurchen  
Und fern von hinnen fremdsprachiger Völker Gesilde zu sehen.

Auch die ungeheurigen Seezüge, die in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts Ostgoten und Heruler vom Nordufer des Schwarzen Meeres aus nach Kleinasien und Griechenland unternahmen, bezeugen trotz der langen Entwöhnung dieser Germanen vom Meere ihre fortwirkende innere Begabung für Seefahrt und besonders für kriegerische Betätigung zur See, mögen auch die Schiffe, die hier zur Verwendung kamen, nicht nach germanischer Technik und nicht von Germanen erbaut gewesen sein.

Eine wirklich bedeutende Kriegsflotte schufen aber die Wandalen in Nordafrika. Ihre Schnellsegler, mehrere Hundert an der Zahl, waren nicht nur in Italien gefürchtet, wo Gaisarik 455 Rom eroberte und nach dem Zeugnis zeitgenössischer römischer Geschichtsschreiber zwar plünderte, aber in keiner Weise zerstörte, sondern auch im oströmischen Reiche, dessen Küsten lange Zeit von der wandalischen Flotte bedroht wurden. Nicht zu gleicher Höhe entwickelten sich die Flotten Theoderiks des Großen und die des Westgotenreichs in Spanien.

Gehen wir nun zu dem germanischen Schiffsbau über.

Von den Schweden rühmt Tacitus, sie wären mächtig nicht nur durch waffenfähige Mannschaft, sondern auch durch Kriegsflotten. Ihre Schiffe schildert er als große Ruderschiffe ohne Mast und Segel, die vorn und achter gleich gebaut seien, um sowohl vorwärts als rückwärts rudern und mit jedem der beiden Schiffsenden landen zu können.

Ein Kriegsschiff der Art, wie es Tacitus den Schweden zuschreibt, ist im August 1863 kurz vor dem deutsch-dänischen Kriege im Moor zu Nydam gegenüber der Insel Als, unweit des Schlachtplatzes Düppel, entdeckt worden. Es stammt, wie die unzähligen Waffen und Schmuckstücke, die es in seinem Innern barg, beweisen, aus der Zeit um 400 nach Chr. und gehörte zu einem jener berühmten Moorfunde des östlichen Schleswig und Jütlands nebst Nordfinen, die als Beute aus Vernichtungskämpfen gegen einen über See eingedrungenen feindlichen Germanenstamm anzusehen sind. Wie zahlreiche eigenartig verzierte Waffen aus der Beute lehren, muß es sich bei diesem Feinde um Teile der in Ostdeutschland wohnhaften Ostgermanenstämme gehandelt haben. Der gesamte Inhalt dieser Kriegsbeute wurde zerstückelt und als unantastbares Opfergut für die hilfreichen Götter

auf die Oberfläche des Moores niedergelegt und ist während des 5. Jahrhunderts noch durch nachträgliche Niederlegung gleichartiger Opferstücke vermehrt worden. Nach und nach ist dann dieser ganze Schatz von dem steigenden Pflanzenwuchs des Moores bedeckt worden.

Daß aber auch schon zwei Jahrtausende vor der Nydamzeit zwar andersartige, einfachere, aber doch schon vorgeschrittene Boote in ganz Skandinavien bekannt waren, zeigen uns die zahllosen nordischen Felsenzeichnungen der Bronzezeit in Skandinavien, bei denen nichts so häufig dargestellt wird, wie stark bemannte Boote mit zwei hohen Steven und meist noch mit einer aufwärts gerichteten Verlängerung des Vorderteils des Bodens, wohl zum Schutze des Schiffes gegen Aufstöße. Die Felsenzeichnungen geben durchweg Darstellungen kultischer Art, sind Abbilder im Kleinen der rituellen Festumzüge, die im Frühjahr veranstaltet wurden und ein fruchtbares Jahr herbei-

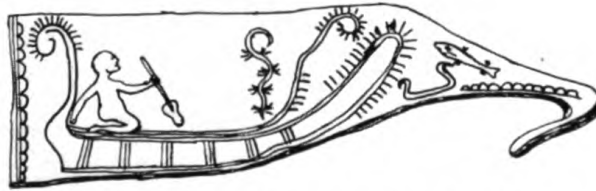


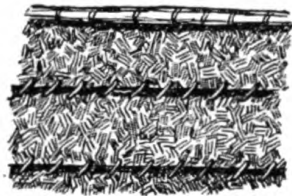
Abb. 61.  $\frac{1}{2}$ . Provinz Hannover.

führen sollten. Dabei spielte das Schiff, das eigentlich ein Götter- oder Sonnenschiff war, die größte Rolle. Die Schiffe der Felsenzeichnungen ruhen indes meist auf einem schlittenartigen Untergestell, ein Beweis dafür, daß sie nicht für den Wasserdienst bestimmt waren, sondern auf dem Lande gezogen wurden, genau wie ihre Nachkommen, die heutigen Karnevalschiffe. Nur einmal unter den vielen Tausenden von Fällen begegnet uns auf den Felsenzeichnungen ein Boot, bei dem tatsächlich eine Fortbewegung im Wasser durch Paddeln dargestellt worden ist. Und die gleiche Darstellung eines solchen Bootes bietet auch nur eines der zahlreichen Bronzerasiermesser vom Ende der Bronzezeit, die mit Schiffsbildern geschmückt sind, und dieses Stück stammt aus dem germanischen Gebiete Nordwestdeutschlands (Abb. 61).

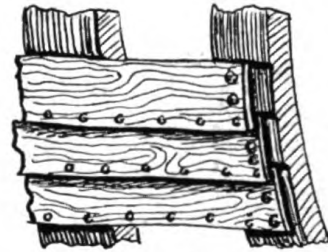
Wenn die Boote der Felsenzeichnungen auch nichts Gewisses über das Bestehen einer Seeschiffahrt aussagen, so haben wir doch andere unwiderlegliche Beweise, daß schon während der frühen Bronzezeit in der Ostsee nicht nur eine Küstenschiffahrt bestand oder eine Fahrt nach näher gelegenen, vom Lande aus sichtbaren Meeresinseln, sondern daß man schon über die hohe See nach entfernten Inseln und Festländern fuhr, natürlich nur zur Sommerzeit und bei günstiger



Wetterlage. Zu dieser Überzeugung führen uns nachweisbare unmittelbare Handelsbeziehungen nach fernen Ländern hin über See. So, wenn irländischer Goldschmuck frühesten Bronzezeit in Hannover und auf Seeland aufgetaucht ist oder wenn frühe Bronzebeile besonderer englischer Art mehrfach in Schweden und Dänemark angetroffen worden sind. Und ebenso muß es schon während der jüngeren Steinzeit gewesen sein, wie die damalige Besiedelung der Inseln Helgoland, Bornholm, Öland und Gotland vom Festlande aus zeigt. Ja, die Wanderung einer ganz bestimmten Art von Megalithgräbern, deren Steinkammern ein großes rundes Loch in der Giebelwand aufweisen, beweist für jene Zeit schon eine unmittelbare Verbindung zwischen England und der westschwedischen Gegend ostwärts von Göteborg und Bohuslän nach dem Vener- und dem Vettersee hin. Andere unmittelbare Handelsverbindungen der Steinzeit über See zeigen sich im Vorkommen westjüt-



Genähte Rindenstreifen.



Klinkerbau.

Abb. 62.

ländischer und schleswigscher Streitärte an der Westküste des Oslofjordes während der Ganggrabzeit, desgleichen schwedischer Steinzeitwaffen und -geräte in Finnland. Endlich finden sich steinzeitliche Bernsteingeräte der besonderen ostpreussischen Art sowohl in Ostschweden wie in Westfinnland und jütländischer Bernsteinschmuck in England.

Solch eine Schiffsart, wie sie die bronzezeitlichen skandinavischen Felsbilder zeigen, ist 1921 aus einem nur 50 m langen Moor bei dem Landgut Sirschsprung (dänisch: Sjortspring) bei Stevning auf Åsen zutage gefördert worden. Es enthielt als Beigabe zahlreiche Waffen, darunter 140 eiserne Lanzen spitzen, 30 knöcherne Lanzen schuhe, Teile langer hölzerner Lanzen schäfte, 8 einschneidige Schwerter, 50 rechteckig-längliche Holzschilde, meist aus Ahorn und mit hölzernem, schmalrautensförmigem Mittelbuckel, der mit Harzmasse auf der Schildplatte befestigt ist und den darunter angebrachten hölzernen Handgriff verdeckt, viele Kettenpanzer, außerdem gedrechselte Teller, Dosen und große Holzgefäße, Bootseile, Harzmasse zur Kalfaterung und Haustierskelette. Es liegt hier also ein noch weit früherer Beleg als bei Nydam für die Sitte vor, die feindliche Beute in einem

feindlichen Schiffe vielfach zerstückelt auf dem Moorboden als Opfer für die Götter niederzulegen. Eine Wiederherstellung des sehr stark mitgenommenen, etwa 13 m langen Bootes ist vom Kopenhagener Museum noch nicht gewagt worden. Der eigentliche Bootraum wird 10—11 m lang, 2 m breit und 0,60 m tief gewesen sein. Sein Rumpf besteht aus fünf bis  $1\frac{1}{2}$  m breiten Planken aus Lindenholz, die an den Rändern mit dünnen Stricken aneinander „genäht“ sind. Die Löcher für die Stricke sind mit Harz verkittet. Auch hier sind, wie noch beim Nydamboot, die „Klampen“ oder „Knaggen“ mit den Planken aus demselben Balken herausgehauen worden und mit den Spanten eben-

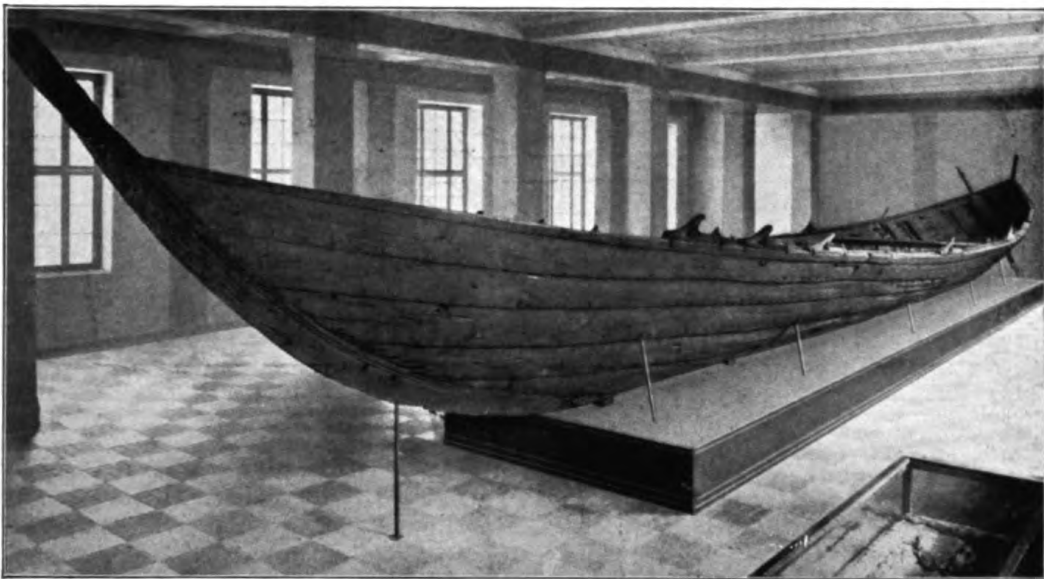


Abb. 63. Das Boot von Nydam, Schleswig. Museum schleswig-holsteinischer Altertümer, Kiel (nach Rothmann).

falls durch schlanke Haselstauden verbunden. Die Spanten bestanden nur in einem System von Rippen aus Haselästen. An den zehn Duchten (Ruderbänken) war Raum für zwanzig Ruderer. Die Keling bot für die Ruder keine Stützpunkte, das Boot muß also mit kurzen,  $1\frac{1}{2}$  m langen „Pageien“ durch Paddeln fortbewegt worden sein, also genau noch wie in der Bronzezeit. Das Steuerruder hatte eine breite Schaufel. Die beiden Steven waren an der Keling wie am Boden geschnäbelt. An dem ganzen Boot befindet sich nicht die geringste Verwendung von Nägeln oder von Metall. Die ganze außerordentlich leichte Bauart dieses Bootes, die Bindung der Teile durch Schnüre und Stricke, das „Nähverfahren“, die Verwendung schlanker Haselstauden, die außerordentliche Breite der Planken (bis  $1\frac{1}{2}$  m) zur Aussteifung sind noch

deutliche Überbleibsel aus der Zeit, da die Boote noch nicht aus Holz, sondern aus zusammengenähten Sellen oder Streifen von Birkenrinde gebaut wurden (Abb. 62). Weist doch noch der altnordische Ausdruck súd „Plankennaht“ (von súja „nähen“) auf die Zeit zurück, als man die Planken nicht mit einzelnen Nägeln, sondern mit einem fortlaufenden Faden oder Draht aneinander band. Ja unsere heutige Schiffersprache bewahrt noch in dem Ausdruck „hecht und dicht“ („hecht“ abgeleitet von „heften“) dieselbe Erinnerung. Die hohe Bedeutung des Bootes von Hirschsprung liegt in der Tatsache, daß es das überhaupt älteste erhaltene Seeboot der Welt ist, denn es stammt zwar nicht aus

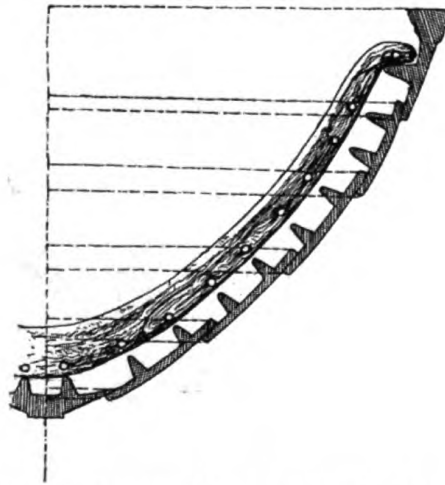


Abb. 64. Halber Durchschnitt des Nydamboots. Unten die flache Kielplanke, seitwärts die vier Seitenplanken, oben die Relingsplanke, alle mit zwei Knaggen. Darüber eine Spante mit den Löchern für die Schnüre, die auch durch die Knaggenlöcher liefen.

der Mitte des letzten Jahrtausends, wie nordische Forscher glauben, aber doch aus dem letzten Jahrhundert vor Chr.

Das Nydamboot, auf das wir hier zurückkommen und das wir nun näher betrachten wollen (Abb. 63), ist aus Eichenholz, 22,84 m lang, mittschiffs 3,26 m breit, 1,02 m hoch und hat 15 Duchten oder Ruderbänke, also 30 Ruder. Als Kiel dient eine durchlaufende, 14,3 m lange, kräftige, mit besonderer Sorgfalt bearbeitete, an den Enden ausgehöhlte Bodenplanke, an die beiderends die weit vorschießenden, bis 2,14 m hochgehenden Steven mittels Überlappung und mit 2 Holznägeln angelascht sind. Die Zeichnung des Durchschnitts des Bootes (Abb. 64) zeigt, daß diese Mittelplanke noch plankenartig flach und durchaus noch kein eigentlicher scharfer Kiel ist. Zu beiden Seiten dieser Kielplanke laufen je 5 Bordplanken, die Klinkerbau zeigen, d. h. sie greifen dachziegel- oder schuppenartig übereinander und sind aneinander mit

etwa 6000 Eisennieten befestigt, die außen die für eine solche Verbindung allein zweckmäßigen breiten Köpfe und innen Nietbleche zeigen. Die Spalten sind durch Wollzeug und Teer gedichtet. Im Innern sind die elf Planken so behauen, daß an allen Stellen, wo die Querrippen des Schiffes den Längsplanken anliegen, Querreihen von Paaren länglicher Klöße, „Klampen“ oder „Knaggen“, an der Planke stehen geblieben sind. Diese Knaggen haben je zwei Löcher; ebenso haben die 19 Querrippen oder Spanten des Schiffes, die aus natürlich gekrümmtem Eichenholz hergestellt sind, entsprechende Löcher, damit sie an die Knaggen mittels Bastfäden fest angebunden werden konnten (Abb. 64). Die Knaggen stehen etwa um die Dicke der Planken aus diesen heraus; die Planken samt den Knaggen mußten also aus der doppelten Dicke herausgehauen werden, was bei Eichenholz nicht nur einen großen

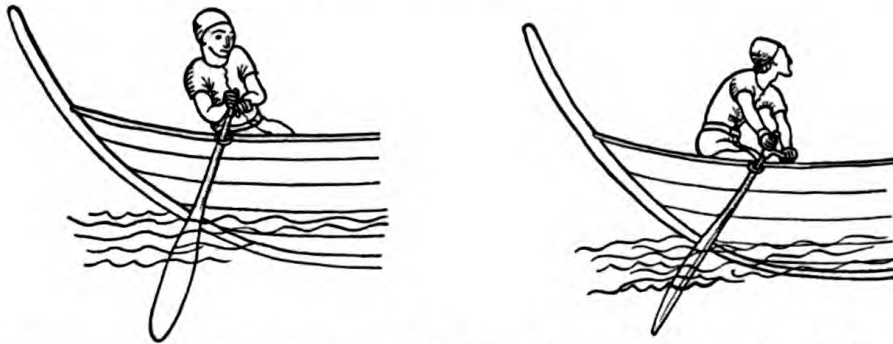


Abb. 65. Das Boot dreht nach Steuerbord. Abb. 66. Das Boot dreht nach Backbord.

Abb. 65 u. 66. Steuerruder des Nydamer Bootes (nach W. Vogel). Die Befestigung des Steuerruders an der Schiffsseite ist hier unvollkommen dargestellt.

Holzreichtum voraussetzte, sondern auch den Aufwand einer ungeheuer mühsamen Arbeit notwendig machte, zumal hierbei sehr leicht Ausschuß entstehen konnte. Diese Art lockere Verbindung der Spanten mit den Planken macht das Schiff bei hohem Wellengang oder in der Brandung sehr geschmeidig. Vielleicht wollte man daneben noch dem Übelstande vorbeugen, daß etwa das Eintrocknen des Holzes zum Leckwerden führte, was bei einer starren Verbindung der Holzteile leicht geschehen konnte. Mitten in der Kielplanke befindet sich ein Loch zum Ablassen des Bodenwassers, wenn das Schiff aufs Land gezogen wurde. Auf dem Wasser wurde das Loch mit einem Holzpflöckchen geschlossen. In beiden Steven befanden sich dicht über der Wasserlinie je zwei Löcher zur Befestigung der Taue, wenn das Schiff an Land gezogen werden sollte. Die Duchten (Ruderbänke) waren an ihren gespaltenden Enden auf die besonders starken Knaggen der Relingsplanke festgenagelt.

Außerdem waren sie durch senkrecht abwärts gehende Stäbe gestützt, die in die Oberseite der Spanten verzapft sind. So bilden Spanten, Dichten samt ihren Stützen einen festen Rahmen, der das Schiff sowohl in der Quere wie nach unten hin kräftig aussteift. Als Ruderlager dienten — völlig abweichend von der heutigen Dolleneinrichtung — längliche Hölzer mit einem nach vorn aufsteigenden Ast, der ein Loch hat für einen Riemen zum Festhalten des Ruders. Die Hölzer der Ruderlager waren nur angebunden, damit sie, sobald Rückwärtsfahren notwendig wurde, umgekehrt werden konnten. Der gewölbte Boden des Schiffes war wahrscheinlich mit einer Steinlage gefüllt, die mit Keisiggeflecht bedeckt war: so war sowohl für den nötigen Ballast, wie für die eben so nötige Fußstützung der Ruderer gesorgt. Die Ruder waren teils 3 m lang, dies für die Mitte des Schiffes, teils 3½ m lang, dies für den Vorder- und Hinterteil des Schiffes.

Gesteuert wurde das Schiff mittels eines breiten, schaufelförmigen, 3,20 m langen Ruders, auf dessen rundem Schaft oben ein vierkantiger Zapfen aufgestülpt war, der in zwei kleine Arme auslief, einen senkrechten in der Richtung des Schaftes und einen wagerechten quer zur Schaft-Richtung. Am senkrecht aufsteigenden Arm hielt der Steuermann das Ruder in der richtigen Stellung, mit dem wagerechten bewirkte er die Drehung des Schaufelblattes (Abb. 65 u. 66). Befestigt war das Steueruder durch Aufhängen auf Steuerbord mittels eines Tauses, das durch ein im Schaufelblatt befindliches Loch gezogen war, sowie mittels eines Riemens, der etwa um die Mitte des Schaftes gelegt war, diesen eng an die Kelling band und so in der richtigen Stellung zu ihr hielt. Das Ruder war somit nur um seine senkrechte Achse drehbar. Es hing, wie es auch später noch bis zum dreizehnten Jahrhundert nicht anders üblich war, stets an der rechten Seite des Achterstevens, so daß der Steuermann, der mit beiden Armen arbeiten mußte, der linken Schiffseite den Rücken („Back“) zuwendete. Daher stammen die heute noch üblichen Bezeichnungen „Steuerbord“ und „Backbord“ für rechte und linke Seite des Schiffes. Aus der noch unvollkommenen Art der Verbindung des Steuerruders mit dem Schiff erhellt, daß beim Nydamboot eine Übergangsstufe vorliegt in der Entwicklung vom ganz losen Steuerruder zum festen Seitensteuerruder, wie es die Wikingschiffe besitzen.

Eine Schwäche in der Bauart des Schiffes ist die zu geringe Aufsteifung in der Längsrichtung, die durch die Kielplanke nicht genügend gesichert erscheint. Doch wird dieser Mangel einigermaßen aufgehoben dadurch, daß die Seitenwände recht steil von der Kielplanke aus ansteigen und so ein allzu starker Druck gegen den Schiffsboden vermieden wird. Erst den Wikingern gelang die vollendete Bauart, einem Schiff

von gleicher Länge wie das Nydamboot eine um 2 m größere Breite zu geben.

Trotz alledem macht das Nydamschiff auf den Beschauer, auch den schiffstechnischen Sachmann, einen gewaltigen Eindruck. Diese Bewunderung wird geweckt teils durch seine starke, schwere Bauart, teils durch die Verwendung eines ausgesuchten, mächtigen Baustoffes, der dem Schiffe das Gepräge einer Arbeit von höchster Güte verleiht.

Seit 1928 ist es in einem eigens dafür gebauten Raume des Kieler Altertummuseums untergebracht worden.

Ein zweites derartiges Boot, aus Kiefernholz, wurde zu gleicher Zeit im Nydammoor gefunden, ist aber in den Kriegswirren des Jahres

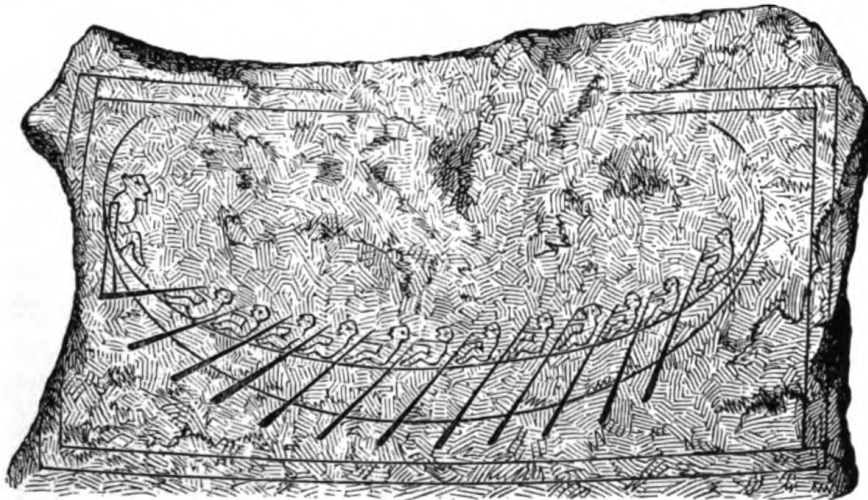


Abb. 67. Säggeby in Upland, Schweden. Museum Stockholm. Um 500 n. Chr.  
Das Steuerruder ist hier fälschlich auf der linken Bootseite gezeichnet.

1864 leider untergegangen. Es war nur insofern anders gebaut, als es am Kiel vorn und hinten einen eisenbeschlagenen Rammsporn hatte. Dieses zweite Nydamboot hat hierin noch eine starke Erinnerung an die alte Art, den Steven und die Enden der Kielplanke zu gestalten, wie sie im Boote von Hirschsprung und noch deutlicher in den Booten der bronzezeitlichen Felsenzeichnungen zu erkennen ist.

Eine schwedische Zeichnung auf einem Stein aus der Kirche von Säggeby in Upland aus der Zeit um 500 nach Chr. zeigt uns ein dem Nydamboot ganz gleiches Fahrzeug (Abb. 67). Man bemerkt hier als besonders auffällig, wie steil die Ruder auf dem Wasser ruhen, ganz wie es beim Nydamboot gewesen sein muß. Auch hier brachte erst die Wikingzeit den letzten Fortschritt der Bautechnik, indem die Ruder nun nicht mehr über der Keling lagen, sondern durch Löcher in der dritt-

obersten Planke hindurchgeführt wurden und so erst die richtige Höhe über dem Wasser erhielten.

Noch heute vermitteln in Schweden genau solche Schiffe den Verkehr auf den großen Landseen, namentlich als Gemeinde und Kirchenboote, in Norwegen ebenso die „Nordlandsboote“.

Wenn das Nydamboot und die altgermanischen Kriegsschiffe überhaupt kein Segel führten, so ist damit keineswegs gesagt, daß die Germanen das Segeln nicht gekannt hätten, wie bisher stets behauptet worden ist. Eine solche Annahme ist bei einem Volke, das der ganzen übrigen Welt seemannisch derart überlegen war, wie die Germanen,

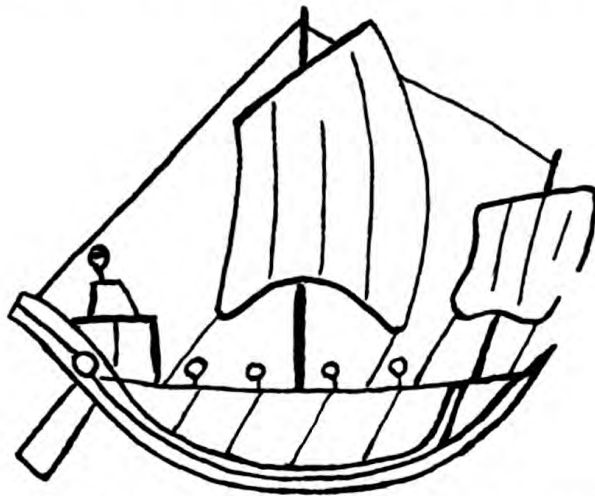


Abb. 68.  $\frac{1}{1}$ . Zeichnung eines Segelschiffes auf einem Knochen aus der Unterweser (nach v. Buttell-Keepen).

unmöglich. Auch hat kein Schriftsteller des Altertums so etwas behauptet. Ein Kriegsschiff mußte zu jeder Stunde und Minute dem Willen der Mannschaft gehorchen können. Das war aber nur bei Rudereinrichtung der Fall, während beim Segeln der Wind im entscheidenden Augenblick versagen konnte. Denn das Kreuzen und Lavigieren, wiederum eine germanische Erfindung, war im Altertum noch unbekannt. So wäre Mast und Segel für ein Kriegsschiff meist nur Ballast gewesen; und die germanischen Schiffsbaukünstler wußten längst nur zu gut, daß eine der wichtigsten Eigenschaften eines guten Kriegsschiffes das möglichst geringe Eigengewicht, d. h. seine leichte Sandlichkeit ist. Dagegen konnte ein Handelsschiff die Gelegenheit günstigen Windes ruhig abwarten und wird darum schon damals das Segel stets mitgeführt haben. Diese von mir seit Jahrzehnten gehegte und 1917 (nicht erst 1927, wie ein Schriftsteller mir zuschiebt) auch schon im Druck ausgesprochene Ansicht über das altgermanische Segeln scheint

allerneuestens eine überraschende Bestätigung durch einen Denkmalfund erhalten zu haben—wenn nämlich dieser Fund sich endgültig als „echt“ erweisen sollte, was von der Forschung noch nicht anerkannt werden kann. 1928 wurden nämlich bei Baggerungen im Weserbette auf der oldenburgischen Uferseite reiche Funde an Knochenwerkzeugen zutage gefördert, die aus frühgeschichtlicher Zeit stammen. Es fanden sich auch Stücke mit eingegrabenen Runen und mit bildlichen Einritzungen, letztere anscheinend aus dem dritten Jahrhundert nach Chr., darunter eine mit Darstellung eines Segelschiffes, dessen Einzelheiten allerdings starke Bedenken erregen können (Abb. 68).

Wir können aber auf dieses nach Zeit und Echtheit zweifelhafte Denkmal als Beweisstück verzichten, da gerade in demselben Jahre 1928 zu Galtabäck, Ksp. Tvååker im südschwedischen Halland, in einem am Meere gelegenen Ackerlande ein Bootfund gemacht wurde (Abb. 68a), der sichere Beweise für

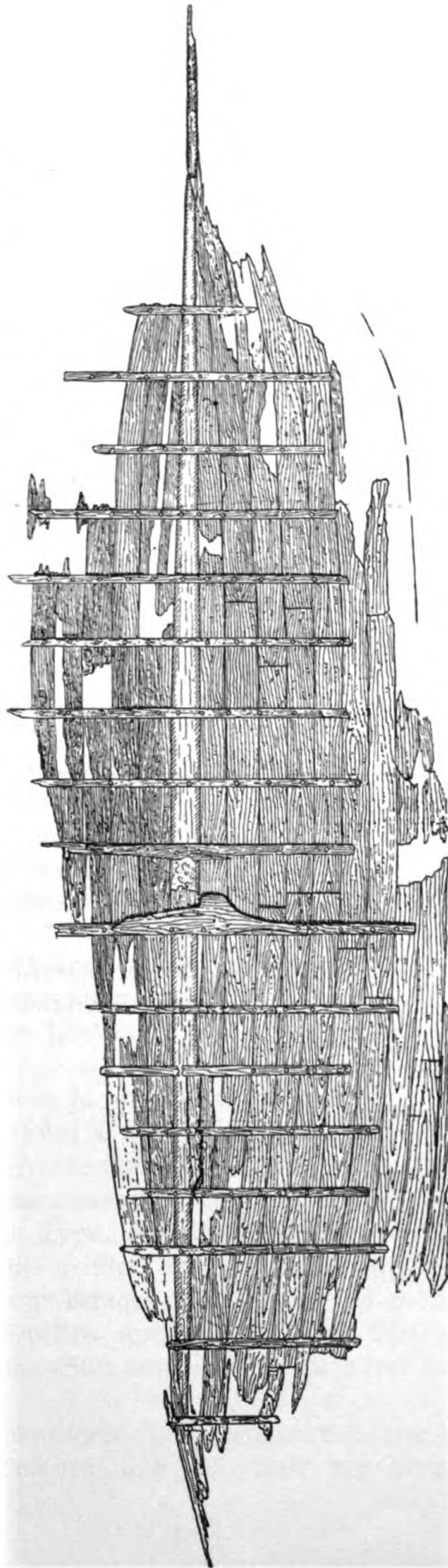


Abb. 68a. Schiffrest von Galtabäck, Halland, Schweden (nach Arvid Renqvist).



frühe Segelschiffahrt bringt. Dem Boote ist leider übel mitgespielt worden, da von den beiden Steven und beiderseitigen Bordlagen nur geringe Teile erhalten sind; auch konnte keine sichere Keling festgestellt werden. Die Steuerbordseite (Seeseite) hat nur 3—4 wohlbewahrte Planken, die Backbordseite (Landseite) 8—9 Planken. Der Kiel, eichen wie das ganze Boot, hat eine Länge von 9,10 m und ist durch Holznägel mit dem Boote verbunden. Die Steven waren 1 m lang und abgerundet profiliert wie beim Nydamboot. Die Bordplanken von 0,30 m Breite und 25 mm Dicke sind durch Holznägel verbunden, die mit Pech und Sand gedichtet sind, und haben zum Teil einen konkaven Querschnitt, so daß sie nicht fest an den Spanten anlagen. Es ist dies ein besonders primitiver Zug in der Bauart. Ein anderer primitiver Zug ist die Art der Verbindung von Steven und Kiel durch ein kurzes Verstärkungsband, eine senkrechte Schräglasche, wie bei dem norwegischen Schiffe von Berlevaag Nordfjord. Die Bodenbalken sind besonders zugearbeitet, um in die klinkermäßig gelegten Bordplanken zu passen. Am 9. bis 10. Bodenbalken sind Überstücke, die eine quadratische Mastspur bilden. Der Mast konnte achterwärts umgelegt werden. Der sogenannte „Mastfisch“ liegt hier auffälligerweise quer zum Schiff, nicht längs, wie beim Osebergschiff. Von geologischer Seite wird das Galtabäckboot in die ersten Jahrhunderte n. Chr. gesetzt; es ist also noch älter als das Nydamboot, wofür auch die erwähnten primitiven Merkmale des Baues sprechen. In diesem Boote haben wir also einen einwandfreien Beweis für eine frühzeitige Segelschiffahrt der Germanen.

Die weitere Entwicklung der germanischen Schiffe und des germanischen Schiffbaues bis in die Wikingerzeit hinein wird im 2. Bande behandelt werden.

---

## Germanendarstellungen in antiker Kunst

**Z**etzt wollen wir uns erst einer weiteren Betrachtung des Verhältnisses zwischen Germanen und Römern zuwenden.

Es ist ein leichtes, auch auf den sonstigen Gebieten germanischen Lebens außerhalb des Kriegslebens in der sog. römischen Zeit die Selbständigkeit germanischer Kultur gegenüber römischer darzutun.

Hervorheben möchte ich aber hier zunächst, wie so ganz anders als das heutige Rom und die heutigen welschen Völker insgesamt, auch so ganz anders als wir selbst, das alte Rom von den Germanen gedacht und gesprochen hat.

Keiner der Feinde war im alten Rom annähernd so gefürchtet und zugleich so hoch bewertet wie die Germanen. Tacitus, bei dem uns eine zuweilen etwas romantisch gefühlvolle oder gesucht geistreiche Ausdeutung an sich richtig beobachteter Züge germanischen Lebens, germanischer Art und Denkweise vielleicht unsicher machen könnte, im Grunde aber doch nicht stören darf, steht mit seiner hohen Bewunderung unserer Ahnen nicht etwa als Ausnahme da, als unklarer weltstädtischer Gefühlschwärmer für ein erträumtes Naturidyll, sondern ist als Mitglied höchster politischer und Adelskreise nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms.

Darum sind die Germanen in den ersten Jahrhunderten nach Chr. auch so unzählig oft dargestellt worden und dies in einer Weise, daß es unser Herz nur mit Freude und Stolz erfüllen kann. Mit Freude — weil wir erkennen, wie die alten Bildhauer mit sichtlicher Liebe sich bemühen, den körperlichen Typus der Germanen in seiner ganzen stolzen Schönheit, ebenso ihre geistige Art und ihren seelischen Charakter zu voller Erscheinung zu bringen. Und Stolz soll beim Anblick dieser Bilder unser Herz schwellen, weil wir erkennen: Diese Gestalten sind Bein von unserem Bein, Blut von unserem Blut und damit auch Geist von unserem Geist.

Die erste breitere, nachhaltigere und geschichtlich gut bekannte Berührung zwischen Germanen und der Welt des Mittelmeeres

erfolgte an der untersten Donau, im heutigen Rumänien und Bessarabien, wohin der germanische Stamm der Basternen von den Weichselquellen her längs dem Außenrande der Karpathen schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. gewandert war. Von hier bestürmten sie ein Jahrhundert lang die griechischen Kolonialstädte am Schwarzen Meere und nahmen im zweiten Jahrhundert vor Chr. an den Kämpfen der keltischen Galater in Thracien, Griechenland und Kleinasien teil, was schon oben im Kapitel „Germanen und Römer“ kurz berührt wurde.

Aus dieser Zeit stammt die älteste Darstellung eines Germanen, die wir überkommen haben, zugleich eine der schönsten und die einzige, die wir dem Meißel eines echten griechischen Künstlers hellenistischer Zeit verdanken. Original, nicht verwässernde römische Nachbildung, wie die meisten griechischen Bildwerke, so wie wir sie heute kennen. Leider ist von der ganzen Gestalt nur der Kopf erhalten (Abb. 69a, b).

Ein jugendlicher Basterne, schwer verwundet, sucht in schmerzlichem Aufstöhnen die schwindende Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenzuraffen. Der Ausdruck des Leidens hat seinen Mittelpunkt im geöffneten Mund und namentlich in dem schmerzvollen Aufblick der weit aufgeschlagenen, tiefliegenden Augen, deren Umrandung von starken Stirnknochen beschattet wird. Der lange Kopf und das lange schmale Gesicht mit der feinen Nase und den feinen mageren Wangen, auf denen der erste Bartflaum sprießt, zeigt edelsten Germanentypus. Das von allen Seiten nach der rechten Schläfe hinübergekämmte und dort in einen Knoten verschlungene Haupthaar ist die charakteristische germanische Haartracht, die Tacitus als „swebischen“ Knoten beschreibt. Leider ist der Knoten hier fast ganz abgestoßen. Diese Basternenbüste, jetzt in Brüssel, war ein Bestandteil der Sammlung Somzée und wird danach heute benannt.

Wie ganz anders wirkt die Marmorbüste eines jungen Germanen (Abb. 70a, b) von der Hand eines römischen Künstlers aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr.! Wir sehen einen echten Germanenjüngling von ungebändigter jugendlicher Überkraft, halb wilden Trotz, halb träumerische Milde und sinniges Nachdenken im Auge, die Stirn gerunzelt, die Brauen buschig. Das Gesicht ist lang und schmal, an Kinn, Lippen und Wangen sprießt ein zarter Flaum, der ebenso wie die Brauen naturalistisch durch vertiefte Linien dargestellt worden ist. Die verlorene Nase ist leider zu klein ergänzt worden. Bei aller guten Technik, die das Bildwerk aufweist, fehlt dem Gesicht doch das feinere, lebensvolle Spiel der Muskeln, das wir an den Köpfen griechischer Kunst bewundern.

Dem Prachtstück des Basternen-Jünglings der Sammlung Somzée tritt eine Frauendarstellung an die Seite, die bekannte sog. Thusnelda (Abb. 71 a, b), bereits frühromische Arbeit, aber noch voll griechischer Erinnerungen, wie die typische Körperstellung, insonder-

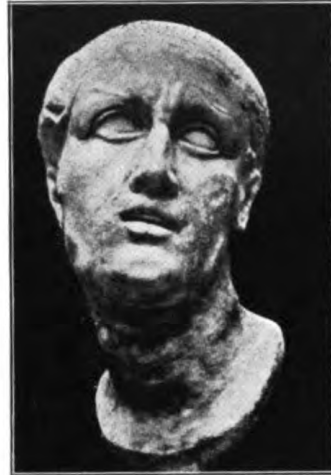


Abb. 69 a, b. Verwundeter Basterne der Sammlung Somzée. Musée Cinquantenaire, Brüssel.

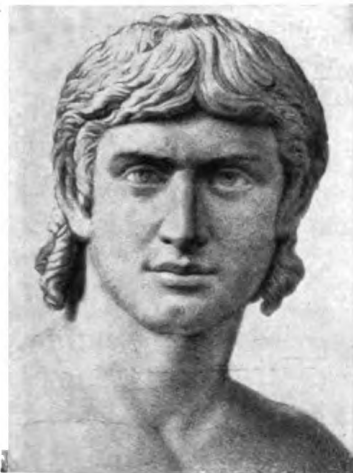


Abb. 70 a, b. Jünglicher Germane des Berliner „Alten Museums“.  
Aus „Günther, Kasienkunde des deutschen Volkes“.

heit die Armhaltung der Trauernden, die Entblößung der Brust, gleichfalls ein typisches Zeichen der Trauer an griechischen Bildwerken, endlich die dicksohligen griechischen Gitterschuhe zeigen. Ich halte die Bildsäule für eine Verkörperung des Basternenvolkes, für eine trauernde besiegte Basternia. Das feine Oval des Gesichts, der Gesichtsschnitt überhaupt, vor allem der Seelenzustand sind nur germanisch: stille

Ergebenheit in unabwendbares Geschick, dabei aber die volle Höhe eines unbeugsamen Charakters, nichts jedoch von jener übertriebenen Leidenschaftlichkeit und theatralischen Pose der Gallier, wie sie bereits die pergamenischen Galatergestalten zeigen. So die Köpfe des sog. sterbenden Galliers und des Galliers der Ludovisi-Gruppe (Abb. 72). Schon dieser idealische Galatertypus aus Pergamon zeigt, wie sehr wir die Nachrichten der Alten einschränken müssen, wonach die Kelten oder Gallier in vielem und namentlich im Körperlichen den Germanen sehr ähnlich gewesen sein sollen. Das kann sich nur auf Körpergröße und Helligkeit von Haut- und Haarfarbe beziehen, nimmermehr aber auf Kopf- und Gesichtsbildung. In letztem Punkte waren die Gallier 3. T. schon in ihrer süddeutschen Urheimat, noch mehr aber in ihrem späteren Lande Nordostfrankreich, durch Vermischung mit den dortigen Urrassen den Germanen recht unähnlich geworden. Es waren offenbar zur Hälfte mindestens Kurzköpfe mit weit weniger fein geschnittenen, weniger profilierten Gesichtern als die der Germanen; als unschön fallen bei ihnen die breiten Backenknochen auf und die weniger edle Nase.

Und dasselbe Bild bieten die hellenistischen Gemmen und die römischen Silberdenare mit Gallierköpfen aus der Zeit nach Cäsar.

Im Laufe des zweiten Jahrhunderts vor Chr., lange vor den Kimbernkriegen, kämpften die Basternen mit glänzendem Erfolge auch gegen Rom. Zuerst im Solde der letzten makedonischen Könige, später des kleinasiatischen Königs Mithradates des Großen, endlich auf eigene Faust oder im Bunde mit den thrakischen Nachbarstämmen, Geten in der Dobrudscha, Mysern in Nordbulgarien und eigentlichen Thrakern in Südbulgarien.

Schwerste Niederlagen erlitten hier die Römer, die neuen Herren des Balkanlandes, durch die Germanen. Den ersten, aber entscheidenden Sieg gegen die Basternen und ihre drei thrakischen Verbündeten gewann erst der junge Kaiser Oktavian durch seinen Feldherrn Licinius Krassus in den Jahren 29 und 28 vor Chr.

Krassus errichtete, wahrscheinlich am Orte der Hauptschlacht, als dauerndes Wahrzeichen seiner Siege einen großartigen, dräuend nordwärts über die Donau in Feindesland schauenden Triumphbau in Form eines hochragenden Turmes, der aus einem mächtigen Rundbau emporwächst. Dieses römische Denkmal steht noch heute, und zwar dicht an unserer Dobrudschafront vom Oktober 1916: Konstanza, Medschidja, Kassowa, Tschernawoda; und zwar zwei Meilen südlich von Kassowa, bei dem Dorfe Adamklissi.

Unser Feldmarschall Moltke, der im Jahre 1837 im Auftrage der

Türkei die Befestigungen der Donaulinie untersuchte und in seinen berühmten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ seine Ritze durch diese Gegend beschrieb, er war es, der als erster der Welt Kunde brachte von der gewaltigen Ruine bei Adamklissi



Abb. 71 a, b. „Thuselda“, Büste nach der Vollfigur; Florenz, Loggia dei Lanzi  
Aus „Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes“.



Abb. 72. Büsten der Marmorvollfiguren des „Sterbenden Galliers“,  
Kapitolinisches Museum, und des „Galliers“ der Ludovisschen Gruppe,  
Thermenmuseum in Rom.

(Abb. 73). Den geistigen Wiederaufbau der Ruine, wie er aus den Tausenden, teils am Fuße der Ruine lagernder, teils weithin verschleppter Steintrümmer in peinlichster Gewissenhaftigkeit und zugleich mit genialem Blick erdacht worden ist, verdanken wir unserem zu früh verstorbenen Archäologen Adolf Surtwängler (Abb. 74).

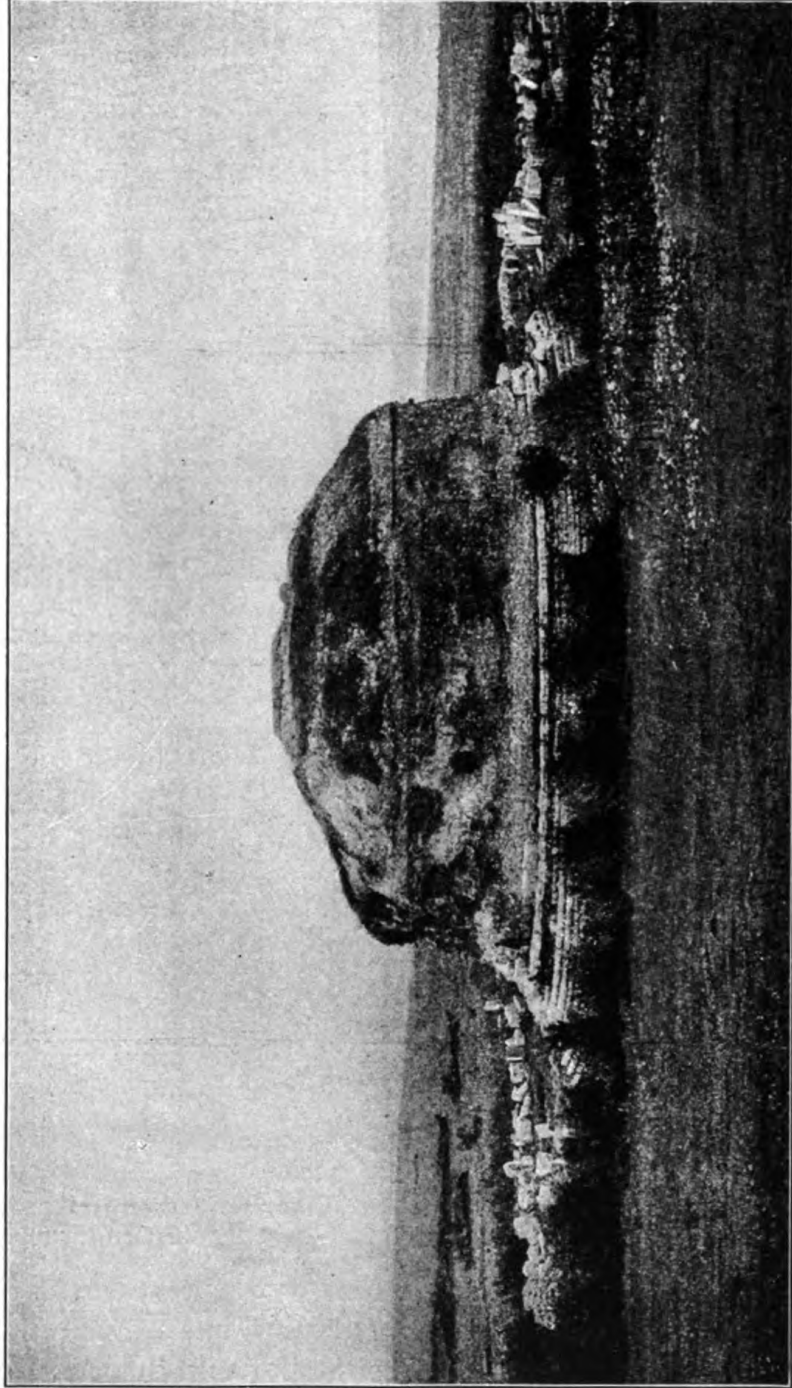


Abb. 73. Die Ruine des Triumphdenkmals des Crassus bei Adamklissi in der Dobruška  
von Norden aus gesehen. Zeitiger Zustand (nach Tocilescu).

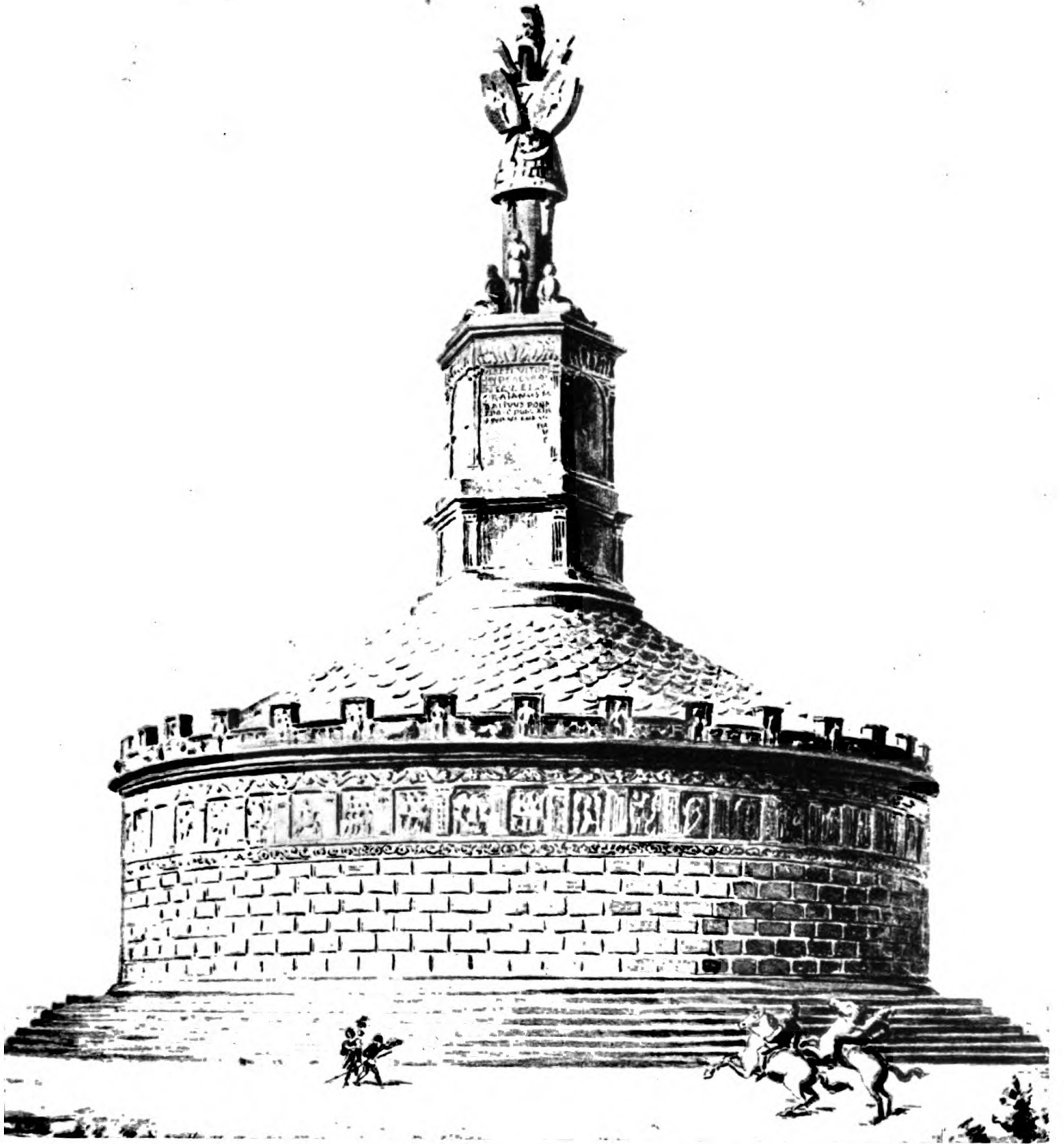


Abb. 74. Das Triumphdenkmal des Crassus bei Adamklois in der Dobruška.  
Wiederherstellung von A. Furtwängler.



Im Oktober 1916 wandte ich mich an Generalfeldmarschall Mackensen mit der Bitte, er möge verhüten, daß unsere Geschütze sich auf die Ruine von Adamklissi richteten oder daß unsere Fliegerbomben die in

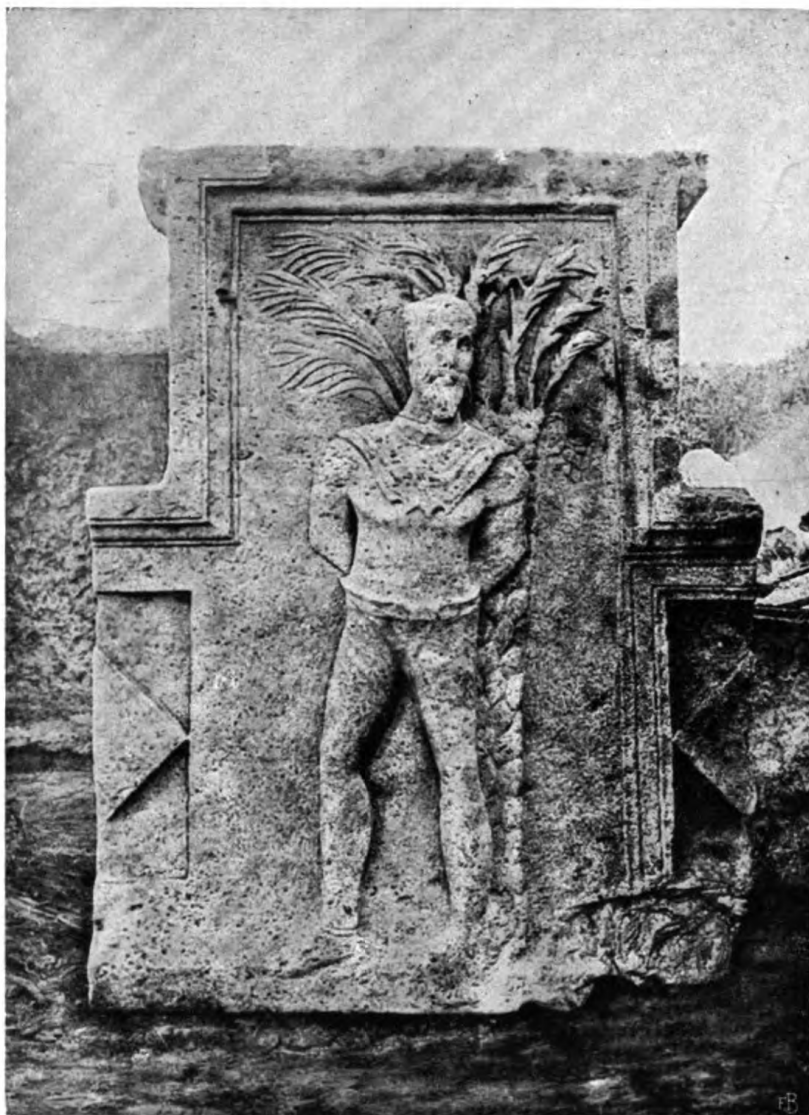


Abb. 75. I:13. Gefesselter Basterne, Kalksteinrelief. I. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilescu); Museum Bukarest. Die Zinnen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und 0,88 m breit. Die Zose scheint rautenförmig gemustert zu sein. Man beachte Mäntelchen, Gürtel, Schubwerk.

Bukarest befindlichen Bildwerke und Architekturteile träfen. Der Feldmarschall konnte mir in längeren Briefen die freudige Mitteilung machen, daß alles wohlerhalten geblieben ist. Die Ruine habe ihre militärische Geschichte vermehrt, da sie in den Kämpfen vor der Schlacht

bei Topraisar und in dieser Schlacht selbst dem unseren linken Flügel befehligen General als Gefechtsstand gedient habe.

Dieses Bauwerk, dessen unterer Stufenbau einen Durchmesser von nahezu 39 m besitzt und dessen Höhe einst genau dasselbe gewaltige Maß hatte, zeigte auf den Metopen des Frieses Darstellungen von Kriegereignissen und auf den Dachzinnen Einzelbilder von Kriegsgefangenen der vier Kom feindlichen Volksstämme. Es ist meist unbeholfene Soldatenkunst, bessere Steinmetzarbeit, die sich in diesem harten Kalkstein versucht hat, aber ausgezeichnet durch große Naturtreue. Nur bei den Germanenbildern strengen diese soldatischen Steinmetzen ihr ganzes Kunstvermögen an, nicht bloß tote Puppen hinzustellen, sondern ihren Gestalten mehr Empfindungsleben zu leihen.

Der gefesselte Basterne der Zinne Nr. 1 (Abb. 75) mit seinem schmerzvollen Blick in die Ferne, als besaelten ihn trübe Heimatsgedanken, verrät in seinem Gesichtsausdruck noch eine offenbare Erinnerung an hellenistische Ausdrucksmittel, wie wir sie von dem echt griechischen Basternenkopfe kennenlernten. In seinem hohen Wuchs, mit seinen schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, dabei so kräftig breiten Schultern, in der edlen Bildung des langen Gesichts und in der vornehmen Haltung ist er das vollkommenste Abbild eines Germanen.

Zinne Nr. 2 (Abb. 76) zeigt einen noch unbärtigen Basternenjüngling von überaus kräftigem Wuchs und mit zorniger Gebärde. Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Basterne darein, den ein Metopenbild des Denkmals vorführt (Abb. 77). Es zeigt, wie der Basterne von



Abb. 76. Gefesselter jugendlicher Basterne. 2. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi. Der Haarnoten an der rechten Schläfe ist abgestoßen (nach Furtwängler).

einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird, aber nur mit finsterem Trotz dem Gebote des Römers folgt: keine Spur jener demütigen flehenden Unterwürfigkeit, in der andere Stämme dargestellt werden, wie wir später sehen werden.

Wie ganz anders sehen die drei thrakischen Stämme, die Verbündeten der Germanen, auf dem Denkmal aus! Gemeinsam ist diesen



Abb. 77. Gefesselter Bastarne, dessen Haupthaar über der Stirn geteilt und rechts über dem Ohr geknotet ist; an einer Kette geführt von einem Römer, der eine Halsbinde (focale), Harnisch mit Tunica-Vorstöß, vorn geschligten und rechts auf die Achsel geschobenen Umhang (Pænula) sowie Schnürstiefel trägt. Metope 47. Die Metopen sind 1,48 m hoch und 1,16 m breit (nach Tocilescu).

Völkerschaften: in der Tracht ein mehr oder weniger langer Kittel oder Kaftan russischer Art: in der körperlichen Erscheinung vollrunde, weichliche Formen der schwammig aufgedunsenen, fetten Leiber und Gesichter, in straffen Strähnen abstehendes Haupthaar, das in rundlichem Schnitt ein geistloses, ja rohes Gesicht umkränzt (Abb. 78). Welch ein Abstand gegen die Germanen!

In einer kleinen Bronzestatuette (Abb. 79), die sich in Paris befindet, sehen wir ganz ausnahmsweise einen kniend flehenden Germanenjüngling; trotzdem bleibt seine Haltung edel und weit entfernt von allem Sklavischen. Diese Bittstellung erklärt sich aus der Bestimmung dieser Art Statuetten. Sie waren Teile jener im Altertum weitverbreiteten Miniaturnachbildungen überlebensgroßer Triumphdenk-



Abb. 78. Gefesselter Thrafer. 8. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilescu).

mäler aus der Zeit des Kaisers Augustus, bei denen der die Feinde niedersprengende Feldherr, meist der Kaiser selbst, stets die Hauptgruppe bildete. Solche kleinen Bronzenachbildungen dienten als Pferdebrustschmuck. Der Germane kniet vor dem gegen ihn ansprengenden Kaiser; er ist in der üblichen Kriegstracht, wo das Obergewand fehlt, nur mit Mäntelchen, Hosen, Gürtel und Schuhen bekleidet. Aber wie prachtvoll ist der Körper, seine straffen, sehnigen Glieder, die kraftvollen

Züge des schmalen, hageren Gesichts. Vortrefflich erhalten ist hier der „swebische“ Haarknoten, hornartig hervortretend.

Nun noch einige Darstellungen von Germanen, die an den beiden berühmten Kaiserdenkmälern in Rom zu sehen sind, der Trajanssäule und der Markusäule.

Die Trajanssäule war ein Teil des gewaltigen Trajansforums, einer Schöpfung des letzten Kunstgenius der römischen Kaiserzeit, des Apollodorus von Damaskus, der gleich groß war als Baukünstler wie



Abb. 79. Bronzestatue eines jungen Germanen. Nationalbibliothek Paris.

als Bildhauer. Sie wurde von ihm im Jahre 113 vollendet. Sie schildert bekanntlich die beiden großen Kriege, die der Kaiser gegen die Dakier in Ostungarn, besonders in Siebenbürgen führte und in denen er dieses Volk vernichtete: ganze Völker auszumorden oder außer Landes zu schleppen, war ja eines der von Rom nicht gar selten angewandten Mittel zum Erwerb und zur Sicherung seiner Weltherrschaft.

Trajan begann im Sommer 101 nach Chr. seinen ersten Feldzug, bei dem er zunächst die Unterwerfung der Dakier im Auge hatte, und rückte gegen den Eisernen-Pass vor, um von hier aus in das Innere des siebenbürgischen Kessellandes einzubrechen und die nahe jenseit des

Passes gelegene dakische Hauptstadt Sarmizegetusa zu gewinnen. Doch fand Trajan in der starken Befestigung des Engpasses und in der heldenmutigen Tapferkeit der Daker einen solchen Widerstand, daß er das Vorrücken an dieser Stelle aufgeben mußte. Unrömische, germanische Hilfstruppen, zweifellos bei den an den Karpathen wohnenden Basternen angeworben, müssen wohl als Sturmbock an der Spitze des vordringenden römischen Heeres gestanden haben. Denn wir sehen, daß eine basternische Abteilung eine aus Sarmizegetusa an Trajan geschickte dakische Gesandtschaft in eiligem Marsche zum Kaiser geleitet. Von



Abb. 80. Köpfe zweier Basternen von der Trajanssäule in Rom. 113 n. Chr.  
Aus „Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes“.

dem Bilde der Säule, das diesen Vorgang schildert, zeigt Abb. 80 nur einen kleinen Ausschnitt, auf dem man die ausgeprägt germanischen Köpfe zweier dieser Basternen sieht, die einen um den Hals geknoteten, gefranzten Mantel tragen und deren Kopfhaar in der bekannten germanischen Tracht vom Wirbel her nach vorne rechts hin gestrichen und an der rechten Schläfe in einer rückwärts gebogenen Locke zusammengeknotet ist.

In der Winterpause des zweiten Dakerfeldzuges, 105 auf 106 nach Chr., mit dem Trajan teils die völlige Ausrottung, teils die Vertreibung des dakischen Volks aus seinen Heimatsitzen sich als Ziel setzt und auch durchführt, befindet er sich an der Donau beim heutigen Turn Severin

an der Westecke der Walachei. Hier empfängt der Kaiser, wie ein besonders eindrucksvolles Bild der Säule es schildert, eine große Reihe von Gesandtschaften, darunter die schon so oft genannten Basternen, die als Volk im Kriege neutral blieben. Vor Trajan stehen Vertreter



Abb. 81. Gesandtschaften vor Kaiser Trajan während des zweiten Dakerkrieges im Winter 105/106 zu Dobretä (Turn Severin) a. d. Donau. Ganz links (nicht sichtbar) Reiterarmaten von der Theiß und südrussische Stämme; weiter ein Daker in Bittstellung und zwei Bosphorusgriechen mit Kopfbinden; im Vordergrund sechs germanische Basternen, teils mit dem Haarknoten, teils mit einer Art Turban.

der Reiterarmaten (ganz links) aus der Theißebene, weiter südrussische Steppenstämme in Fausthandschuhen, Daker in Bittstellung und Bosphorusgriechen. Aber im Vordergrund stehen wieder die Germanen (Abb. 81): mit ihnen redet der Kaiser. Römisches Ruhm-

bedürfnis und Eigenliebe ließen es nur ganz selten zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfenen zu verewigen. Hier ist so ein seltener Fall: Die Edlen der Basternen werden als Vollebenbürtige dem Kaiser vorgestellt, und ihr Sprecher grüßt in vornehmster Gebärde mit halberhobener linker Hand. Eine kostbare Gestalt dieser kraftstrotzende, straffmuskulöse Basternenhauptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder soll ein König (Abb. 82).

Und nun halte man dagegen einen beliebigen Vertreter des von der römischen Kunst mit meisterhafter Wahrheit erfaßten Nationaltypus der Dakern: Das Unehle dieses Typus springt dermaßen in die Augen, daß kein Wort darüber verloren zu werden braucht (Abb. 83).

Ich hebe hier nochmals den gewaltigen Unterschied hervor, den einerseits die Gestalten der Germanen, andererseits die aller anderen europäischen Völker auf antiken Denkmälern bekunden, sowohl in dem Eindruck, den sie an sich auf den Beschauer machen, als auch durch die so nahe gelegten Rückschlüsse auf die Bewertung der dargestellten Völker durch Griechen und Römer selbst. Wir sahen diesen großen Gegensatz bereits im Verhältnis von Germanen zu Galatern, Galliern, Thrakern, Dakern, südrussischen Stämmen.

Als Abschluß dieser Schilderungen diene das vielleicht sprechendste Gegenüber von Germanen und Nichtgermanen, das die berühmte Gemma Augustea bietet, jener Sardonjyfkameo von der Künstlerhand des Dioskurides (Abb. 84). Das Werk verherrlicht den Triumph des Kaisersohnes Tiberius vom Jahre 12 nach Chr. über Germanen und Illyrier, die auf der Unterhälfte des Stückes durch je einen Mann und eine Frau vertreten werden, links die Germanen, rechts die Illyrier.

Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Überwinder atmet, wird



Abb. 82. Basternenfürst vor Kaiser Trajan. Relief der Trajanssäule. Rom.



der mit dem Halsreif geschmückte Illyrier in unterwürfigster Sklavenshaltung wiedergegeben, und sein Kopf zeigt Züge barbarischer Häßlichkeit, vorstehende Backenknochen, strähniges ungeordnetes Haupthaar, lückenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart. Verewigt ist er zudem, wie auch sein Weib, in einem Augenblick entehrendster Behandlung, wo beide an den Haaren fortgeschleppt werden. Nichts von alledem bei der Germanengruppe.

Bewunderten wir vorher an dem Basternenhäuptling der Trajanssäule die königliche Haltung, so zeigt uns die andere große Kaisersäule tatsächlich einen König, den einzigen germanischen König, dessen Bild wir haben und den wir zugleich mit Namen kennen. Es ist die Markus-



Abb. 83. Dakter. Büste vom Trajansforum; Vatikan, Rom.

säule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet so lebendig und lehrreich veranschaulichen. Sie ist die Schilderin der Markomannenkriege Mark Aurels aus den Jahren 171—175 nach Chr. und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter die herrlichsten germanischen Männer- und Frauengestalten. Leider kann sie als Ganzes und auch im einzelnen nach rein künstlerischer Seite hin den Vergleich mit der Trajanssäule nicht aushalten. Dazu kommt, daß die Bilder wegen ihres weit höheren Reliefs ungleich mehr durch Abstoßung gelitten haben, als es bei ihrem Vorbilde der Fall ist. Immerhin müssen wir uns glücklich preisen, daß noch soviel von diesem unerseßlichen Schätze auf uns gekommen ist.

Eine der edelsten Erscheinungen ist hier der Quadenkönig Ariogais, die Seele hartnäckigsten Widerstandes im Freiheitskampfe gegen den das mährische Germanenland bekriegenden Kaiser. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Er hielt sich verborgen bei den benachbarten Basternen, die jenseits der Kleinen Karpathen an den Gebirgshängen der Nordwestecke des Hauptzuges der Karpathen ihre hochgelegenen Burgen hatten. Aber auch hier wird er im nächsten Jahre von den nachdringenden Patrouillen der Römer aufgespürt, hatte doch Mark Aurel tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der Quadenkönig lebend, fünfhundert, wenn er tot eingebracht würde. Und nun zeigt uns das Säulenrelief (Abb. 85) den König und dahinter einen ihm sehr ähnlich



Abb. 84. Etwa  $\frac{2}{3}$ . Gemma Augustea, untere Hälfte. Kunsthistorisches Museum Wien. Die Gestalten milchweiß auf dunkelbraunem Grunde. Links sitzende Germanengruppe, rechts kniender Beltoillyrier mit Weib. Links und in der Mitte errichten römische Legionssoldaten ein Siegeszeichen; Mitte rechts makedonische Hilfstruppen der Römer.

sehenden germanischen Edlen, vielleicht des Königs Bruder, die Hände bei beiden auf den Rücken gefesselt, ebenso wie bei den vorausgehenden beiden lieblichen Knaben, wohl des Königs Söhnen. Wir sehen, wie sie, ein jeder durch einen hinter ihnen herschreitenden römischen Soldaten an der Fessel geleitet, von der hoch auf dem Felsen aus Quadern gebauten germanischen Königsburg mit Kuppeldach herabsteigen müssen. Wie vornehm und würdevoll zeigen sich alle diese Germanen in ihrem Unglück. Zumal des Königs edles Antlitz blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die Zukunft — wohl in Gedanken an sein Volk —, aber dennoch ruhig und gefasst.

Aber auch die böhmischen Markomannen fühlen in dem Kriegsjahr 173 die Härte der römischen Macht. Ein Teil von ihnen wird zu dauernder Übersiedlung in das Land südlich der Donau, also auf römisches Gebiet, gezwungen. Die Säule schildert, wie unbewaffnete Edle der Markomannen unter Führung von berittenen und bewaffneten Germanen desselben edlen Typus das Gestade des Flusses betreten, an dessen anderer Seite andere, schon früher auf römischem Boden angesiedelte Germanen ihnen freundlich herüberwinken. Indes scheint es den neu übergesiedelten Germanen unter römischer Herrschaft doch nicht behagt zu haben, denn sie werfen bald den Zwang ab und schließen sich wiederum ihren am Nordufer der Donau den Krieg weiterführenden Brüdern an. Doch wiederum mit Unglück. Ein Teil ihrer Edlen muß für den

Freiheitsdrang des ganzen Stammes, der zum Wortbruch geführt hat, mit dem Leben büßen. So lautet der Urteilspruch des Kaisers.

Seine Gardereiter kommen in voller Gala, mit der Standarte, und umstellen den Richtplatz; die links abseits stehenden Frauen der Germanen, die traurig, aber gefasst dem grausigen Vorgang zuschauen, sind auf unserem Bildausschnitt (Abb. 86) nicht mehr sichtbar. Den Strafakt leitet ein deutlich als Nicht Römer Kennzeichneter, der mit dem Sinnbild des Schwertes bedacht ist. Vollzogen aber wird die Hinrichtung der



Abb. 85. Der Quadenkönig Ariogais und die Seinen werden von römischen Auxiliarsoldaten (daher ihr Kettenpanzer) in die Gefangenschaft abgeführt. Markus Säule, Rom.

sechs markomannischen Edlen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen — welch römischer Hohn! Germanen vernichtet durch Germanen, nicht in freiem Wettkampf gegeneinander, sondern ausschließlich im Dienste einer fremden Macht. Also wie in der Zeit der Völkerwanderung und wie 1806 und sogar noch 1813: immer dasselbe Trauerspiel!

Die Markomannen-Edlen dieses Bildes sind, abgesehen von Ariogais, die schönsten Gestalten der ganzen Säule, einschließlich der Römer, von dem römischen Künstler mit großer Liebe gezeichnet. Der mächtige Kopf, das lange Gesicht, das reiche Haupthaar und der üppige Vollbart,

endlich der hohe, schlanke Wuchs: alles das vereinigt sich hier, um germanische Idealgestalten zu verkörpern.

So also sahen die Germanen in Wirklichkeit aus. Keine nackten Feuerländer, wie an den Friesen der Berliner Nationalgalerie und der Regensburger Walhalla und in den unzähligen Darstellungen der Varusschlacht. Aber ebensowenig ungeschlachte, zottige Bärenhäuter, wie wir sie auf der Bühne vorgesetzt bekommen. Im Kampfe den Oberrock als hinderlich für die Kriegsarbeit abzuwerfen, ist alt-



Abb. 86. Hinrichtung von 6 markomannischen Edlen, von denen einer am Oberkörper nackt ist, die Hände auf den Rücken gebunden, während zwei bereits enthauptet am Boden liegen. Markusäule, Rom.

germanische, aber ebenso auch noch neudeutsche Sitte, wie wir es im Weltkrieg erlebt haben.

Sind diese Germanen nun Wilde, als die sie von den heutigen Vertretern der alten Geschichte immer noch geschildert werden? Sind sie überhaupt nur ein Naturvolk zu nennen? Nimmermehr. Zwar ein einfaches Bauernvolk, ohne die Verfeinerungen des Großstadtlebens, aber doch ein Edlvolk. Es gibt auch edle Bauern: Bismarck war ein solcher und war stolz darauf, es zu sein. Nur von Edlem kann Edles stammen. Und wenn wir Deutschen ein Recht haben, uns für ein Edlvolk zu halten, so folgt schon daraus, daß die alten Germanen ebenfalls ein solches gewesen sein müssen.

Aber was hat trotz alledem die Wissenschaft, was haben die Geschichtsforscher aller Gebiete seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag mit eiserner Beharrlichkeit diesem Edelvolf an Ungereimtem, ja Ungeheuerlichem alles aufbürden zu dürfen geglaubt. Es ist ja eine der traurigsten, dabei gefährlichsten deutschen Eigenheiten, daß wir aus eitler selbstgefälliger Sucht, nur ja recht sachlich und vorurteilsfrei zu erscheinen, wenn es sich um die Sache des eigenen Volkstums handelt, der Gefühlsstimme, die hier so oft allein das Richtige trifft, Schweigen gebieten und viel lieber zu Ungunsten des Deutschtums die Wahrheit mit Füßen treten, als auch hier in höherem Sinne gerecht zu sein.

Das Ganze der den Germanen so günstigen antiken Überlieferung über sie wird dabei kurzichtig in den Wind geschlagen; man hält sich lieber an vereinzelte ungünstige, oft nur vermeintlich ungünstige Aussagen. Der beliebteste Eideshelfer hierbei sind stets Cäsars Tagebücher über seinen gallischen Krieg gewesen, von denen wir doch wissen, daß sie eine rein politische Schrift sind, worin Cäsar sich nicht einmal scheut, um Rom in billiges Staunen zu setzen, die haarsträubendsten Jagdgeschichten zu erzählen, so z. B. über die Art, wie die Germanen Elche fangen.

Und dazu kommt nun noch, daß die antiken Schriftsteller so häufig sich unklar, ja dunkel ausdrücken, wenigstens für unser Verständnis, und damit ärgsten Mißdeutungen Tür und Tor geöffnet haben.

---

## 6.

### Die Zeit der germanischen Völkerwanderung

(300—550 n. Chr.)

**G**oten und Wandalen, Langobarden, Burgunden und Franken haben vermöge ihrer überlegenen leiblichen, geistigen und sittlichen Kräfte teils aus eigenem Erbe, teils aus den Trümmern der römischen Weltzivilisation, soweit diese sich noch in den Sänden der entarteten Römerbevölkerung vorfanden, zuerst neue Staaten und neues, germanisch bestimmtes Rechtsleben, dann auch neue Kulturen, neue Völker entstehen lassen: Die „Romanen“ des Mittelalters. Zum Danke für diese Großtaten werden die staatenbildenden, kulturschöpferischen Germanen besonders gerade in den romanischen Ländern mit Vorliebe „die Barbaren“ schlechthin genannt. Und dies nicht etwa in dem geschichtlich allein berechtigten, harmlosen Sinne der römischen Kaiserzeit und der Zeit der Gotenherrschaft, wo „Barbar“ nichts bedeutete als Nicht Römer, einer, der nicht Latein spricht und schreibt, sondern mit jenem heute allein gültigen, gehässigen Unterton, der in dem Barbaren den rohen, kulturlosen Wilden kennzeichnen will, was im Hinblick auf die alten Germanen eine Geschichtsfälschung sondergleichen bedeutet.

Nun, der Kunststil dieser „Barbaren“ der Völkerwanderung, der sog. Merowinger Stil, wurde zwar früher und wird zum Teil noch jetzt erstaunlicherweise von der zünftigen deutschen Kunstwissenschaft als Kunst nicht anerkannt. Und doch zeigt er mit seiner phantastischen, malerischen, oft hinreißend schönen Tierornamentik und dem wunderbaren Reichtum seiner Bandverschlingungen echt deutsche Art und engste rassenmäßige Übereinstimmung mit der ebenso gearteten Gotik. An diesem Punkte liegt einer der festesten Knoten, welche die im engeren Sinne deutsche Kunst mit der durch die germanische Archäologie erschlossenen Frühzeit und ihren Kunstschöpfungen innerlich verknüpft. Die Mittelglieder dieser Kette sind die sog. romanische Kunst des zehnten bis zwölften Jahrhunderts in Deutschland und die Lombardenkunst des achten bis zehnten Jahrhunderts in Oberitalien. Denn der Kunststil der germanischen Völkerwanderung führt in der eigen-

tümlichen Fortbildung, die ihm durch die Langobarden in Oberitalien zuteil wird, durch die seit der Karolingerzeit in Deutschland wandernden Lombarden (Comaciner) zur Entwicklung jener in Deutschland so einzigartig hochstehenden Kunst, die wir früher richtig als Lombardenstil bezeichneten. Neuerdings aber sind wir in gedankenloser Nachäffung des Franzosen De Caumont, der germanisches Kulturgut mit dem eigens ausgeheckten Schlagwort „Romanischer Stil“ den sog. lateinischen Völkern zuschanzen wollte, ebenfalls dazu übergegangen, diese echt deutsche Kunst als „romanische“ zu bezeichnen. Auf dem flandrisch-niederfränkischen Boden Nordfrankreichs aber mündete dieselbe allgemein germanisch gewordene Lombardenkunst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Gotik aus, deren deutscher Ast im fünfzehnten Jahrhundert zu reichster Blüte gelangte. Rückwärts aber hat die Kunst der germanischen Völkerwanderung in den verschiedenen Abwandlungen des germanischen Bronzezeitstils einen um zwei Jahrtausende älteren gleichgearteten Vorgänger gehabt. Wie in der Gotik und im Völkerwanderungsstil, herrscht im Bronzestil eine echt germanische malerische Phantasie. Seiner Ornamentik eignet die germanische Scheu vor dem leeren Raum, das Streben nach Flächenbedeckung und ebenso der echt germanische Zug der zwar gebundenen, aber doch unendlich fortlaufenden Bewegung, der unendlichen Melodie (Eurythmie), im Gegensatz zu der in ausgeglichener Ruhe verweilenden vollkommenen Symmetrie der sog. klassischen Kunst.

Der germanische Kunststil der Zeit der Völkerwanderung ist in seinen Anfängen durch die Goten geschaffen worden, nachdem sie um 170 n. Chr. von den Ufern der unteren Weichsel und des Frischen Hafes nach Südrussland und allmählich ans Schwarze Meer übergesiedelt waren. Während das 3. Jahrhundert in großen Anstürmen der Goten zu Wasser und zu Lande auf Kleinasien und die Balkanhalbinsel verlief, begannen im 4. Jahrhundert die Verhältnisse sich mehr zu setzen. Die Westgoten bewohnten nun Moldau, Walachei und Siebenbürgen, die Ostgoten beherrschten östlich des Dnjestr das gewaltige Gebiet Russlands zwischen Schwarzem Meer, Ural und Ostsee. Die Hauptsitze der Ostgoten wurden dort die Krim, besonders die Halbinsel von Kertsch, sowie die östlich gegenüberliegende Halbinsel Taman, deren gotische Bewohner Tetrachiten oder wohl richtige Trapeziten genannt wurden, während deren ursprünglich westgermanische Nachbarn an der kaukasischen Küste Ludusianer hießen. Auf der Krim bewohnten die Goten hauptsächlich den hochgelegenen, fruchtbaren Küstenstrich zwischen Sebastopol und Alushta mit der Haupt-

stadt Doros-Feodoro. Sie trafen dort auf das unter römischer Oberhoheit stehende bosporanische Reich, das von einer sarmatisch-griechischen Mischbevölkerung bewohnt war. Manche Zierweisen der hier herrschenden, entartet skythisch-orientalischen (iranischen) Mischkunst übernahmen die Goten in ihren altheimischen Kunststil und arbeiteten hierdurch einen neuen, glänzenden, nationalgermanischen Stil heraus, der sich von ihnen aus über ganz Südrußland, Rumänien, Ungarn zu allen germanischen Stämmen der Völkerwanderung verbreitete, nach Österreich, Deutschland, Frankreich, England im Westen, nach Italien, Spanien und Nordafrika im Süden, nach Skandinavien im Norden, überall naturgemäß mit selbständigen Sonder- und Weiterbildungen. Dieser letzterwähnte Umstand beleuchtet schon ausreichend die selbst bei Sachleuten noch wiederkehrende voreingenommene und geradezu törichte Behauptung, die Prachtstücke gotischer Kunstarbeit seien nicht von den Germanen in ihrer jeweiligen Heimat, sondern von byzantinisch-orientalischen Kunstschmiedern hergestellt worden.

#### Ältere Gotenkunst in Rumänien, Ungarn (Wandalen, Gepiden), Mitteleuropa und Frankreich

Die ältere gotische Goldschmiedekunst — denn um Gold handelt es sich überwiegend in dem durch die Zufuhr aus dem Ural von jeher so goldreichen Lande im Norden des Schwarzen Meeres — führt nicht nur die schon seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. bei den Germanen Mitteleuropas heimische Siligranarbeit und die sie vertretende Kunst des Auflegens von dünn gepresstem, einfach gemusterten Silberblech weiter, sondern verfeinerten im vierten Jahrhundert noch diese beiden Zierarbeiten durch reichere Ausgestaltung des Siligrans und durch abwechslungsvollere, sogar figürliche Darstellungen auf dem nun stets vergoldeten Silberpressblech (Abb. 87). Diese neue Kunstart wurde rasch von den anderen Ostgermanen übernommen. Als ein Beispiel unter vielen sei hier der mit Reihen phantastischer Tierfiguren geschmückte Schildbuckel aus einem Grabe bei Serpály im mittelungarischen Komitat Bihar (Großwardein) genannt (Abb. 88). Diese Gegend gehört zu dem Gebiete, wo der hasdingische Zweig der Wandalen, die Vistovalen, seit ihrem um 172 erfolgten Übertritt von Schlesien nach Ungarn zwischen Karpathen und Marosstrom, Teiß und Siebenbürgischem Erzgebirge eine neue Heimat gefunden hatte. Nicht ganz unmöglich scheint es, daß dieser prachtvolle Bronzebuckel, der mit vergoldetem Silberblech völlig bekleidet ist und so an die Goldrüstungen der Ostgotenkönige Theoderik d. Gr. und Totila erinnert, dem hasdin-



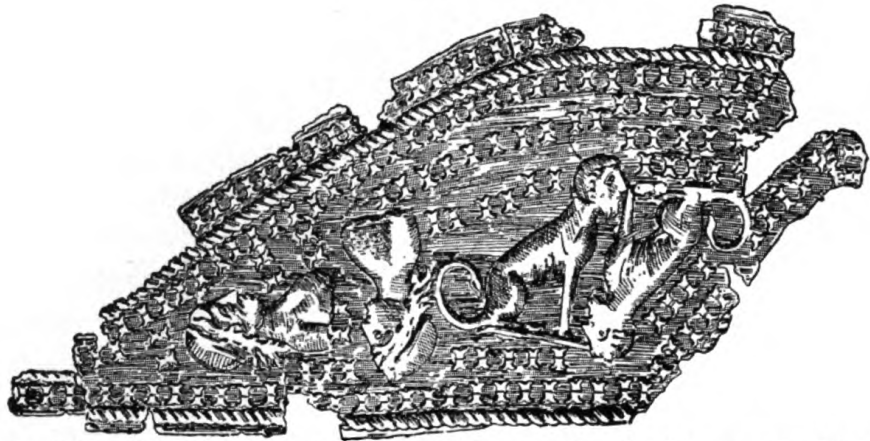


Abb. 87. *Ösztrópataka*, Rom. *Saros* (Ostrovian), nördlich des *Theißknies*, östlich der *Zips*. Grab II. Eines der 4 vergoldeten Silberbleche mit eingepresten Reliefbildern härtiger Sphynx, weiblicher Brustbilder und eines *Grillus* (Menschenkopf auf Vogelfüßen). Um 300 n. Chr. Hasdingisch-wandalisch.



Abb. 88. Schildbuckel von *Serpály*, Komitat *Bihar*, Ungarn. Bronze mit vergoldeter Silberblechbekleidung. 4. Jahrh. n. Chr. Phot. Dr. *Stoedtner*.

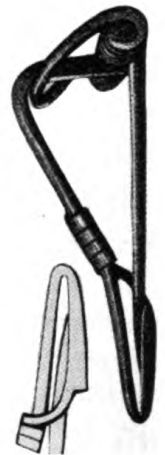


Abb. 89.  $\frac{1}{1}$ . Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuß, drahtförmig. Südrußland und Ostgermanien. 3. Jahrh. n. Chr. (nach *Umgren*).

gischen Könige *Wisumar* angehört hat. Dieser verlor in einer gewaltigen, um 335 im *Marosgebiete* gegen die *Westgoten* unter König *Geberik* geführten Schlacht *Reich*, *Heer* und *Leben*, worauf der Rest seines Volkes das alte *Dazien* verließ und über die *Donau* nach *Pannonien*, dem westlich der *Donau* gelegenen Gebiete *Ungarns*, übersiedelte. In

diesem Kriege, bei dem auf seiten der Wandalen auch Sarmaten aus dem Donau-Teiß-Tieflande fochten, fiel „durch die Tücke der Sarmaten“ der westgotische Fürst Vidigoja. In der weitergebildeten Na-



Abb. 90.  $\frac{1}{1}$ . Mittelatlène-fibel. Bronze.

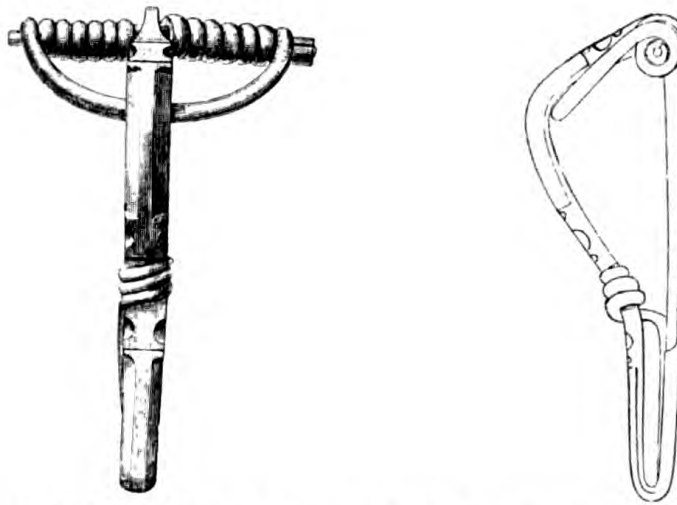


Abb. 91.  $\frac{1}{1}$ . Bandförmige fibel mit umgeschlagenem Fuß. Bronze.

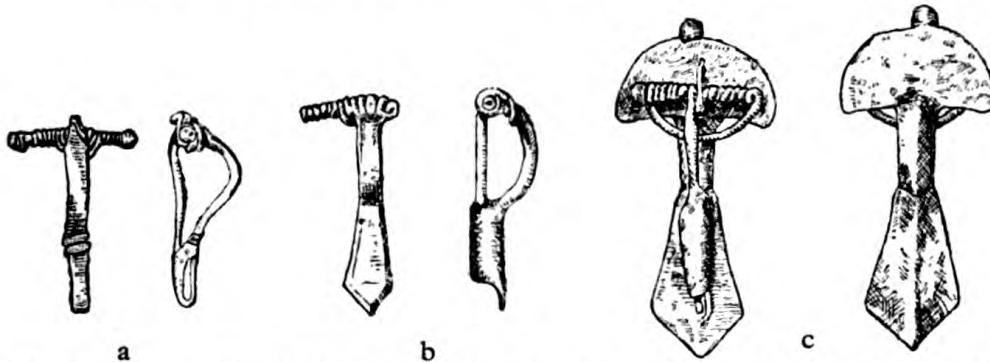


Abb. 91a—c. Maros-Szent-Anna, Siebenbürgen. Westgotisch. 3.-4. Jahrh. n. Chr.

mensform Witege ist dieser Westgote als die älteste, in ihrer Parteinahme zwiespältige und schwer durchsichtige Gestalt in den Kreis der späteren ostgotischen Heldensage versetzt worden, in der er mit der hier nicht ungewöhnlichen zeitlichen Verschiebung als gewaltiger Gegner Attilas und zugleich Dietrichs von Bern in der Rabenschlacht eine bedeutsame Rolle

spielt. — Zu dem gleichen nordungarischen Kulturkreise gehören die berühmten Funde von Czeke, Kom. Zemplin, und Osztrópataka, Kom. Saros (Abb. 87).

Eine neue Eigenheit der südrussischen Goten aus dem Beginn des dritten Jahrhunderts n. Chr. war die Übernahme der Sibel mit umgeschlagenem Fuß (Abb. 89), einer aus Draht geschmiedeten einfachen, aber äußerst zweckmäßigen und daher lebenskräftigen Sicherheitsnadel, bei der das untere Ende, das die Spitze der Nadel festzuhalten und zu schützen bestimmt war, der Fuß, rückwärts aufgebogen und dann um den Bügel mehrfach „umgeschlagen“ wurde. Entstanden ist diese Sibelform in Südrussland schon in vorgotischer Zeit, wohl um Christi Geburt oder im ersten Jahrhundert n. Chr. durch leichte Umbildung der Sibel vom sog. Mittellatène-Schema (Abb. 90). Ihr Wiederaufleben im dritten Jahrhundert steht wohl in Zusammenhang mit dem bei der Schilderung der germanischen Bewaffnung ausführlicher gekennzeichneten Wiederaufleben später Latèneformen bei den ostgermanischen Schwertern, Lanzenspitzen, Schilden und Sporen. Diese Sibel war von überwältigender Wirkung auf dem ganzen Germanengebiet und verbreitete sich, wie so viele andere Erscheinungen, die gotischem Einfluß verdankt werden, um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. zu den Ostgermanen Ostdeutschlands, seit etwa 300 auch zu den Westgermanen des Elbe-Saale-Gebietes und weiter bis zur römischen Rheingrenze. Von ihr stammt die ganze Fülle teils einfacherer, teils zu größter Pracht und Uppigkeit entwickelter Sibelformen ab, die fernerhin überhaupt von den Germanen geschaffen wurden, mit Ausnahme der Scheibensibeln.

Die Ostgermanen bereichern die mittlerweile aus der Drahtform zur breitbandigen Form übergegangene Sibel (Abb. 91, 91a, 91b) durch Ausschmückung des Fußendes und oft auch noch des Bügels. Sie setzen auf beiden Stellen eine ovale Scheibe, die eine gewölbte farbige, meist blaue Auflage von Glasfluß, bei mitteldeutschen Goldsibeln, wie die von Hasleben, eine solche von Edelstein trägt und mit geperltem Draht eingefasst ist. Eine weitere ostgermanische Änderung, deren Urheber wahrscheinlich die südrussischen Goten sind, besteht darin, daß die sog. „Sehne“, d. h. der unterhalb des Sibelkopfes laufende bogenförmige Draht, der die beiden Teile der federnden Spiralkolle verbindet und im Verein mit dieser Rolle und dem Bügel der Sibel das Aussehen einer Armbrust verleiht, nun ausgeschaltet und durch eine zweite, obere Rolle ersetzt wird. So entsteht die Zweirollenfibel. Um den über den Sibelkopf unschön hinausragenden Halter dieser beiden Rollen dem Auge zu verdecken, wird vor ihm eine kleine, durch umgelegte Perldrähte etwas ver-

größerte, annähernd nierenförmige Platte aufgelegt. Bei den Goten Südrusslands und Siebenbürgens hat diese Platte Halbkreisform (Abb. 91c).

Diese beiden ostgermanischen Neuerungen sehen wir vereinigt bei den goldenen Prachtsfibeln aus dem Grabe einer Fürstin zu Hasleben bei Weimar, wo Edelsteine die farbige Auflage bilden, auf dem Bügel Karneol, auf dem Fuß Almandin (Abb. 92 links): denn auch nach Mitteldeutschland, besonders Thüringen, verbreiten sich die ostdeutschen

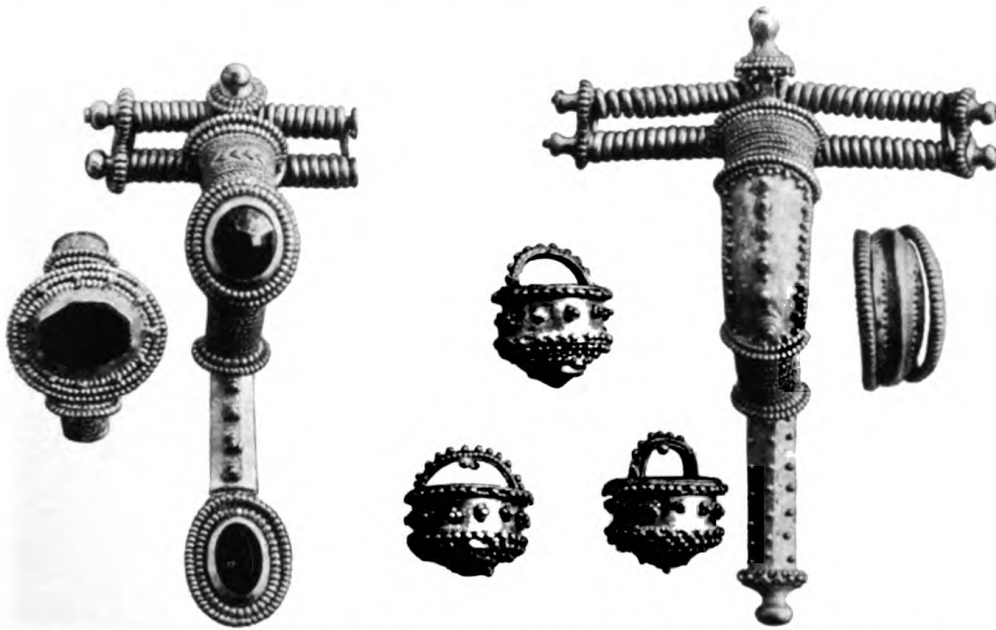


Abb. 92. Hasleben bei Weimar. Goldfibeln, goldene Körbchenanhänger und Goldfingerring. Phot. des Museums zu Weimar.

Neuerungen. Und die goldenen, mit reicher Körnerzier geschmückten Körbchenförmigen Anhänger desselben Grabes (Abb. 92) gehen wiederum auf eine südrussisch-ostgotische Halsschmuckform zurück, die gewöhnlich als eine eimerchenartige Berlocke erscheint, übrigens von den Goten aus der sarmatisch-bosporanischen Kultur übernommen war. Der goldene Halsring mit birnförmiger Verschlussöse (Abb. 93) endlich ist ebenfalls von ursprünglich gotischer Art, die in Ostdeutschland stark verbreitet ist, in Mittel- und Westdeutschland später und seltener auftritt und im Hasleber Fürstingrab in einer Spätform mit breitgeklopfter, verzierter hinterer Hälfte erscheint, wie sie sonst nur noch einmal an einem Bruchstück aus der römischen Donaueftung Carnuntum unterhalb Wiens bekannt geworden ist. Dies letztgenannte Stück trägt eine lateinische Inschrift, in der der Name der Tugern vorkommt, eines belgischen Germanenstammes, dessen Söhne römischen Kriegsdienst leisteten und teilweise in Carnuntum standen.

Den Gipfel feinsten Geschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit der Verzierung, der an frühgeschichtlichen Kunstwerken der ersten vier Jahrhunderte überhaupt erreicht worden ist, den Glanzpunkt aller frühgermanischen Hinterlassenschaft innerhalb Deutschlands, stellen die den Hasleber nahverwandten Sibeln aus den drei Königsgräbern des schlesischen Wandalenstammes zu Sacrau bei Breslau dar, wovon Abb. 94 ein paar Beispiele bietet. Der Reichtum



Abb. 93. Hasleben bei Weimar.  
Goldener Salzring. Phot. des Museums zu Weimar.

ihrer Verzierung ist weit entfernt, überladen oder prozenhaft zu wirken. Nur müssen wir uns bei der Gelegenheit völlig freimachen von dem uns leider von früh auf eingepflanzten Geschmacksvorurteil, das durch ewige Wiederholung schließlich unseren Geschmack einseitig benachteiligt hat: als wäre nämlich die den Griechen genehme und ebenso den südeuropäisch-romanischen Völkern zusagende sparsame oder gar sparsamste Verwendung der Verzierung nur an den Randteilen, nicht auf den Hauptteilen der Gegenstände von allgemein gültiger Bedeutung und daher auch für das germanisch-deutsche Empfinden maßgebend. Unser Geschmack, der nicht wie der altgriechische und der der Romanen auf das Plastische, sondern auf das Malerische eingestellt ist, bekundet geradezu eine Scheu vor fahlen Flächen und verlangt

Ausfüllung des leeren Raumes. Und wenn wir dieses Streben selbst bei dem wohl größten Maler aller Zeiten, bei dem Germanen Kembrandt, wiederfinden, wie das berühmte Bildnis des Mannes mit dem

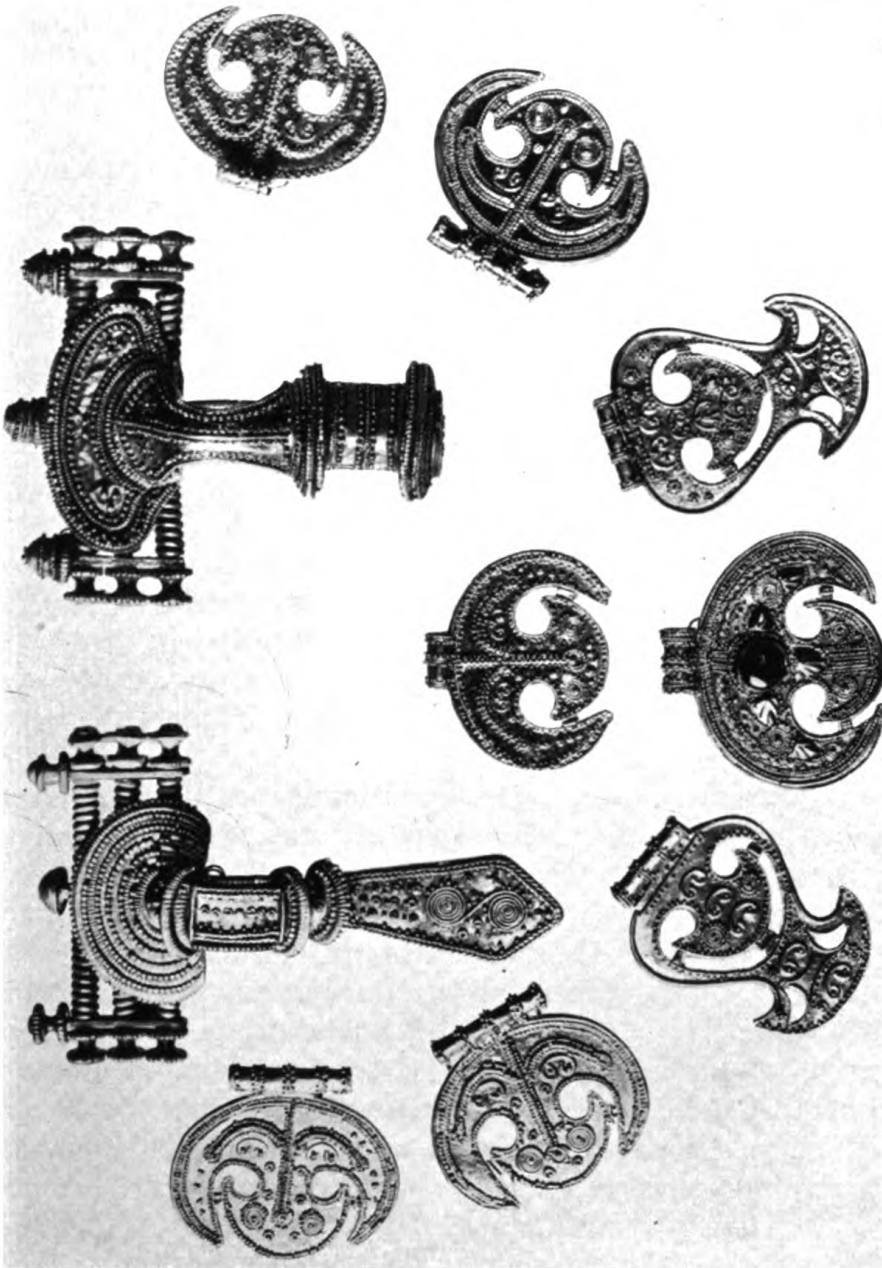


Abb. 94. <sup>2/3</sup>. Sacrau, B. Oels. Mit gepresstem, reich filigranverziertem Goldblech gedeckte Silberfibeln nebst einer Halskette von acht halbmondförmigen Hängestücken, von denen jedes aus doppelten, aufeinander gelöteten Goldblechen besteht und das mittlere einen Karneol trägt. Alles aus dem 2. Königsgrab; nur die Fibel links aus dem 3. Grabe. Phot. des Museums Schlesischer Altertümer zu Breslau.

Goldhelm gerade an diesem Helm beweist, so ist die Flächenbedeckung für uns eben schön und daher notwendig. Gänzlich verfehlt wäre es daher, wenn die Kunsthistoriker, die sich mit Erforschung der Kultur der Völkerwanderungszeit befassen, auch heute, wie sie es bisher taten,

diese germanische Eigenheit als „barbarisch“ herabsetzen wollten gegenüber dem andersgearteten südeuropäischen Geschmack, der völlig unberechtigt als der „klassische“ schlechtweg hingestellt wird. Die fortgeschrittenen Kunstforscher tun dies auch heute nicht mehr. Und darum sollten auch die deutschen und vor allem die skandinavischen Archäologen nicht mehr in solchen verlassenen Geleisen sich bewegen, sondern dies der leider noch immer viel zu großen Partei der gewohnheitsmäßig in alten Vorurteilen befangenen Humanisten überlassen.

Die Sacrauer Gräber enthalten neben Zweirollensfibeln als eine durch die Wandalen aufgekommene Neuerung eine größere Anzahl von Dreirollensfibeln, die alle neben üppigster, dabei abwechslungsreichster Körnchen- und Fadenzier eine unvergleichlich edle Formgebung aufweisen. Man weiß nicht, ob man der schlankeren Form (Abb. 94 links) oder der mit breitausladender Kopfplatte und entsprechend breitgehaltenem, gerade abgeschnittenem Fuß, den man sich noch verlängert denken möchte (rechts), den Vorzug geben soll. Die dreifachen Rollen sind nun nicht mehr durch einen von der einen zu der anderen Rolle überleitenden Draht, sondern durch seitlich angebrachte Leisten zusammengehalten. Ebenso vornehm wie die Fibeln wirken die gleichfalls in üppigster Siligranzier prangenden halbmondförmigen acht Goldanhänger (lunulae), die, zu einer Kette vereinigt, einen wahrhaft königlichen Halschmuck bilden. Jeder dieser Anhänger ist aus zwei Goldblechen zusammengelötet; das mittelfte Stück trägt einen Karneol.

Eine gewissermaßen umgekehrte Bestätigung dessen, was soeben über das germanisch-deutsche „Kunstwollen“ ausgeführt worden ist, bietet die Betrachtung eines Ornaments, das ungefähr zu gleicher Zeit, da die Sacrauer Dreirollensfibel entstand, im germanischen Norden aufkam: das eingepreßte Sternornament. Sein plötzliches Erscheinen in den großen schleswigschen Moorfunden von Thorsberg (350) und Nydam (400 u. 450: Abb. 95) und weiter in allen drei skandinavischen Ländern seit 350 n. Chr., bei den samländischen Goten in nahverwandter, doch selbständiger Formgebung seit etwa 400 ist noch nicht ganz geklärt. Unwahrscheinlich ist die bisher geltende Annahme, daß die Anregung hierzu von dem germanisch durchsetzten, aber noch unter römischer Herrschaft und noch stark unter dem Einfluß römischen Kunstgeschmacks stehenden Niederrhein und Belgien her kam. Dagegen hat die neuestens ausgesprochene Vermutung, daß das Sternmuster sich von den ostgotischen Stämmen Südrußlands über Westrußland und Ostgalizien nach Mittel- und Nordeuropa verbreitet habe, viel für sich. Daß diese Zierweise trotz ihres augenfällig hohen Reizes nur gerade

ein Jahrhundert lang sich zu behaupten vermochte, in Skandinavien von 350—450, in Ostpreußen von 400—500, lag daran, daß sie, um zu voller Geltung zu kommen, eine möglichst leere Fläche als Wirkungsraum brauchte, was aber wieder dem germanischen Geschmack, wie wir



Abb. 95. Etwa  $\frac{1}{2}$ . Nydam, Schleswig, jüngerer Moorfund (um 450 n. Chr.). Silberner Schwertscheidenbeschlag mit drei Paar Tieren mit aufgesperrten Schnäbeln und darüber zwei sitzenden Vögeln. Dabei Kerbschnitt und spärliches Sternornament auf den sechs Tierleibern (zu flach gehalten, um auf der Abbildung sichtbar zu sein).

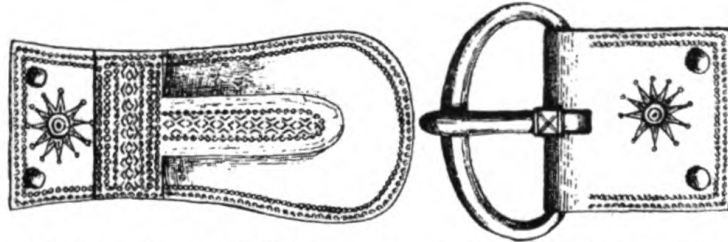


Abb. 96.  $\frac{2}{3}$ . Dollkeim, Kr. Fischhausen, Ostpreußen. Bronze und Silber. 5. Jahrh. n. Chr. (nach Tischler-Kemke).



Abb. 97. Vennebo im schwedischen Västergötland. Hängeschmuck aus Bronze mit vergoldetem Silberblechbelag. Um 450 n. Chr.

schon wissen, auf die Dauer nicht zusagte. Darum wurde sie von den Germanen, zumal infolge des in Skandinavien schon während des fünften Jahrhunderts stark einsetzenden Vordrängens des altheimischen Kerbschnitts, wie der neu aufgekommenen Tierornamentik, so bald wieder abgestoßen. In Ostpreußen zeigt sich der Kerbschnitt erst von etwa 500 ab. Das in Skandinavien mit dem Sternornament vereint auftretende Motiv der Randverzierung durch Reihen konzentrischer Halb-



kreise sowie die schon älteren Motive der Bitterzier und der quergestrichelten Dreiecke halten sich dort dagegen noch mehrere Jahrhunderte lang nach dem Aussterben des Sternornaments. Bemerkenswert ist der Umstand, daß das samländische Sternornament, das doch nur um ein halbes Jahrhundert später erscheint als das skandinavische, in so gut wie allen Hinsichten völlig selbständig gestaltet wird. Nicht nur stimmen nur ganz wenige Formen dieses Ornaments in beiden Ländern überein, während die meisten von einander abweichen, auch in der Technik der Herstellung herrscht keine Übereinstimmung: denn die samländischen sind stets eingestempelt, noch nicht in Kerbschnitt ausgeführt. Auch die Gegenstände, an die das Ornament sich heftet, sind in Samland ganz besondere: nämlich die durch ihren zugleich sternförmig ausgezackten Scheibensfuß so eigenartigen, geschmackvollen, nur samländischen Sternfußfibeln und die samländischen Riemenzungen, sowie nur in einem einzigen Falle eine zu einer solchen Riemenzunge gehörige Schnalle (Abb. 96). Die Erklärung für die Sonderstellung des Samlands gegen Skandinavien liegt eben darin, daß die kulturellen Einströmungen nach beiden Landschaften nicht einheitlich waren, sondern nur parallel liefen und so voneinander abweichende Ergebnisse herbeiführten.

Unsere Abbildungen 97 und 98, 99 geben zwei Beispiele aus Skandinavien und aus Pommern, die der allerletzten Zeit dieses Ornaments angehören, als man schon dazu übergang, die vom Sternornament verlangte leere Umgebung wiederum mehr oder minder mit verwandten Motiven zu füllen.

Abbildung 97 führt ein Hängestück aus Bronze mit Belag von vergoldetem Silberblech vor, das in einem großen Funde von der Art der Moorfunde zu Vennebo im schwedischen Västergötland zutage gekommen ist. Dies wohl zum Pferdezaumzeug gehörige Stück zeigt eingestempelt zwei große, in der Mitte erhöhte Sterne sowie zwei kleine Sterne; außerdem mehrere schon nicht mehr eingestempelte, sondern bereits in Kerbschnitt ausgeführte dreieckige Sternfiguren und als Umrahmung des Ganzen konzentrische Halbkreise. Die beiden eingerollten Zierbänder endigen in Tierköpfe.

In Abb. 98, 99 lernen wir ein zwischen Schleswig einerseits und dem Samlande andererseits ganz vereinsamt dastehendes Auftreten des Sternornaments in Norddeutschland kennen, und zwar in einem Funde von Treptow a. d. Rega. Hier wurden aus einer ohne jede wissenschaftliche Überwachung ausgebeuteten Kiesgrube drei Silberblechfibeln (Abb. 98) und das Unterteil einer vierten solchen (Abb. 99) gerettet, die an dem rautenförmigen Fuß ein besonders fein ausgeführtes



Abb. 98. Treptow a. Rega. Teilweise vergoldete Silberblechfibel.



Abb. 99. Treptow a. Rega. Fußstück einer teilweise vergoldeten Silberblechfibel. Um 450 n. Chr.

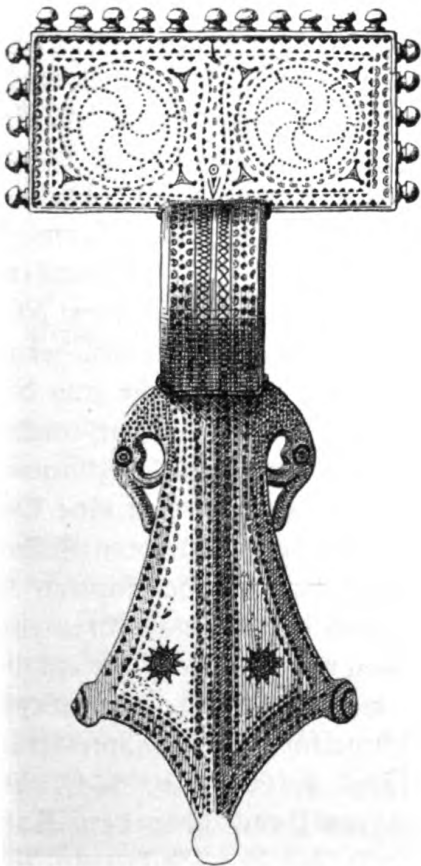


Abb. 100.  $\frac{3}{4}$ . Lidsten, Jarlsberg und Larvik, Norwegen. Silber. Um 450 n. Chr. (nach Salin).

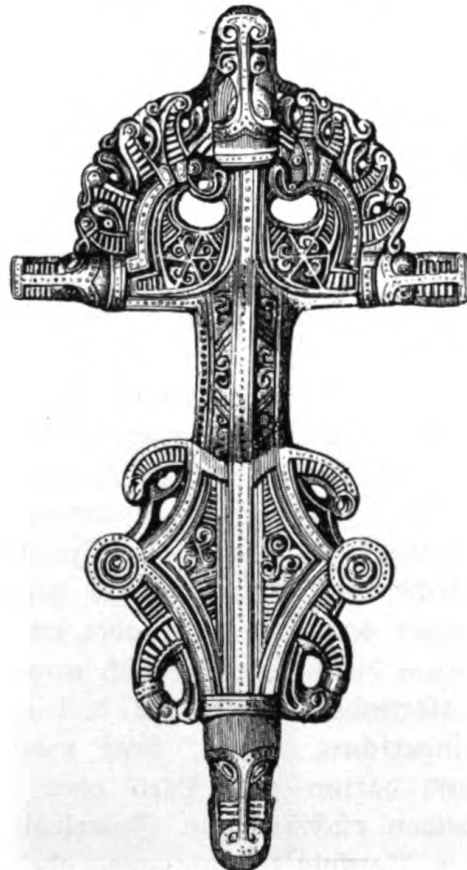


Abb. 101.  $\frac{2}{3}$ . Öland, Schweden. Silber (nach H. Hildebrand). 500—550 n. Chr.

Sternmuster aufweisen. Die Sternstrahlen sind als gegitterte Dreiecke mit einem Punkte auf der Spitze dargestellt. Der große Mittelstern, der wie bei dem Hängestück aus Vennebo, in der Mitte etwas gewölbt ist, wird von vier Halbsternen umgeben, zwischen denen konzentrische Kreise und Punkte in Dreigruppen eingestreut sind und das Ganze umschließt ein Rahmen konzentrischer Halbkreise, während längs den Kanten ein Band in Nielloeinlage läuft, wie sie in der Zeit von 450 bis 600 Mode war. Das rein skandinavische Ornament dieser Fibeln könnte es nahelegen, sie für skandinavische Einfuhrware zu halten. Einer solchen Meinung widerspricht aber die Form des Fibelfußes, der nur bei den deutschen Silberblechfibeln eine völlig ebene Fläche bildet, bei den skandinavischen aber stets dachförmig gebrochen gestaltet ist. Von den beiden skandinavischen Fibeln dieser Art, die das veranschaulichen sollen, hat die erste, aus der Zeit um 450, zufällig gerade auch das Sternornament (Abb. 100), während die andere, die nahezu ein Jahrhundert später fällt (Abb. 101), an der Stelle des Dachfirstes der ersten nur noch einen Fußrücken aufweist.

Nebenbei bemerkt geht, wie so viele schon erwähnte Schmuckformen, auch die Silberblechfibel auf eine gotische Neuerung zurück. Aus der Drahtfibel mit umgeschlagenem Fuß war ja, wie wir bereits wissen, eine breit bandförmige Fibel mit halbrunder Kopfplatte und breitem, niedrigem, winklig abschließendem Fußende von Sacrauer Form geworden (Abb. 91). In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nimmt der Fuß durch Höherrücken des winkligen Umbruchs vom Fußende nach der Mitte hin eine der Kautenform sich leise annähernde Gestalt mit hochliegender größter Fußbreite an, wie wir sie aus dem gepidischen Scharzfunde von Szilagy-Somlyo kennen lernen werden (vgl. S. 121). Nun scheint die seit dem Einbruch von 375 beginnende Sonnenherrschaft in Osteuropa bei den Goten für einige Zeit eine Verarmung an Gold und infolgedessen eine Verwendung schlechten Silberblechs für Frauenschmuck herbeigeführt zu haben. So schufen sie gegen 400 nach Chr. oder etwas früher aus der eben beschriebenen Form die nackte, gänzlich unverzierte Silberblechfibel, die an der halbrunden Kopfplatte drei oder, falls eine doppelte Spiralkrolle eingerichtet wurde, fünf massive, halbkugelförmige Knöpfe trägt und darum auch Drei- oder Fünfknopffibel heißt (Abb. 104). Die beiden rückwärtigen Spiralkrollen werden an ihren über den Rand der Kopfplatte hinausragenden Enden, wie bei der Sacrauer Art, durch Querleisten verbunden, welche die Kopfplatte zunächst nur berühren, bald aber gleichsam durch Abschaben der Seitenränder

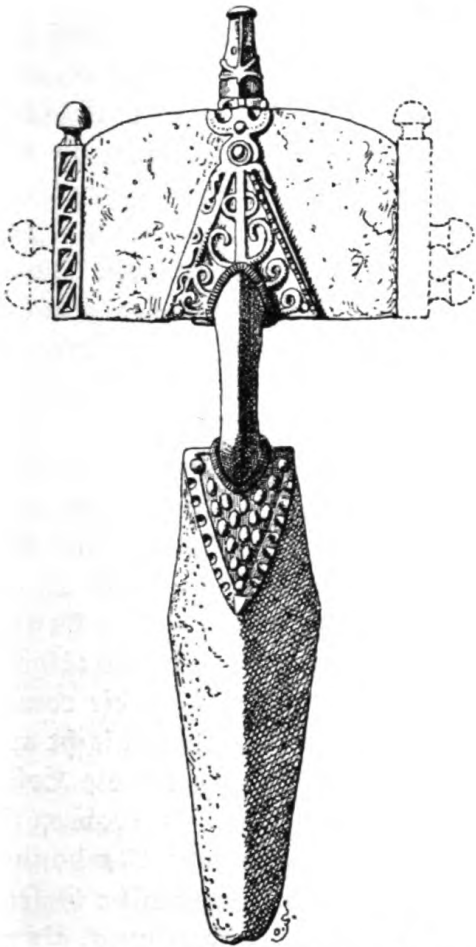


Abb. 102.  $\frac{1}{2}$ . Mezdkászony, Komitat Bereg, Nordostungarn. Silber (nach Salin).

sie gerade abschneiden (Abb. 102, 103). Dann verschwinden die Spiralen und die Querleisten werden gleichzeitig als dünne Bleche an den Seitenrändern der Kopfplatte festgenietet (Abb. 104). Diese Art Schmuckstücke findet sich bei den Ostgoten auf der Krim und den Gepiden in Ungarn sowie auch in Siebenbürgen, das die Gepiden seit 376, nach dem Abzug des heidnischen Teiles der Westgoten nach der Walachei, in Besitz genommen hatten.

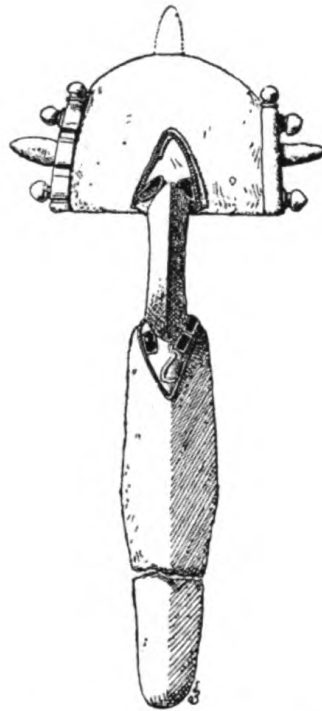


Abb. 103.  $\frac{1}{2}$ . Perjámos, Komitat Torontal. Südungarn. Silber (nach Salin).

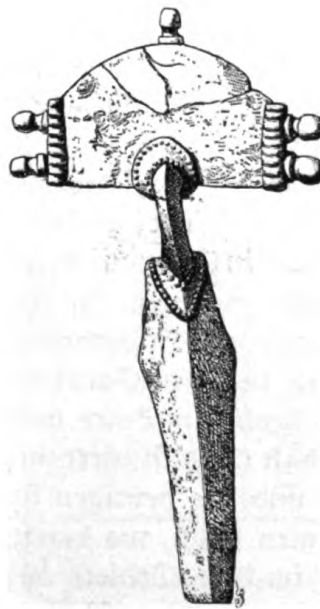
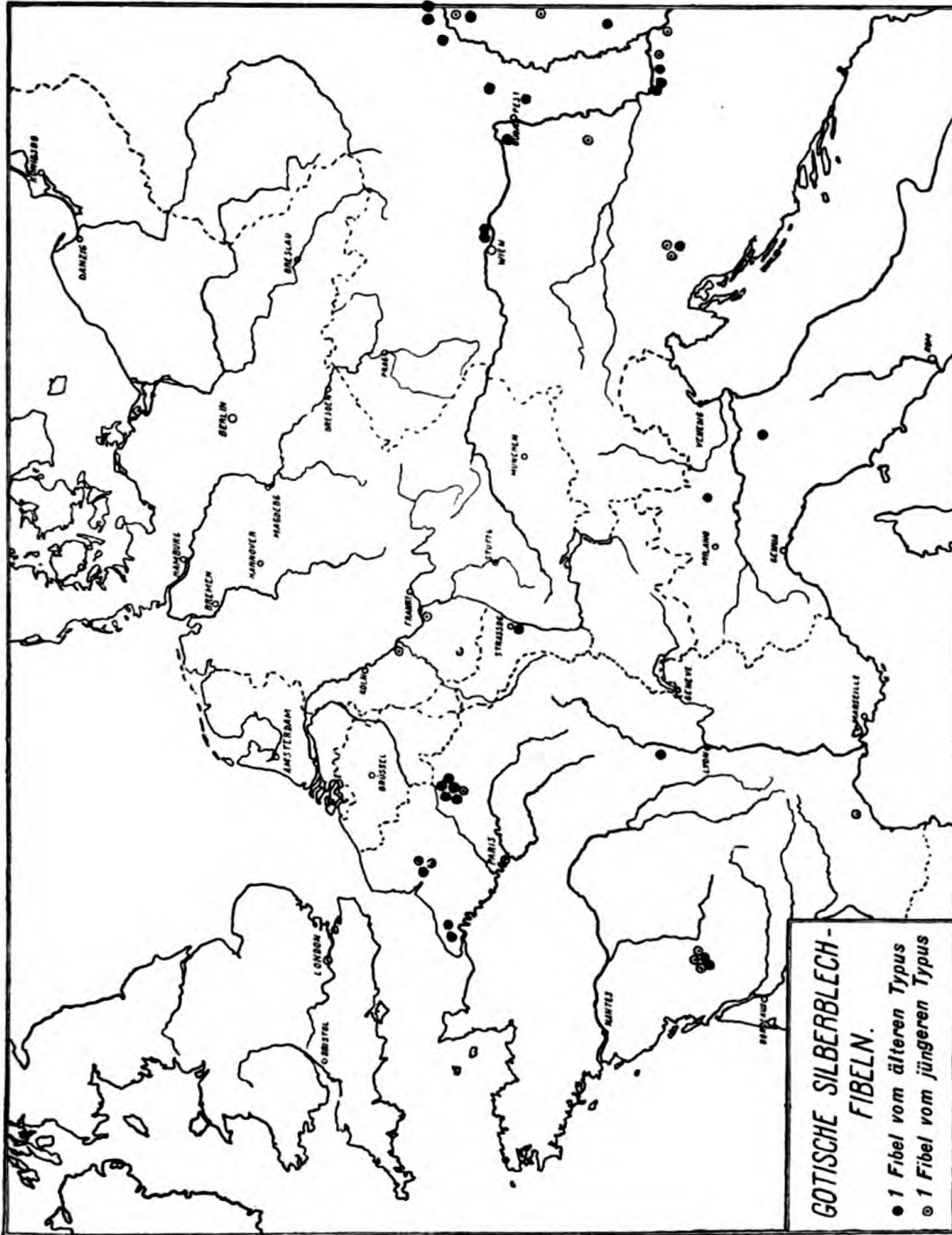


Abb. 104.  $\frac{1}{2}$ . Straßburg i. Elß. Gehämmerte Silberblechfibel (nach Salin).

Sie findet sich ebenso bei den Westgoten. Und zwar sowohl bei dem heidnisch verbliebenen Teile der Westgoten, der nach Athanariks Vertreibung unter seinem Nachfolger Kadagais um 400 aus der Walachei nach Italien wanderte und nach der vernichtenden Niederlage in der Schlacht bei Fásula, nahe Florenz, im Jahre 406 als selbständiges Volk seinen Untergang fand, als auch bei dem christlichen Teile, der 375 auf römisches Gebiet übergetreten war. Unter König Marik machten letztere seit 390 ihre großen Züge durch die Balkanhalbinsel, 401 nach Italien, und schließlich führte sie Mariks Nachfolger, Athaulf, 412 nach Südfrankreich, das er 413 eroberte, 415 aber wieder räumte, um nach Spanien zu gehen. Von hier kehrten die Westgoten unter König Wallia 418 nach dem westlichen Südfrankreich zurück, wo ihnen vom römischen Kaiser die Gebiete zwischen Loire und Garonne sowie um Toulouse abgetreten wurden, während Südostfrankreich, namentlich alles Land östlich der Rhone, römisch blieb. Unter Wallias Nachfolger Theoderik I. erfolgte hier die Landnahme in der Weise, daß die Goten zwei Drittel vom Ackerland, von Vieh, Sklaven und Kolonen zu steuerfreiem Eigentum bekamen. Sie erlangten dadurch ein Übergewicht über die romanische Bevölkerung ihres neuen Landes. Nach der Sunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 überschreiten die Westgoten die Loire und unterwerfen die bei Orleans angesiedelten Alanen. 456 erobern sie einen großen Teil Spaniens und 462 die wichtige Stadt Narbonne. Der Westgotenkönig Eurik (460 bis 484), der das westgotische Gesetzbuch schuf, brachte sein Reich auf den Gipfel der Machtstellung, als er nicht nur volle Souveränität über das Gebiet zwischen Loire, Pyrenäen und Rhone vom Kaiser erreichte, sondern auch noch die Südprovence gewann.

Und dieser Gebietsentwicklung entsprechend finden wir die nackte Silberblechfibel außer in der Krim, Rumänien, Siebenbürgen, Ungarn, auch in Slawonien, Kroatien, Oberitalien (spärlich), Südwestfrankreich und Spanien. In Südwestfrankreich sind die glatten Silberblechfibeln also mit Sicherheit um die Zeit seit 418 bestimmt. Sie erscheinen dort nur zwischen Garonne und Loire, fehlen dagegen gänzlich in dem Lande zwischen Loire und Seine, das damals noch unter römischer Herrschaft stand. Außerdem zeigen sie sich noch in Nordfrankreich zwischen Seine und der heutigen französisch-belgischen Grenze, doch nicht mehr in Begien selbst, wo bereits die Franken herrschen. Ebenso fehlen sie völlig in dem Gebiete östlich des Rheins. Die genaueren Belege für die hier geschilderte Verbreitung der Silberblechfibeln bietet die Karte in Abb. 105.

Während des fünften Jahrhunderts entwickeln sich unter westgoti-



216b. 105 (nach Alberg).

schem Einfluß von Frankreich her auch die skandinavischen Silberblechfibeln (Abb. 100, 101) mit ihrer dachförmig gebrochenen Fußplatte und rechteckigen Kopfplatte, deren jüngere Stufen bis weit in die Wikingerzeit hinein fortleben.

Zwei Umstände sind bei dem verschiedenartigen Auftreten der Silberblechfibeln in Frankreich nebst Elfaß recht auffallend. Während sonst in Frankreich innerhalb der älteren Stufe dieser Fibeln nur solche mit schon rückwärts hohlen Knöpfen anzutreffen sind, kommen zweimal, bei Straßburg und an der Saone, solche vom allerältesten Typus, mit noch massiven Knöpfen, vor (Abb. 104) und dies in einer Gegend, wo von Westgoten nicht die Rede sein kann. Ich vermute nun, daß das Straßburger Stück aus der Hinterlassenschaft jener Gepidenabteilung stammt, die schon um 405, also noch vor der Ankunft der Westgoten in Frankreich, im Anschluß an den großen Wanderzug der in Pannonien ansässigen hasdingischen Wandalen und der oberungarischen Sweben-Quaden, wie diese in Gallien einbrach. Dort trennte sich aber diese Gepidenabteilung von den Wandalen und Sweben, die weiter nach Spanien wanderten, und ließ sich von den Römern als bundesgenössische Grenzwächter im Elfaß ansiedeln, wo ihre Nachkommen noch mehrere Jahrhunderte lang sich nachweisen lassen.

Der zweite auffallende Umstand ist folgender. Bei den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien finden sich nach den besprochenen glatten Silberblechfibeln überwiegend solche einer jüngeren Art, die bereits wieder Verzierung angenommen hat. Dagegen überwiegen in dem genannten Strich Nordfrankreichs, wo Silberblechfibeln vorkommen, durchaus solche der ersten, unverzierten Stufe. Auch hier kann von Westgoten keine Rede sein. Wenn ich eine Vermutung hier wagen soll, so möchte ich sagen, es könnten da vielleicht wandalische Taifalen, die bis 376 in der Walachei siedelten, in Betracht kommen. Diese wurden nämlich samt den ihnen verbündeten sarmatischen Serren vom Westgotenkönig Athanarik bei seinen Verteidigungsmaßnahmen gegen die Hunnen im Jahre 376 aus ihren Sitzen in der Walachei vertrieben, traten auf römisches Gebiet über und erhielten von den Römern neue Sitze in Gallien. Taifalen und Sarmaten vereint werden dort in der Landschaft Poitou genannt, haben aber anfangs, d. h. im vierten Jahrhundert, möglicherweise in dem fraglichen Gebiete Nordfrankreichs gesessen und sind erst in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor dem Ansturm der Franken weiter südwärts ins Westgotenland gezogen.

In Westeuropa nehmen die westgotischen Silberblechfibeln auf ihrer zweiten Stufe, wie schon eben erwähnt wurde, um 450 wiederum Verzierung an und verwenden dafür bis etwa 480 das Muster des altheimischen, vom Holz auf Metall übertragenen Kerbschnitts, meist in der Technik der Pressung, seltener des Gusses (Abb. 106). Ferner entwickeln sich an den oberen und mittleren Ecken der Fußplatte



Abb. 106.  $\frac{1}{3}$ . Kärlich bei Koblenz.  
Silberblechfibel mit Auflage gepressten  
Silberblechs (nach Salin).



Abb. 107. Kertsch, Krim. Gegossene,  
vergoldete Silberblechfibel mit Ranken-  
ornament. Etwa 480—500 n. Chr.  
Phot. des Staatl. Museums für Vor- u.  
Frühgeschichte zu Berlin.



Abb. 108.  $\frac{1}{2}$ . Ungarn. „Gepidenfibel“.  
Bronze (nach Salin).

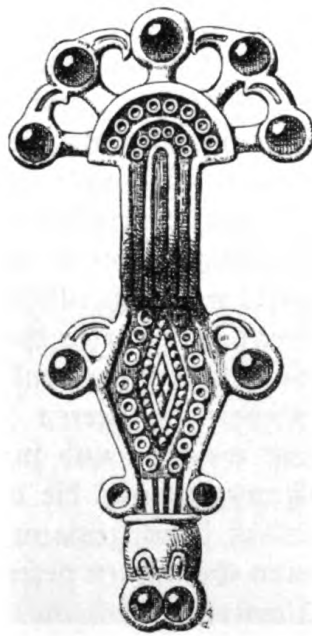


Abb. 109.  $\frac{1}{1}$ . Rfferten, Westschweiz.  
„Gepidenfibel“. Bronze mit Granaten  
(nach Salin).



kleine Kundeln und an der unteren Fußspitze setzt sich ein charakterloser Tierkopf an. Hieraus gestalten die Gepiden in Ungarn und Kroatien in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts eine dritte Stufe, eine nun nicht mehr gehämmerte, sondern stets gegossene Fibel, die durch Aufnahme der orientalischen Spiralranke ihr kennzeichnendes Ziermuster erhält. Diese Stufe fehlt bei den Westgoten ganz und ist bei den Ostgoten selten (Abb. 107). Gegen 500 n. Chr. bilden nun die Gepiden diese Schlussstufe der Silberblechfibeln zu dem vollen Typ der Fibeln mit scharf umrissenem Kautenfuß um, an dem die vier oder sechs Eckrundel, wie auch die Knöpfe der halbrunden Kopfplatte oder die als Ersatz der Knöpfe dienenden frummschnäbeligen Vogelköpfe nun stets mit Granaten geschmückt werden und der bisher weniger charakterisierte Tierkopf der Fußspitze zu einem wohlausgebildeten sich wandelt (Abb. 108, 109). Diese Fibelart wird gern von den Ostgoten in Italien sowie von den Franken in Frankreich nordwärts der Seine nebst südlichem Belgien und besonders stark in Rheinbessen übernommen, dagegen von den Germanen Deutschlands völlig abgelehnt, ebenso wie es früher bei den Silberblechfibeln der Fall war. Die schönsten Stücke finden sich in der Heimat des Typus, im gepidischen Ungarn und Siebenbürgen, weshalb ich sie schon vor Jahren „Gepidenfibel“ benannt habe; mittelgute bei den Ostgoten in Italien, weit weniger gute bei den südrussischen Gotenresten und den Westgoten in Südwestfrankreich und Spanien; mittelgute dagegen wieder zahlreich in Nordfrankreich nördlich der Seine, in Südbelgien und im linksrheinischen Deutschland am Mittel- und Oberrhein, also in allen fränkischen Landen. Die Franken wurden nämlich im fünften und sechsten Jahrhundert vom gotisch-gepidischen Einfluß so stark beherrscht, daß fränkische und gotisch-gepidische Kulturhinterlassenschaft schwer zu unterscheiden sind. Die Verbreitung der Gepidenfibel veranschaulicht die Karte in Abb. 110.

Die Granateinlage dieser Fibeln, die uns an die schon vereinzelt erwähnte Edelsteinverwendung an Schmuckstücken aus Edelmetall Mitteleuropas im vierten Jahrhundert erinnert, führt zur Betrachtung einer weiteren und zwar der wichtigsten Neuerung in der Kunst der Völkerwanderung, die bei den südrussischen Goten schon im dritten Jahrhundert Platz gewann und bald danach das Kunstgewerbe auch der anderen Germanen befruchtete.

Das ist eben die Goldschmiedearbeit mit Verwendung farbigiger, geschliffener Edel- oder Halbedelsteine. Diese Kunst war im Orient schon seit Jahrtausenden geübt worden. Die ältesten Bei-

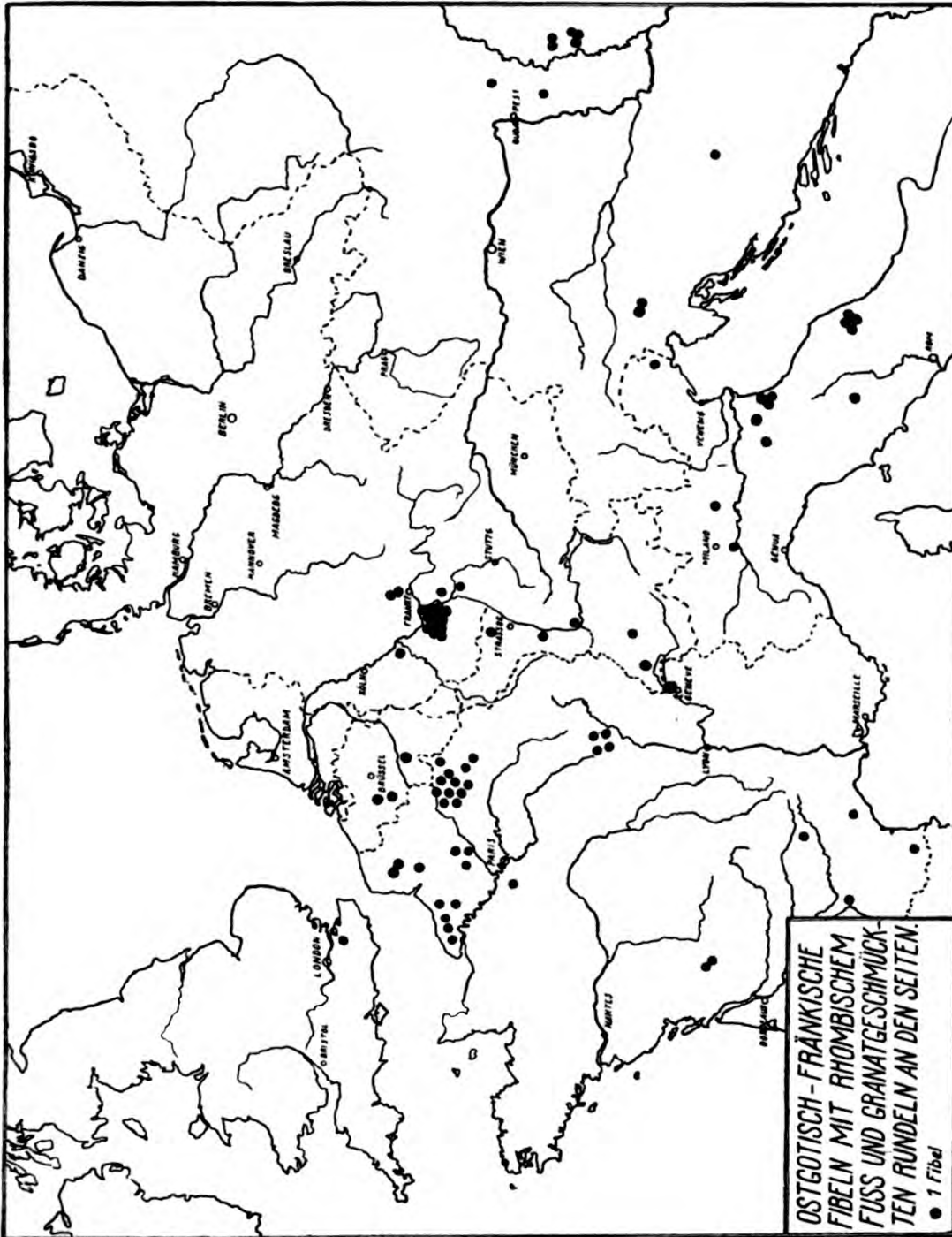


Abb. 110 (nach Zberg).

spiele hierfür liefert Ägypten, wo sie bereits zur Zeit der ersten Dynastie erscheint. Zahlreiche solcher Arbeiten haben sich weiterhin in den Gräbern zweier Prinzessinnen gefunden, die in der Nähe der Pyramide des Königs Amenemhet II. aufgedeckt wurden und aus der Zeit der 12. Dynastie

stammen, also um 2000 v. Chr. Später zeigte sich diese Kunstübung besonders bei den arischen Iranern, die in Persien wohnten, von wo sie zu den benachbarten und den Iranern nächstverwandten Saken gelangte, zuerst zu den Skythen, dann zu deren Nachfolgern, den Sarmaten. Sarmatische Khopolanen saßen nun zur Gotenzeit in Südrußland, im Küstengebiet des Schwarzen Meeres vom Dnjepr ostwärts bis weit über das Asowsche Meer hinaus. Sie bildeten die Hauptbevölkerung in dem bosporanischen Reiche, dessen Mittelpunkt die Krim war mit Panticapäum, dem heutigen Kertsch, als Hauptstadt. Ein zweiter Bestandteil der Bevölkerung dieses Reiches, namentlich in den Küstenstädten, waren Griechen, die längst mehr oder minder sarmatisiert waren. So wies die bosporanische Kultur noch mancherlei Überlieferungen griechischer Kunst auf. Aus dieser zwiefachen Anregung, hauptsächlich jedoch aus sarmatischer, schöpften die Germanen Südrußlands, d. h. die am Asowschen Meere ansässigen Heruler wie die politisch sie beherrschenden Goten, die Bestandteile einer neuen Zierkunst, die sie an den von ihnen selbständig erfundenen Kunstformen anwendeten.

Dieser Stil kam dem germanischen, auf malerische Züge eingestellten Geschmack besonders entgegen, denn er hatte es ebenfalls auf Farbenwirkung und Flächenbedeckung abgesehen. Die roten Almandine oder das sie vertretende farbige Glas nebst grünen und blauen Glaspasten sollten durch ihren Gegensatz zum schimmernden Golde, in das sie eingebettet waren, eine reizvolle, blendende Farbenwirkung hervorrufen. Im dritten und vierten Jahrhundert werden die Steine meist „mugelig“ d. h. gewölbt geschliffen, so schon an zwei frühen Fibeln „mit umgeschlagenen Fuß“ aus Südrußland und Ungarn, wo solche Steine die Fußplatte zieren. Sehr beliebt als Zierat der Schmuckgegenstände war der von der Seite gesehene Adlerkopf mit hochgewölbtem Steinauge und ein von vorne und oben gesehener stilisierter Raubtierkopf, ursprünglich wohl ein Löwenkopf. Bald danach wurden die Steine als dünn geschliffene, flache Plättchen eingelegt, zuweilen sehr fein in Herz- oder Nierenform. Diese kleinen farbigen Einsätze schloß man mit niedrigen Goldblechwänden ein, die auf dem Grund senkrecht aufgelötet wurden, die sog. Zellen. Danach gibt man dieser Ziertechnik den Namen Zellenverglasung. Um die Leuchtkraft der durchsichtigen Steinplättchen zu verstärken, wurde ihnen eine Unterlage aus dünnstem Goldblech gegeben, das durch den Stein hindurchscheint. Noch wirksamer wurde dieser Untergrund, als man später in das untergelegte Goldblech regelmäßig eine in schachbrettartigem Muster gestaltete Waffelung einpreßte.

Bezogen wurden die Edelsteine aus Syrien, Persien, Indien. Mit diesem Edelsteinhandel bringe ich die neuerdings auf Inschriften Vorderindiens, die angeblich dem 2. Jahrhundert nach Chr. angehören, erkannte Nennung von Goten in Beziehung. Die Indologen haben gemeint, die weite Handelsreise dieser Goten mit dem ostpreussischen Bernsteinhandel in Verbindung bringen zu müssen. Möglich ist es ja, daß diese Goten noch so kräftige Verbindungen mit der alten ostpreussischen Heimat besaßen, daß sie von dort Bernstein beziehen konnten. Ansässig waren sie aber sicher am Schwarzen Meer. Und was sie gerade nach Indien führte, war wohl nicht so sehr der Vertrieb von Bernstein, als der Einkauf von Edelsteinen.

Zu den früheren Beispielen ostgotischer Arbeit in diesem neuen Stile gehört eine Krone (Abb. III), die im Verein mit vielen in der-

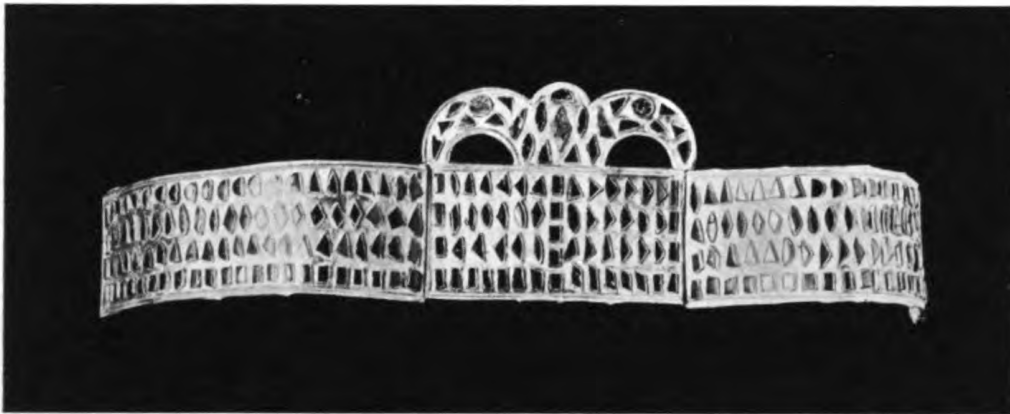


Abb. III. Kertsch. Krone aus Goldblech mit eingesetzten Almandinen. Phot. des Staatl. Museums für Vor- und Frühgeschichte Berlin.

selben Technik ausgeführten kleineren Schmückstücken zu Kertsch auf der Krim zum Vorschein kam. Dies hervorragende Stück besteht aus einem dreigeteilten, dünnen Bronzebande, das auf der Vorderseite mit Goldblech überzogen ist. Auf dem Goldblech sitzen in aufgelöteten Zellen flache rote Steine von unregelmäßiger, bald dreieckiger, bald viereckiger oder elliptischer Form. Überragt wird der Mittelteil von einem Gebilde, das einen doppelten Adlerschnabel mit einem gemeinsamen Kopf darstellt, wobei Auge und Nasenlöcher durch grüne Einlagen hervorgehoben sind.

Im vierten Jahrhundert verbreitete sich diese Zierweise mit vielen anderen z. T. schon erwähnten gotischen Eigenheiten, ich nenne weiter noch die aus drei Knochenplatten zusammengesetzten, im Umriss glockenförmigen Kämmе, von Ungarn über Schlessien, Böhmen,

Thüringen nach dem Mittelrhein und Süddeutschland bis an die Schweizer Grenze. Auf diesem Wege liegt das rasch so berühmt gewordene Gräberfeld von Hasleben bei Weimar (vgl. oben S. 97 und Abb. 92, 93).

Wir sahen schon bei Betrachtung der nackten gotischen Silberblechfibeln, die in der Zeit um 400 n. Chr. oder wenig früher einsetzen, daß hier ein bemerkenswerter Zeit- und Kulturabschnitt liegt, der durch sehr bestimmte Form- und Zieränderung der Schmuckstücke aus Edelmetall gekennzeichnet wird. Es ist das die Auswirkung des im Jahre 375 erfolgten Sonneneinbruchs über den Don nach Südrußland, wodurch zunächst das Ostgotenreich König Ermanariks, jenes in der gotischen Heldensage so berühmt gewordenen Herrschers, vernichtet wurde. Von der ostgotischen Bevölkerung zog ein Teil nach Westen ab, der zurückbleibende mußte sich für achtzig Jahre dem Sonnenjoch beugen. Die westlich des Dnjestr wohnenden Westgoten wichen den Sonnen aus. Die christliche Partei fand, wie wir schon hörten, Aufnahme im römischen Reiche; die heidnische unter König Athanarik zog sich an den Karpathenfuß zurück in eine Landschaft, deren Name Kaukaland war. Dies Kaukaland deckt sich mit dem heutigen rumänischen Bezirk Buzeu oder Buzau, jenem erinnerungsreichen Gebiete, wo 1917 unsere Moldaufront lag. Hier errichtete Athanarik im Jahre 376 Verschanzungen, die sein Volk vier Jahre lang vor den Sonnen schützten. Gleichzeitig besetzte er, nach Vertreibung der Taifalen und der sarmatischen Serren, von deren Abwanderung nach Gallien um diese Zeit bereits oben (S. 108) gesprochen wurde, die bis dahin von jenen Stämmen bewohnte Walachei. 380 mußte Athanarik jedoch vor den Anfeindungen durch seine Verwandten aus seinem Lande weichen. Vor seiner Flucht nach Byzanz wird er sicherlich den königlichen Hort bei seiner Burg im Bezirk Buzau vergraben haben in der Hoffnung, nochmals als Herrscher in sein Land zurückkehren zu können. Doch starb er bereits im nächsten Jahre. Herrschaft war damals unmöglich ohne einen Goldhort, aus dem der Herrscher seine Getreuen „in Milte“ ständig lohnen konnte. „Hort und Reich“ ist in den altdeutschen Heldengedichten eine stehende Formel, deren beide Teile fast gleichbedeutend sind. Noch unsere heutige Sprache läßt das durchscheinen an der Übereinstimmung der Worte „das Reich“ und der „Reichtum“, und wenn Luther sagt „reicher Gott“, so meint er damit „mächtiger, herrlicher Gott“.

Es leidet nun kaum einen Zweifel, daß der berühmte Goldschatz, der 1837 beim Dorf Pietroassa im Bezirk Buzau entdeckt worden ist, der größte und kostbarste aller vorhandenen Schätze aus der Völker-

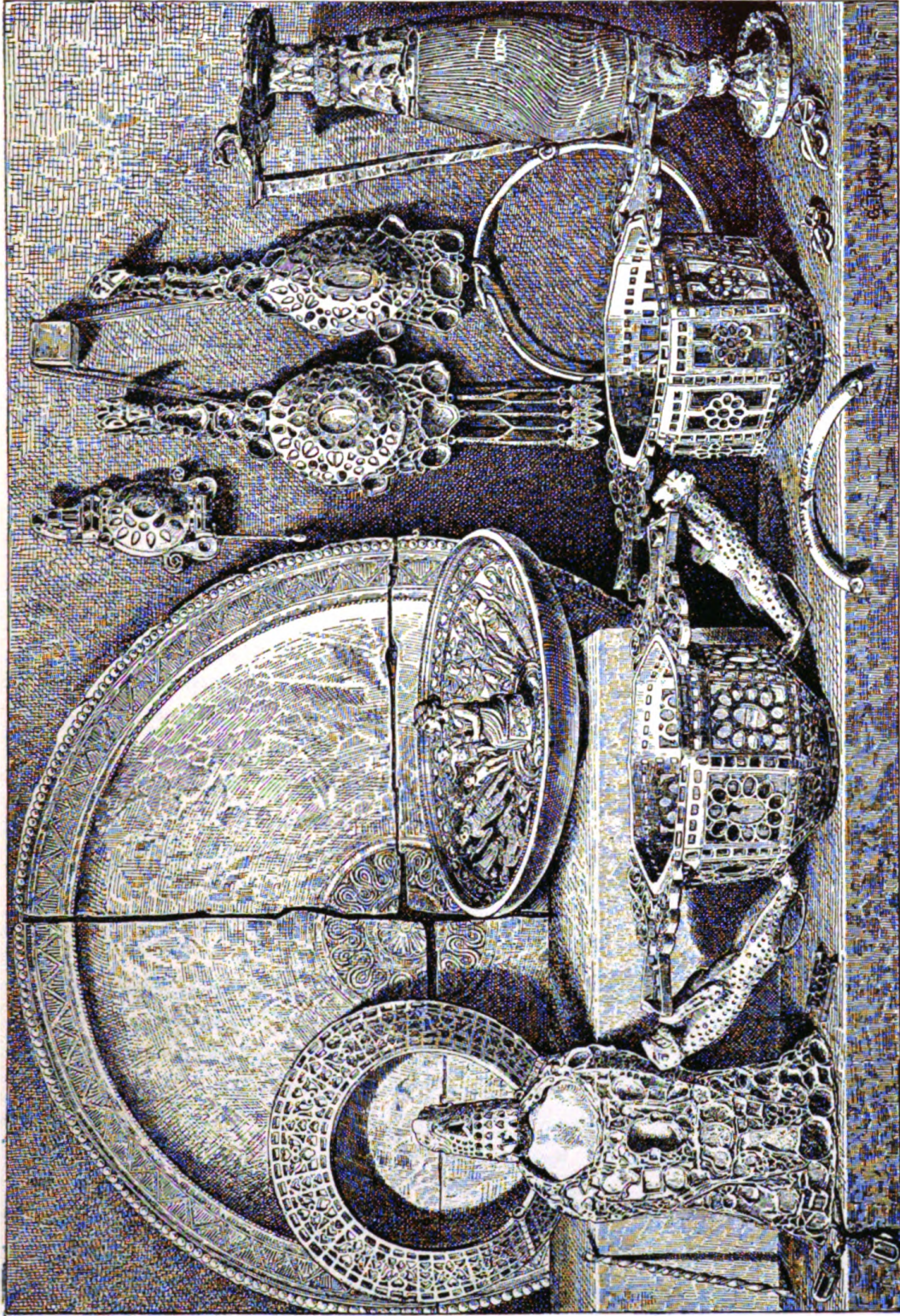


Abb. 112. Pietroassa im Bezirk Buzau an der Ostgrenze der Walachei. Goldschatz, um 380 n. Chr. vergraben.  
Die beiden gotischen Goldschmallen (ganz unten rechts) stammen aus derselben Gegend, gehören aber nicht zum Schatz.

wanderungszeit, eben jener Königshort ist, den Athanarik im Jahr 380 wahrscheinlich vergraben ließ. Dieser Schatz, ein wahrer Nibelungenhort, war lange Jahrzehnte die Hauptzierde des Bukarester Nationalmuseums. Leider wurde er gleich nach seiner Entdeckung von den gewinnstüchtigen Findern mit dem Hammer zusammengeslagen, verlor so alle seine zahllosen Edelsteine und schmolz durch die Unehrllichkeit der Finder von 22 Goldarbeiten auf 12 zusammen. Auch sonst hat er traurige Schicksale erlebt: 1875 wurde er aus dem Museum gestohlen; schließlich ist er von dem geschickten Berliner Goldschmied Telge nach Möglichkeit wiederhergestellt worden. Sein Gewicht, ursprünglich  $\frac{3}{4}$  Zentner, beträgt jetzt nur noch 29 Kilo. Ungewiß ist auch seine Zukunft. Die Rumänen haben ihn nämlich im Weltkriege bei ihrem Rückzug vor dem deutschen Heere nach Moskau hinübergebracht, wo er heute noch sich befindet und festgehalten wird. Glücklicherweise besteht, wie mir durch private Mitteilung bekannt geworden ist, die ihrerseits auf amtliche Mitteilung der russischen Regierung zurückgeht, keinerlei Gefahr, daß dieser geschichtlich wie kunstgeschichtlich gleich unersetzliche Schatz etwa im Schmelztiegel ein unrühmliches Ende finde, wie lange befürchtet wurde. Ich führe die erhaltenen Stücke einzeln an (Abb. 112):

1. Eine Rieseadlerfibel oder Mantelschließe, die ohne die langen Bommeln 27 cm lang ist; sie ist so dicht mit Goldzellen bedeckt, in denen einst Granaten steckten, daß der eigentliche Goldgrund fast verschwand. Die Zellen haben zum Teil Herz-, Nieren- oder Tropfenform (so am Halse) oder geben das Motiv des Blattes mit geneigter Spitze wieder.

2 und 3. Zwei etwas kleinere Mantelschließen ähnlicher Art, auch noch ungewöhnlich groß.

4. Eine Vogelbroche, wabenartig mit Glasflüssen und Bergkristallperlen bedeckt.

5 und 6. Zwei reizende Körbchen, ein achteckiges und ein zwölfeckiges, in Gitterwerk ausgeführt, das mit Steinen gefüllt war, in der Form griechischer Kantharoi, aber sassanidischer Arbeit. Die Henkel des achteckigen Körbchens werden durch springende Panther gestützt, deren Leib ebenfalls mit Steinen besetzt war.

7. Eine Goldplatte, das größte Stück des Schatzes, eine Bratenschüssel von über  $\frac{1}{2}$  m Durchmesser; ihren Rand begleitet ein Band schraffierter Dreiecke, während die Bodenmitte von einem Schleifenmuster geziert wird.

8. Eine antike, aber nicht im klassisch-antiken Stile, sondern barbarisiert, aber doch meisterhaft gearbeitete, goldene doppelwandige Opfer-

schale, in deren Mitte eine sitzende Frauengestalt plastisch hervorragt und um die herum am Boden mythologische Gestalten gruppiert sind.

9. Bruchstück eines goldenen Halsringes mit der Runeninschrift gutanio wihailag. Leider ist das Stück bei dem Diebstahl des Jahres 1875 gerade an der Stelle der Runeninschrift durchgebrochen worden. Man war von jeher fast allgemein davon überzeugt, daß die Inschrift in die drei Worte zu zerlegen sei: gutanio wi hailag. Während die beiden letzten Worte einwandfrei klar sind, bot gutanio jedoch kaum überwindliche sprachliche Schwierigkeiten in der Endung. Auch die Auffassung, nach der es sich hier um ein Eigenschaftswort handele, „Gotisches“, fand keine Anerkennung. Da trat plötzlich der Kühne, zuerst verblüffende Gedanke auf, es sei vielmehr Gutan Jovi hailag abzuteilen und dies zu übersetzen „Der Goten Jupiter (dem Donar) heilig“. Daß die Goten Donar verehrt haben, ist auch sonst nachweisbar. Und daß der Gottesname in der interpretatio romana, der Übersetzung ins Latein, auftrete, könne dadurch erklärt werden, daß die Inschrift des Ringes von Athanariks Vater herrühre, der seine Jugendjahre als Geisel am Kaiserhofe Konstantins verbracht und dort die lateinische Sprache erlernt habe. Allein bei ruhiger Überlegung erkennt man bald das Unmögliche dieser ganzen Auslegung der Inschrift. Singsingen möchte allenfalls noch der Umstand, daß dann Gutan statt Gutanê „Der Goten“ stehen würde, was bei einer Runeninschrift denkbar wäre. Zwei andere Anstöße sind aber von zu schwerer Art, als daß man darüber hinwegkommen kann. Wie soll man sich denken, daß in die Inschrift dieses Heiligtums ein lateinischer Name eingeschwärzt worden sei? Und dann hat das germanische hailag durchaus nicht den Sinn „(jemandem) geweiht“, sondern bedeutet nur „unverleglich“, „heilig“ schlechthin. Man muß also an der alten Teilung der Buchstaben festhalten. Und da ist nun allerneuestens auch eine befriedigende Erklärung von gutanio gegeben worden. Wie schon in einer älteren Erklärung des Wortes geäußert worden ist, muß das Wort als ein Genitiv Pluralis von einem weiblichen Substantiv gutani aufgefaßt werden. Der Sinn des Wortes ist jedoch nicht etwa „gotische Frauen“, sondern in bedeutsamer Einschränkung die „weiblichen Schutzgötter oder Idisen“, die „Stammesgöttinnen des Gotenvolkes“. Derartige Namen von Göttern und besonders von Göttinnen, Muttergottheiten, die aus derselben Wortwurzel gebildet sind, wie der Name des jene Gottheiten verehrenden Volkes oder Stammes selbst, begegnen uns häufiger im Kreise der altgermanischen Göttergestalten. Danach wäre also der Goldring ein unverlegliches und zugleich mit magischer Kraft begabtes „Göttereigen“ und zwar ein Eigen der gotischen Stammesgöttinnen.



10. Einen glatten Goldhalsring mit Safen und Ofenverschluß.

11. Einen breiten Halskragen mit Zellenmosaik, teilweise in Herzform, besetzt.

12. Eine hohe, im Querschnitt ihres Körpers spigovale Goldfanne mit rechtwinklig geknicktem Henkel, von dessen Höhe ein Raubvogel Auslug hält.

Unter den zehn verlorenen, von den Sindern wohl eingeschmolzenen Stücken befanden sich ausschließlich Wiederholungen der zwölf geretteten. Die bisher herrschende Ansicht, daß sich auch eine goldene Gluckhenne mit neun Küchlein in dem Schatze befunden habe, beruht auf einem Irrtum und auf Verwechslung mit einem ähnlichen, um zwei Jahrhunderte jüngeren langobardischen Kunstwerke. Ein solches hatte nämlich die Langobardenkönigin Theudelinde im Jahre 602 dem heiligen Johannes dem Täufer im Dome zu Monza (Modica) in Oberitalien nebst vielen anderen Kostbarkeiten geweiht. Diesen Vorgang schildert ein Relief, das in der oberen Reihe des Bogenfeldes über dem Portal des Domes zu Monza im zwölften Jahrhundert angebracht worden ist: Theudelinde überreicht dem Heiligen kostbare Kronen mit Kreuzen, Pokale und auch die Goldhenne (Abb. 113). Im linken Eckfelde befinden sich 3 Motivkronen mit den zugehörigen Kreuzen, daneben kniend König Agilulf, Theudelindens zweiter Gemahl; im linken Mittelfelde Adalwald, Theudelindens Sohn, und Guntiberga, ihre Tochter. Im rechten Mittelfelde Theudelinde mit einer Motivkrone nebst Kreuz vor Johannes dem Täufer. Ganz rechts ein Motivkreuz, vier Kelche und die Senne. Die Goldhenne mit sieben Küchlein, alle mit Granataugen geschmückt und eifrig Erbsen pickend, ein wohl unter byzantinischem Einfluß entstandenes, wenn nicht geradezu von einem byzantinischen Künstler gefertigtes Werk, befindet sich noch heute im Monzaer Domschatz (Abb. 114). Glücke mit Küken galt im Altertum als Zeichen von Überfluß und Glück.

Von ähnlicher Art wie der Königshort von Pietroassa, sind zwei Goldschätze, die an der siebenbürgischen Nordgrenze, nördlich von Klausenburg, bei Szilagy-Somlyo, zutage kamen, also auf gepidischem Gebiete. Denn Siebenbürgen hatten die Gepiden nach dem Abzuge der Westgoten 376 in Besitz genommen. Die Schätze wurden an ein und derselben Stelle, doch zu verschiedenen Zeiten entdeckt. Sie stammen etwa aus der Zeit um 400 n. Chr. Der erste Schatz enthält eine goldene Doppelfette, an deren Mitte ein in Gold gefaßter Rauchtopas hängt, während an den beiden Strängen goldene Miniaturdarstellungen von allerlei Werkzeugen sich befinden, welche vielleicht

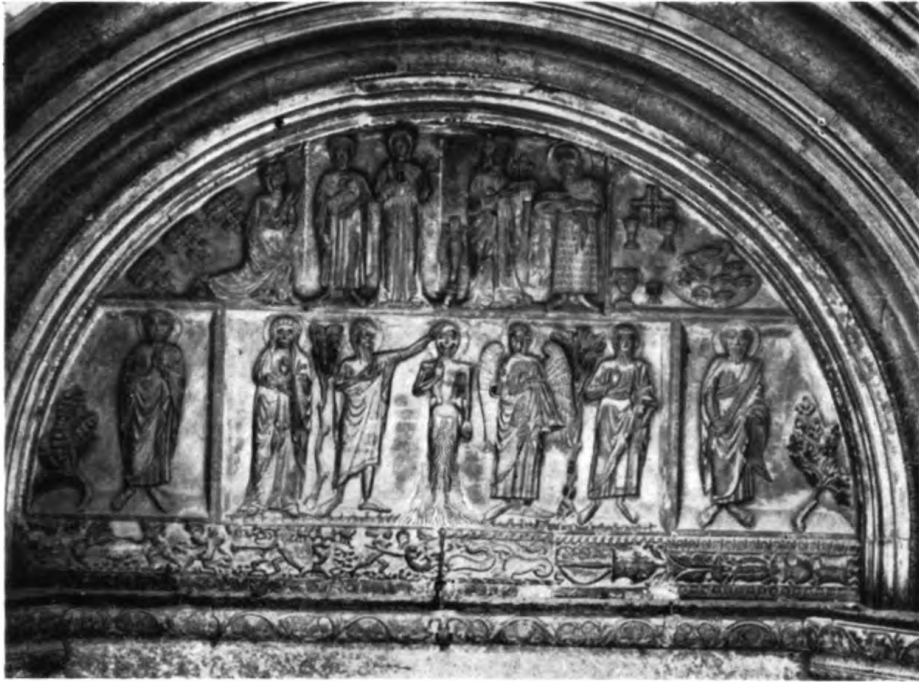


Abb. 113. Monza, Dom. Bogensfeld vom Portal.



Abb. 114. Monza, Domschatz. Goldene Henne. Weiheschenk der Königin Theudelinde.

die mannigfachen friedlichen Beschäftigungen des Gepidenvolkes darstellen sollen; ferner eine Goldmünze des Kaisers Maximian (um 290) und vierzehn germanische Nachbildungen großer Goldmedaillons römischer Kaiser, von Maximian bis Gratian († 383). Die byzantinischen Urstücke bildeten einen Teil der Jahresgeschenke, welche die Gepiden von den Kaisern erhielten, um in freundschaftlichen Beziehungen zum Reiche zu verharren. Die Germanen nannten solche Kaisermedaillons kaisuringa, wie wir aus dem alten Hildebrandsliede wissen, worin Hildebrand als Besitzer solcher genannt wird, die er seinem Sohne zum Geschenk anbietet.

Besagt dieser erste Goldschatz wenig für die Kunst der Gepiden, so ist dagegen der andere von um so höherer Bedeutung nach dieser Richtung. Er enthält nämlich außer zwei größeren und einer kleineren Schale und einem 10 cm weiten, aus drei Röhren nebst drei Sohlperlen kunstvollst gearbeiteten Ringe nicht weniger denn zwanzig goldene Prachtsibeln (Abb. 115). Sie sind teils aus massivem filigrangeschmückten Golde, teils aus Silber mit Goldblechdecke, alle aber mit reichster Granateinlage geschmückt. Darunter befinden sich zwei Einzelsibeln, von den übrigen achtzehn sind aber je zwei immer ganz gleich oder als Gegenstücke gestaltet und dazu bestimmt, paarweise getragen zu werden. Ein Sibelpaar in Schalenform (Abbildung 115, Nr. 2) trägt auf der Schalenkuppel fünf anspringende Raubtiere, auf dem Rande acht kleinere Tiere, alles in Goldblech getrieben und aufgelötet, außerdem am Rande gewölbte Granaten in einfacher Fassung, im Mittelteile aber dünne Granatblättchen in Zellen. Unter den übrigen in Spangenform gehaltenen Sibelpaaren befinden sich sowohl solche vom älteren Typ mit tief liegender größter Breite des Fußes (Nr. 1, 3, 5) als solche vom jüngeren Typ, bei dem die größte Breite bis in die Mitte des Fußes oder noch weiter hinaufgerückt ist (Nr. 4, 6). Die beiden Paare Nr. 1 und Nr. 3 sind massiv golden, haben noch etwas mehr Filigran und überwiegend gewölbt geschliffene Granaten. Doch befinden sich auf der Kopfplatte der Nr. 1 zwei in Relief getriebene Schlangen als Ersatz für Filigran. Der obere Knopf hat die Gestalt eines Eberkopfes, die beiden Seitenknöpfe die von Adlerköpfen. Der Bügel des sehr massigen Stückes Nr. 3 hat die Gestalt eines kauernenden, mit dem Kopfe seitwärts gewandten Löwen. Die Sibeln Nr. 4 bis 6 sind aus Silber mit Goldblechdecke. Das ältere Stück Nr. 5 hat nur gewölbte Granaten, überwiegend wenigstens auch noch das junge Nr. 4. Von besonders feinem Geschmack ist die noch reicher mit Filigran als mit Steinfassung geschmückte Nr. 6, die auf der Kopfplatte zudem eine violett und grüne Emailscheibe in Zellenfassung und auf dem Fuß einen hochgefaßten Karneol besitzt; leider

1.



2.



3.



4.



5.



6.



Abb. 115. Szilagy-Somlyo im nördlichen Siebenbürgen. Zweiter Goldschag.  
Phot. Dr. Stoedtner.

sind hier die drei Randknöpfe der Kopfplatte verloren gegangen. Nur einmal vorhanden ist eine massive Goldfibel mit Karneolen und Bergkristallen, deren ovales Mittelfeld ein fast 9 cm im Durchmesser betragender Sardonjx einnimmt: ein wahrhaft fürstliches Schmuckstück, wie es die römischen Kaiser zu tragen pflegten; wohl als Geschenk eines Kaisers in den Besitz der gepidischen Fürstenfamilie gelangt.

Diese beiden Goldschätze gehörten möglicherweise einem gepidischen Kleinkönige an, der im Jahre 405 mit seinem Anhang sich dem Auswanderungszuge der hasdingischen Wandalen aus Pannonien nach Frankreich anschloß, worauf wir schon bei der Besprechung der Frühstufe der gotischen Silberblechfibeln Frankreichs und des Elsasses zu sprechen kamen (oben S. 108). Der Gepidenfürst übergab seinen Hort der Erde, da er mit der Möglichkeit seiner Rückkehr nach Siebenbürgen rechnete. Sie war ihm und seinem kleinen Stamme aber ebensowenig beschieden, wie zwei Jahrzehnte vorher dem Westgotenkönige Athanarik.

Ein Kleinod von gleich vollendeter Schönheit wie die Fibeln des obenbeschriebenen Schatzes ist ein ähnliches Stück eines neueren Fundes, der in der gepidischen Urheimat zu Sammersdorf, Kreis Heiligenbeil, in Ostpreußen an der Passarge, dem östlichen Grenzfluß des Gepidenlandes, als wohl jüngstes Zeugnis gepidischer Bevölkerung des Weichselgebietes zutage gekommen ist (Abb. 116). Die massive Goldfibel ist überreich mit Körner- und Säbchenzier geschmückt, während die Granateinlage mit teils noch gewölbten, teils schon flachen Steinen noch etwas zurücktritt. Auf der Kopfplatte winden sich zwei Paare entgegengesetzt gerichteter Schlangen zwischen den Granatzellen, ähnlich wie auf dem einen Fibelpaare von Szilagy-Somlyo (Abb. 115, Nr. 1). Auf der Mitte der Fußplatte sind vier tropfenförmige, flachgeschliffene Granaten ins Kreuz gestellt. Die drei Knöpfe der Kopfplatte zeigen eine Form, die eine germanische Umgestaltung der spätrömischen Zwiebelform ist. Auch dieses Prachtstück gepidisch-gotischer Kunst gehört an das Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. und muß aus Ungarn oder seiner Nachbarschaft nach Ostpreußen eingeführt worden sein. Dasselbe gilt von den anderen Teilen dieses Fundes: den drei Eimerberlocks, die hier wie in Sakrau und Hasleben aus Gold gearbeitet sind, und der goldenen Halskette, von der 29 achtförmige Glieder erhalten sind. Derartige Ketten erscheinen öfters im vierten und fünften Jahrhundert. Unsere Kette hat wohl das Goldmedaillon getragen, eine Prägung des Kaisers Constantius II. aus den Jahren



Abb. 116. Sammersdorf, Kr. Heiligenbeil, Ostpreußen. Goldfund; Ende des 4. Jahrh. Die fibel ist in natürlicher Größe, die andern Stücke in  $\frac{7}{10}$  n. Gr. wiedergegeben. Phot. des Preussisch-Museums, Königsberg.

335—337, in dem für Geschenkzwecke üblichen Gewicht von neun Goldsolidi; die Goldöse daran ist natürlich germanische Arbeit. Endlich gehören zu dem Funde noch Reste zweier Silberteller des vierten Jahrhunderts, die aus Südosteuropa eingeführt worden sind; sie fehlen auf der Abbildungstafel.

Außerst reich ausgestattete Grabfunde fürstlicher Frauen, die in Zeit und Stil, namentlich was die beigegebenen Fibeln, Schnallen und sonstigen Kleidschmuck aus Gold betrifft, mit den eben genannten gotisch-gepidischen Funden völlig übereinstimmen, wurden ferner in Untersiebenbrunn auf dem Marchfelde nördöstlich von Wien gemacht, also nächst der Grenze des alten Pannoniens, wo damals gerade noch die hasdingischen Wandalen saßen, die dann 405 abwanderten, und auffallenderweise auch zu Airan, Gem. Moul, Dep. Calvados, in der Normandie. Letzterer Fund erinnert an das Vorkommen frühester Silberblechfibeln derselben Zeit in dem weiter westlich gelegenen Gebiete am Nordufer der Seine, das wir vermutungsweise mit der Einwanderung der Taifalen in Verbindung gebracht haben (S. 108).

[Neuerdings hat Beninger die alte Ansicht Salins wiederaufgenommen, daß die Verbreitung der Silberblechfibeln einen der geschichtlichen Überlieferung unbekanntem Zug einer Abteilung Westgoten von Siebenbürgen über Niederösterreich und Böhmen mit einer südlichen Ausbiegung über Bayern nach der Normandie (Airan) archäologisch beweise. Es sind nämlich noch zahlreiche Silberblechfibeln in Niederösterreich (z. B. Laa a. d. Thaya) und Böhmen (Podbaba) zum Vorschein gekommen, die auf der Aberg'schen Karte noch nicht verzeichnet sind. Außerdem ist hier ein Grabfund von Fürst, Gem. Peiting am Lech, Bez.-A. Schongau in Oberbayern, zu nennen, der eine Anzahl goldener Schnallen enthält von derselben Art, wie sie aus Untersiebenbrunn bekannt sind und wie sie auch auf unserer Abbildung des Schazes von Pietroassa (Abb. 112 unten rechts), obwohl nicht zu diesem Schaze gehörig, mit wiedergegeben sind. Durch diese neue Beleuchtung der Verbreitungsverhältnisse westgotischer Funde seitens Beningers hat die Salinsche Ansicht viel an Überzeugungskraft gewonnen. Korrekturzusatz.]

Von den Westfranken wissen wir bereits, daß sie während des größten Teiles des fünften Jahrhunderts von gotischem Einfluß noch unberührt geblieben sind. Erst die seit etwa 500 n. Chr. auftretende gegossene Fibel mit scharfumrissenem, rautenförmigem Fußteil, der mit granatgeschmückten Kundeln, bisweilen auch mit krummschnäbeligen Vogelfköpfen und zwei abwärts gerichteten kleinen Vierfüßlern verziert ist und an der unteren Spitze in einen klar ausgebildeten Tierkopf aus-

läuft, eine gepidische Schöpfung (s. S. 110), gelangt durch Vermittlung der Westgoten zu den Franken, wo sie ungemein zahlreich und sogar in schönerer Arbeit als bei den Westgoten erscheint.

Indes, am fränkischen Königshofe dringt die gotische Kunstweise schon einige Jahrzehnte früher ein. Wie sehr sie hier vorherrschte, zeigt am besten der Inhalt des Doppelgrabes des Frankenkönigs Childeriks I. und seiner Gattin Basina, das zu Doornik an der Schelde im flämischen Belgien 1653 aufgedeckt wurde und, was wenigstens Childerik betrifft, aus dem Jahre 481 stammt. Eine Auswahl von Stücken — viel Unerseglisches von der Ausbeute dieser beiden Gräber ist 1831 aus der Pariser Nationalbibliothek leider gestohlen worden, so der Siegelring mit dem Namen und Bildnis des Königs, der in langwallendem Haupthaar mit Lanze und Schienenpanzer dar-



Abb. 117. Doornik. Goldener Siegelring Childeriks I.

gestellt ist (Abb. 117), viele Schnallen, goldener granatgeschmückter Stierhauptschmuck u. a. — zeigt Abb. 118, wo man die erklärende Unterschrift vergleiche.

Griff und Scheidenbeschläge des Skramasaxes, jenes bekannten einschneidigen, als Zweihänder mit langem Griff ausgestatteten fränkischen Kurzswertes, sind in gotischer Weise mit Almandinen in Zellenfassung besetzt, und zwar mit technischer Meisterschaft in größter Feinheit und Sauberkeit. Die teils geraden, teils wellenförmigen, teils stufenförmigen, teils als Vierpaß gestalteten Zellenmuster sind von solchem Reiz, daß wir die Kunstleistung auch heute noch bewundern müssen. Das Stufen- oder Treppenmuster lebt durch das ganze sechste Jahrhundert weiter und wird während des siebenten Jahrhunderts in der Silbertauschierung auf Eisen, noch später in den illuminierten Handschriften nachgebildet. Der Vierpaß ist ja aus seiner Verwendung in dem späteren gotischen Baustil sehr bekannt. Von dem übrigen überaus reichen Grabinhalt seien besonders die almandinbesetzten Goldbienen erwähnt, ursprünglich dreihundert, sicher ein Kleidbesatz, kleinere Seitenstücke zu den prächtigen südrussisch-ungarischen Zikadenfibeln; eine goldene Kreuzfibel mit Zwiebelknöpfen, die kein germanisches, sondern ein spät Römisches



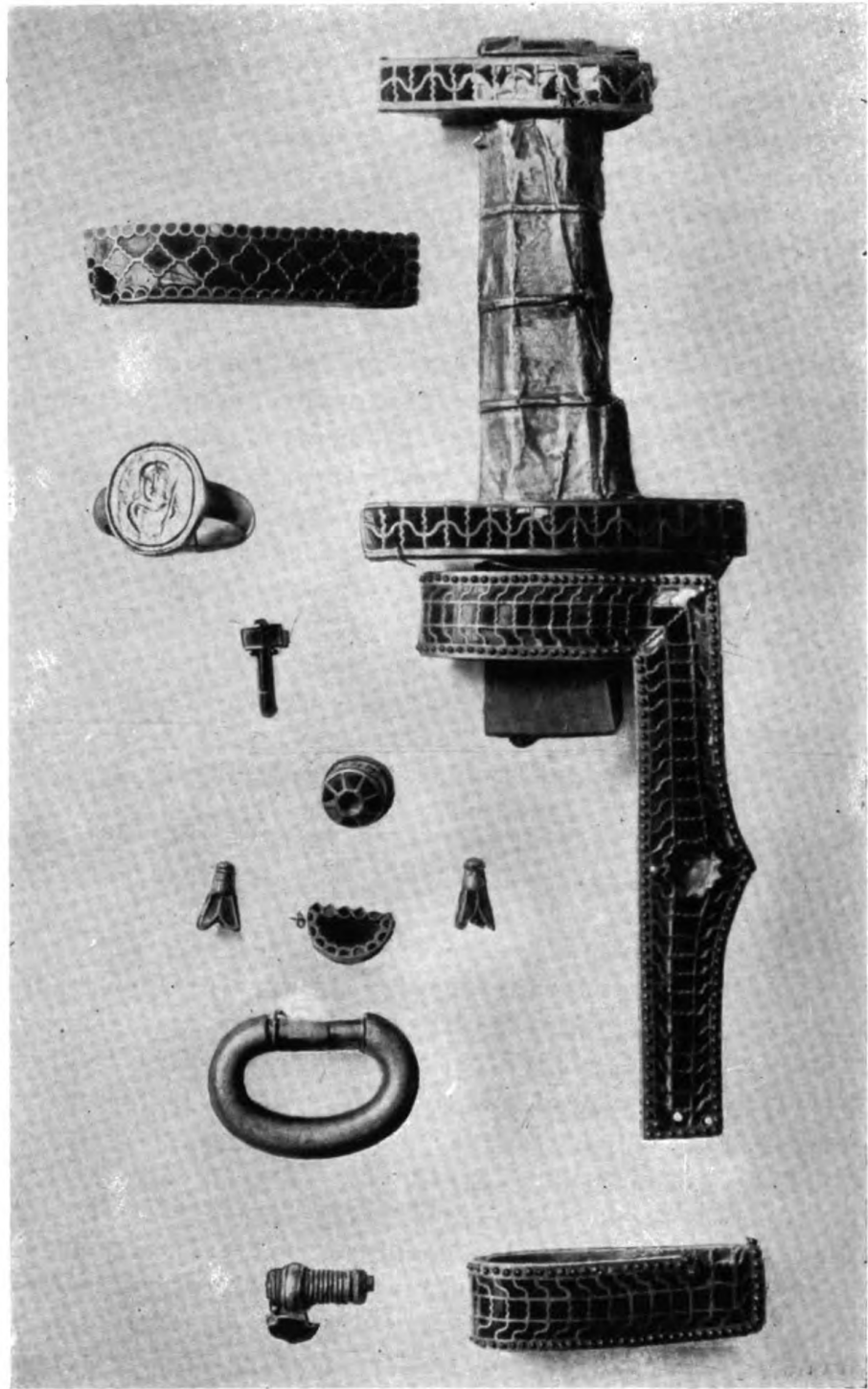


Abb. 118. Beigaben aus dem Grabe König Childeriks I. († 481) zu Doornik, Pariser Nationalbibliothek. Phot. A. Haupt. — Rechts: Griff, oberer und unterer Scheidenbeschlag des Skramasax. Links: Mittlerer Scheidenbeschlag des Skramasax, Siegelring, Schraube (Fibelferschluss), goldener Rosettenknopf (Riemen- oder Bandbesatz), zwei Goldbienen, goldener Schnallenbügel, Rest eines Kästchenbeschlages.

Erzeugnis ist, der Form nach jedoch entstanden aus der germanischen entwickelten bandförmigen Fibel mit umgeschlagenem Fuß (Abb. 119); ferner ein glatter goldener, nach den Enden zu anschwellender Armring, eine bekannte gotische Ringart, die sich bei allen Germanenstämmen eingebürgert hat; ein goldener mit Almandinen besetzter Taschenbügel; endlich noch eine Lanzenspitze und ein Wurfbeil, die fränkische Franziska. Die letztgenannten vier Beigaben fehlen auf unserer Abbildung.

Die prachtvollen Goldschätze und die nicht minder prächtigen Fürstengräber, die in diesem Kapitel vorgeführt wurden, stellen deutlich vor Augen, wie sehr die Werkstätten für die Schmiedekunst in Edelmetall, an die Sitze der Könige und Fürsten und an die Höfe der vornehmsten Edlen geknüpft waren. Diese Tatsache spiegelt sich sogar in Geschichte und Sage wieder. Wissen wir doch aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severinus, daß die Fürstin der Rugier, Geiso, in Niederösterreich (um 470 nach Chr.), germanische Goldschmiede in strenger Haft hielt, damit sie ihr herrliches Goldgeschmeide anfertigten. Und in der gewaltigen Wielandsage wird Ähnliches erzählt. Auf der anderen Seite gelangten germanische Goldschmiede bei ihren Herrschern zu hohen Ehrenstellen und in den Volksrechten genossen sie, ähnlich wie die Sänger, besonderen Schutz. Durch das Bestehen solcher kunstgewerblicher Mittelpunkte an vornehmen Höfen, die gewissermaßen „Schulen“ bildeten, erklärt sich, daß die Typen der Kunsterzeugnisse sich nur allmählich und in einer Art gesetzmäßiger Reihe fortentwickelten, und daß gleiche oder ähnliche Stücke über das Gebiet eines ganzen Stammes, ja, wie wir das später noch sehen werden (Abb. 126), sogar über verschiedene, ganz entlegene Stämme sich verbreiteten, was mit irgendwelchen näheren Beziehungen persönlicher Art zusammengehangen haben wird.

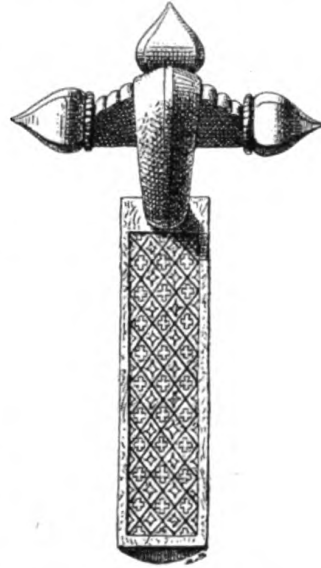


Abb. 119. Doornik.  
Goldfibel aus dem Grabe  
Childerichs mit Schrauben-  
einrichtung an der Quer-  
achse.

## Die Franken

Hier möge eine kurze Übersicht über die Entwicklung des Frankenstammes eingeschaltet werden. Franken werden zuerst um 255 unter den Germanen genannt, die zur Zeit der Kaiser Valerian und Gallien

das römische Reich arg bedrängten. Sie zerfielen in drei Hauptstämme, die wiederum aus zahlreichen selbständigen Kleinstämmen bestanden: die Salier (Niederfranken), die Ripuarier (Mittelfranken) und die Oberfranken (Chatten und Usipier).

Die Salier besetzten 285 die Veluwe, südlich vom Zuidersee, 310 das Bataverland, 355 das flandrische Topandrien. Nach dem Tode des gallischen Statthalters Aetius (454) besetzten ripuarische Stämme linksrheinisches Gebiet, besonders das alte Ubieland, dann den Maasgau und schlossen sich zu einem festen Staatswesen mit der Hauptstadt Köln unter Königsherrschaft zusammen, während die salischen Einzelstämme noch weiter unter mehreren Fürsten aus dem alten Adelsgeschlechte der Merowinge standen. Der mächtigste unter ihnen wurde Chlojo (um 450), der das nordgallische Land bis zur Somme unterwarf; geschlossene fränkische Siedlung aber reichte damals nur bis zur Linie Dünkirchen-Mastricht, der heutigen flämisch-wallonischen Sprachgrenze. In enger Bundesgenossenschaft mit Rom kämpfte dann sein Nachfolger König Childerich 463 und 469 gegen die Westgoten an der Loire. Er starb 482 in seiner letzten Hauptstadt Doornik (Tournay).

Sein Sohn und Nachfolger Chlodowech (482—511) hatte noch zehn salfränkische Kleinkönige neben sich, unter denen Ragnachar, der zu Cambrai seinen Hof hatte, besonders hervorzuheben ist. Chlodowech war eine ebenso kraftvolle wie rücksichtslose Persönlichkeit, die mit wahren Fanatismus dem in der Luft hängenden Gedanken nachjagte, aus seinem Stammesstaat eine Art Weltreich zu machen. Er scheute dabei vor keiner Tücke und Hinterlist zurück. Zuerst eroberte er unter Beihilfe Ragnachars das letzte Herrschaftsgebiet Roms innerhalb Galliens, das rechts der Seine im Soissons lag und vom Statthalter Syagrius verwaltet wurde (487). Zehn Jahre später nahm er den Alemannen ihre nördlichen Landschaften ab. Früh erkannte er, welchen Machtzuwachs für weitere Eroberungen in Gallien, zumal der arianischen Nachbarstaaten, ihm der Übertritt zum orthodox katholischen Christentum bringen konnte. Durch den Vollzug dieses Übertritts (504) und die damit bewirkte Gewinnung der katholischen römischen Grundbevölkerung und ihrer mächtigen Geistlichkeit, die auch in dem großen westgotischen Teil Galliens landesverräterisch auf die Seite des katholischen Frankenkönigs trat, gelang es ihm, unter Beihilfe der Burgunden fast das ganze in Gallien befindliche Gebiet des westgotischen Reiches nach einem einzigen siegreichen Schlachttage (bei Vouglé 507) an sich zu reißen. Dem Eingreifen des Ostgotenkönigs Theoderichs d. Gr. allein verdanken es die Westgoten, daß ihnen ein schmaler Streifen Südfrankreichs zwischen Ozean, Pyrenäen und Garonne,

die sog. Vaskonia oder Novempopulana, sowie die Mittelmeerküste um Narbonne und Arles verblieb. Das Küstengebiet östlich der Rhone, die Provence, nahm Theoderik d. Gr. selbst in Besitz.

Nach diesen Erfolgen wandte sich Chlodowech ostwärts. Durch mehrfache Ermordungen beseitigte er die Mitglieder des ripuarischen Königsgeschlechts und ließ sich dann zu Köln als Herrscher auf den Schild erheben. In gleicher Weise verfuhr er mit den salischen Kleinkönigen.

Bei seinem Tode, der 511 zu Paris erfolgte, herrschte Chlodowech über fast ganz Gallien, alle fränkischen Gaue und einen Teil der Alamannen.

Von seinen vier Söhnen zerstörte der älteste, Theuderik I., 531 das Thüringer Reich, während der dritte und der vierte, Childebert und Chlotachar, 534 die Burgunden unterjochten und 536 die 507 den Westgoten von Theoderik d. Gr. abgenommene Provence vom Ostgotenkönig Witigis sich abtreten ließen. In demselben Jahre verloren auch die südlichen Gebiete Alemanniens, die bis zum Alpenkamm reichten, die ostgotische Schutzherrschaft, und wurden von Theudebert, Theuderiks I. kraftvollen Sohne, dem fränkischen Reiche einverleibt. Theudebert scheint endlich auch um diese Zeit die Baiern sich tributpflichtig gemacht zu haben.

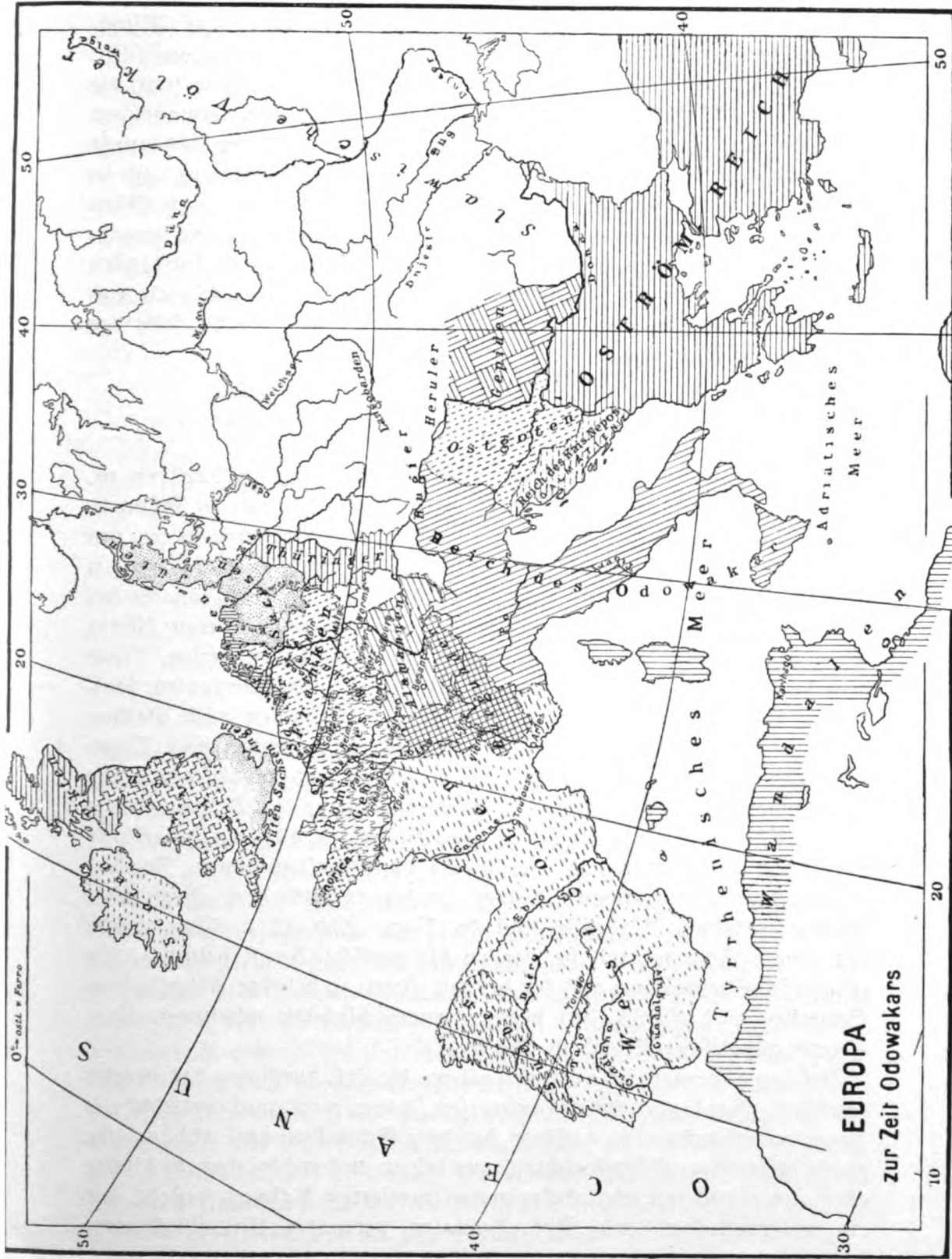
Das fränkische Reich erstreckte sich auf dem Höhepunkt seines Wachstums, den es nunmehr erreicht hatte, vom Ozean im Westen bis an die Westgrenze des alten Pannoniens, wo es an die Gebiete der Langobarden und Gepiden stieß.

Die Hauptstärke der Franken und ihres Reiches lag darin, daß es sich bei ihnen nicht wie bei den anderen germanischen Reichsgründungen auf römischem Boden um weit vom germanischen Mutterlande abgetrennte inselartige Gebiete handelte, die durch keinen völkischen Nachschub immer von neuem gekräftigt werden konnten, sondern daß sie im Rücken rein germanische Stämme als Nachbarn hatten, mit denen die Verbindung stets offen blieb und aus denen sie immer neue Kraft schöpften zur Vorbereitung und schließlichen Durchführung eines westeuropäischen Weltreiches, das abgesehen von Teilen Spaniens und von England ungefähr die Gebiete des weströmischen Reiches, vermehrt durch Westdeutschland, in sich schloß. Eine weitere Stärke war, daß sich die Franken sogleich dem katholischen Christentum zuwandten und dadurch die schweren Schädigungen, die der Gegensatz zwischen den katholischen römischen Untertanen mit ihrer fanatischen Geistlichkeit und der arianischen Herrenbevölkerung der Germanen, wie sie sonst überall die Kraft und Sicherheit der germanischen Reiche auf römischem

Boden ständig bedrohten und aushöhlten, bei ihnen völlig ausgeschaltet wurden. Der Gegensatz der germanischen und römischen Bevölkerung wurde im Merowingerreiche dadurch noch weiter aufgehoben, daß schon das erste und dann auch das weitere Vordringen der Franken in Nordgallien nicht in der Art einer Völkerwanderung sich abspielte, wobei die einheimische Bevölkerung gezwungen wurde, die größeren Teile ihres Grundbesitzes an die Sieger abzutreten.

Vielmehr vollführte Chlodowech seine Eroberung des römischen Gebietes zwischen Somme und Loire lediglich mit seinem Kriegsheere und für dieses genügte die Zuteilung der römischen Staatsdomänen, ohne daß die römischen Grundbesitzer in ihrem Landbesitz geschmälert wurden. Der große Nachteil, der sich für die Germanisierung des neugewonnenen Landes daraus ergab, war, daß die germanischen Volksteile einen gar zu schwachen Anteil an der Gesamtbevölkerung bildeten und daher durch Vermischung mit den Einheimischen und durch die Einflüsse der römischen Kultur rasch der Romanisierung verfielen. Dazu kam, daß der Großgrundbesitz Galliens unter der Merowingerherrschaft immer ausgedehnter und mächtiger wurde, sich eigene Haus-truppen einrichtete und schließlich sogar selbständige Grafschaften und Herzogtümer bildete. Hiergegen konnte sich das Königtum immer schwerer durchsetzen, zumal das merowingische Königsgeschlecht, seit der Höhepunkt der fränkischen Ausbreitung um die Mitte des 6. Jahrhunderts erreicht war, der Entartung verfiel. Im Gegensatz dazu besaßen die Volksherzogtümer im germanischen Ostfranken, gestützt auf eine zahlreiche Bauernschaft, ihre alte völkische Art, die altgermanischen Eigenschaften und hielten fest zusammen. So ging im Laufe des 7. Jahrhunderts die Macht des Frankenreichs von dem westfränkischen Neustrien auf das austrasische Ostfranken über, wo der austrasische Große Pippin aus dem Karlingischen Hause eine neue Periode des Frankenreiches heraufführte.

Diese Entwicklung der politischen Verhältnisse spiegelt sich deutlich ab in dem durch die Archäologie gewonnenen und beleuchteten Stoffe der Kunstgegenstände. Lange nimmt die Gotenkunst die herrschende Stellung ein nicht bloß im westgotischen Gallien und Spanien, sondern auch im fränkischen Nordgallien. Seitdem aber die westgotische Kunst erstarbt und keine selbständigen neuen Triebe mehr zu entwickeln vermag, erweist sich die reingermanische rheinfränkische, west- und süddeutsche nebst der skandinavischen Kulturgruppe als führend und herrschend auch im nordgallischen Franken. Wie wir später genauer hören werden, finden zahlreiche mitteleuropäische und selbst skandinavische Kunsttypen im westfränkischen Gebiete starke Aufnahme,



216b. 120 (nach L. Schmidt).

während umgekehrt der gotisch-westfränkische Einfluß auf Mitteleuropa weit schwächer ist. Starke Verbreitung der mitteleuropäischen Altsachen reicht in Westfranken bis zur Somme und Aisne (vgl. die Karte Abb. 134), also bis in ein Gebiet hinein, das seinen germanischen Charakter nicht allzulange zu bewahren vermocht hat. Der Höhepunkt dieser Erscheinung fällt in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts, also in die Zeit, da die Machtausdehnung des Merowingerreiches nach Osten ebenfalls ihren Höhepunkt erreichte. Dagegen nahmen die gegenseitigen Beziehungen und Beeinflussungen von West- und Ostfranken schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts aufs stärkste ab, um später ganz aufzuhören. Wir stehen hier in der Zeit des Verfalls des alten Merowingerreiches.

### Die Ostgoten in Italien

Wir wenden unseren Blick nunmehr den Ostgoten in Italien zu. Wir wissen, daß sie im dritten und vierten Jahrhundert in Südrussland saßen und dort 375 den Hunnen untertan wurden, wie später, um 418, auch die Gepiden in Ungarn. Auf Seiten der Hunnen kämpften Ostgoten und Gepiden im Jahre 451 in der berühmten Schlacht bei Catalaunum gegen die westgotischen Stammesgenossen, deren König Theoderik I. zwar den Sieg gewann, aber sein Leben verlor. Nach dem Zerfall des Hunnenreichs zogen die Ostgoten nach Pannonien, spalteten sich indes 474, indem ein Teil zu den Westgoten nach Gallien zog, ein anderer über die Donau nach Mönsien, ein dritter nach Thrakien, ein vierter nach Epirus. Die mönsischen und thrakischen Teile vereinigten sich dann unter dem Königsgeschlecht der Amaler, deren Sproß Theoderik, genannt der Große, König seit 471, als kaiserlicher Heerführer die Ostgoten im Herbst 488 nach Italien führte. In Ravenna, dem germanischen „Kaben“, nahm er nach dem Siege über Odowakar seinen Königssitz (vgl. die Karte Abb. 120). Nun wurde mit einem Schlage auch in Italien die gotische Kunst heimisch. Es zeigen sich Steineinlage und der bei den Goten so beliebte Adlerkopf an Schnallen und Fibeln, den beiden hauptsächlichsten erhaltenen Vertretern ostgotischer Kunst in Italien.

Bei den silbernen Prachtschnallen, die fast durchweg das bereits gegossene Rankenornament aufweisen, kann man zwei verschiedene Arten unterscheiden, je nachdem der dem Schnallenbügel anhängende große viereckige Gürtelbeschlag aus einer undurchbrochenen Platte oder aus einem mit vier Eckgranaten verzierten Rahmen besteht, der ein untergestecktes, mit fünf Granaten verziertes Mittelblech um-

schließt und zuweilen in mehrere rückwärtige langhalsige Adlerköpfe sich fortsetzt (Abb. 121). Der Dorn hat meist die eigentümlich gotische Gestalt, d. h. er ist nach hinten verdickt und gerade abgeschnitten, oder er hat dort eine rechteckige Platte, die mit Steineinlage oder feiner Zellenverglasung, zuweilen in Nieren- oder Bohnengestalt, versehen ist.

Die Verwendung der Spiralranke, die bei den Goten seit 480, sonst in Europa seit 500 (bis 550) Aufnahme findet, legt diese Schnallen zeitlich auf etwa 500 fest.

Ganz ähnliche goldene und silberne Prachtschnallen wie bei den Ostgoten in Italien finden sich bei den Westgoten in Südfrankreich und

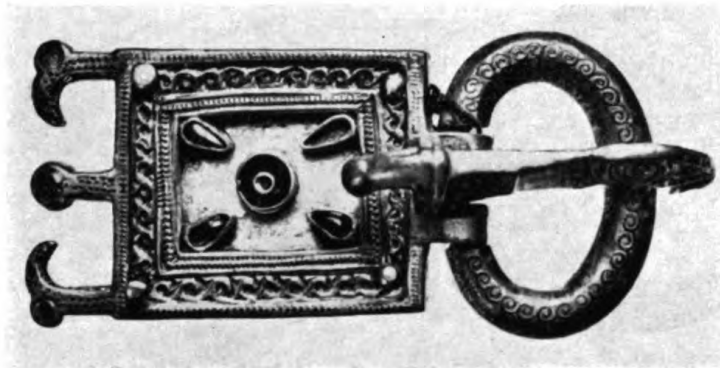


Abb. 121.  $\frac{2}{3}$ . Italien. Silberne Gürtelschnalle mit Almandinen. Museum Karlsruhe (nach Originalphotographie).

Spanien und, wenn auch spärlich, bei den Franken in Frankreich. In Südrussland, wo die Ostgoten- und Herulerkultur in ihrer Absperrung auf den Halbinseln Krim und Taman bald erstarre, halten sich die Prachtschnallen mit rückwärtigem Ablauf in einen einzigen großen breithalsigen Adlerkopf bis ins siebente Jahrhundert. Es ist ja eine öfter sich wiederholende Erscheinung, daß die Kultur von Stammesteilen, die vom Hauptvolk abgeschnitten und in starke Vereinsamung geraten sind, zur Erstarrung neigt, zumal wenn die Wohnsitze dieses abgetrennten Stammes auch geographisch ein abgelegenes Randgebiet sind. So verhält es sich mit den Kulturen der Völkerwanderungszeit in Ostpreußen und ebenso mit der südrussischen Gotenkultur. Bei diesen Goten beobachten wir, daß schon im sechsten Jahrhundert die Schmuckformen, auch wo sie noch dem Entwicklungsgange der ungarischen und italischen Germanen folgen, weit weniger geschmackvoll sind als bei den genannten Germanen. Und gotische Gräber des siebenten Jahrhunderts auf der Krim beweisen, daß dort damals noch Formen herrschten, die bei den übrigen Ostgermanen hundert Jahre



früher üblich waren, z. B. Fünfknopffibeln mit halbrunder Kopfplatte und scharfgeschnittenem Kautenfuß, der steingeschmückte Kundeln und ausgebildeten Tierkopf trägt; ferner offene Armringe mit anschwellenden Enden genau so wie schon im fünften Jahrhundert; endlich auch die vorhin erwähnten Prachtschnallen mit Granatbesatz und Adlerkopfansatz, das kennzeichnende Schmuckgerät gotischer Frauen aus der Zeit um 500 und bald danach.

Ein solches Prachtstück aus Nikopol, Gouv. Jekaterinoslaw, aus der Zeit um 600 nach Chr. zeigt Abb. 122. Diese Schnalle ist aus Silber gegossen. Ein kleiner Granat bildet das Adlerauge, und zahlreiche solche

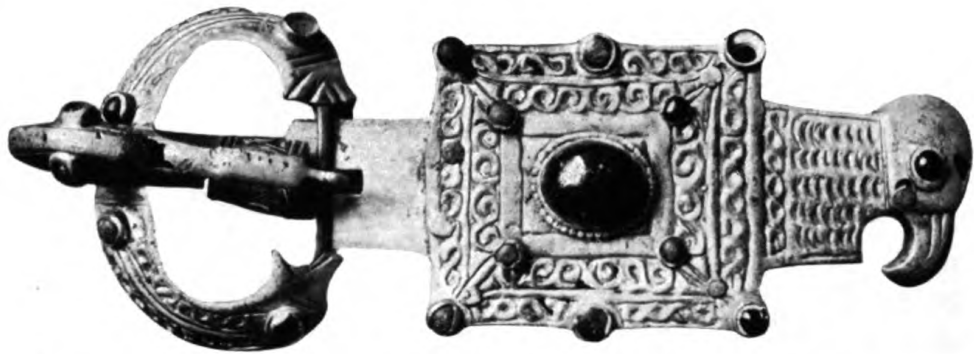


Abb. 122. Nikopol, Gouv. Jekaterinoslaw. Silberschnalle. Um 600 n. Chr. Phot. des Staatsmuseums Berlin.

Steine sind auf der rechteckigen Beschlagplatte sowie auf Bügel und Dorn verteilt, während in der Mitte ein großer roter gewölbter Stein sitzt. Noch immer zeigt sich hier die in Mittel- und Westeuropa um diese Zeit schon lange abgekommene Spiralranke. Bemerkenswert ist der nur in wenigen gleichartigen Stücken auftretende eckige Kragenvorsprung an dem außerordentlich breiten gefiederten Halse des Adlers, dessen Kopf weniger gefällig gebildet ist als sonst bei dieser Art Schnallen; ferner die sehr lange, unverzierte Zunge zwischen Platte und Schnallenbügel. Der Dorn trägt, wie öfters, einen unverzierten vertieften Sattel. — Von einem sehr ähnlichen Prachtstück aus Masuren (Abb. 123) werden wir alsbald Näheres hören.

Erwähnt wurde schon, daß Ostpreußen, das ja bis in die neuere Zeit hin, gegenüber Mitteleuropa einen Außenposten bildete, in den Zeiten der Völkerwanderung, schon seit dem vierten Jahrhundert nach Chr., gleichfalls vielfach das Bild einer in älteren Formen erstarrenden Kultur bietet. Das gilt schon für die samländische Kultur der in der alten Heimat verbliebenen Heidgoten, der Westgoten, der im „Nest“

verbliebenen, wie die ostpreussischen Goten noch in den so viel späteren isländischen Sagas genannt werden. Noch viel mehr aber gilt das von der im unteren Memelgebiet unter samländisch-gotischen Einfluß entstandenen aistisch-altpreussischen Kultur. Die samländische Kultur erlitt im Laufe des sechsten Jahrhunderts ein Hinsiechen ihrer Eigenart unter dem übermächtigen Einfluß eines zu Anfang des sechsten Jahrhunderts im südostpreussischen Masuren eingewanderten germanischen Volksteiles unbekannter Stammeszugehörigkeit. Dieser Stamm unterhielt ziemlich gleich starke Kulturbeziehungen einerseits, und zwar früher beginnend, mit den Germanen Mitteleuropas, anderseits mit



Abb. 123. Alt-Rossowen, Kr. Sensburg, Ostpreußen. Bronzeschnalle. Um 600 n. Chr. Prussia-Museum Königsberg i. Pr. (nach Kemke).

den Resten der Ostgoten Südrußlands. Auch diese Kultur entartete und fällt, wie gleichzeitig die samländische, im Laufe des siebenten Jahrhunderts völliger Auflösung anheim durch Untergehen der herrschenden germanischen Oberschicht in der breiten Masse der heimischen aistisch-preussischen Bevölkerung. Es trat nun eine völlige Kulturleere ein, und die Folge war, daß wir von etwa 800 ab bis zur Eroberung Ostpreußens durch den deutschen Ritterorden von dem größten Teile Ostpreußens, ausgenommen das Memelgebiet, sowohl geschichtlich als auch archäologisch so gut wie nichts erfahren. Nur soviel kann trotzdem mit Sicherheit gesagt werden: die Tatsache, daß Ostpreußen bis zum heutigen Tage deutsch ist, hat ihren tieferen Grund darin, daß einmal mehr als ein halbes Jahrtausend lang gotische Bevölkerung in Ostpreußen geherrscht hat. Die in ihrer Sprache zu Preußen gewordenen Nachkommen der Goten, die wohl die herrschende Schicht blieben und den Adel des Preußenvolkes bildeten, waren eine zu harte Nuß für die Polen. Die slawische Welle ging an dieser festen Insel kraftlos vorbei.

Die Verbindungen des um 500 eingewanderten masurisch-germanischen Volksstammes mit Mitteleuropa wie mit Südrussland treten besonders hervor im Bereiche des weiblichen Schmucks, bei einem Teile der Sibeln und Schnallen.

Die masurischen Sibeln mitteleuropäischer Abart sind Fünfknopffibeln mit teils halbrunder, teils rechteckiger Kopfplatte, ovalem Fuß und plastisch in Relief scharf ausgebildetem mitteleuropäischem Tierkopf. Beispiele für Sibeln mit Tierköpfen in mitteleuropäischem Stil zeigen Abb. 124, 125 und 126. Bei den ersten beiden Sibeln, die aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts stammen, sind solche Köpfe auch an Stelle der Knöpfe auf die halbrunde Kopfplatte gesetzt worden. Die pferdeohrähnlichen Lappen am Rande der rautenförmigen Fußplatte sind eine nur in Ostpreußen vorkommende Eigenheit. Das Urstück der in Abb. 125 wiedergegebenen Sibel ist das einzige, das aus dem masurischen Gebiete heraus westwärts über die Weichsel ausgewandert ist; es gelangte aber nur bis in den Danziger Kreis. Die Sibel in Abb. 126, aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, ist ein Prachtstück mit rechteckiger Kopfplatte, vollrunden gedrechselten Knöpfen und mit Tierornament in spätem, schon aufgelösten Stil I. Fast völlig übereinstimmende Stücke, die also wahrscheinlich aus derselben Werkstatt stammten, sind aus Weimar, aus Sahnheim in Rheinhessen und aus Montale, Provinz Modena in Italien, bekannt geworden. Ein Prunkstück ist auch die Sibel „mit schmalem Tierkopffuß“ von einer besondern masurischen Art (Abb. 127). Sie ist ganz mit reliefierter Verzierung bedeckt, worunter sich auch laufende Spiralen befinden. Tierköpfe sitzen hier sowohl am Fuß wie am obern Ende des Bügels. Die Spiralkrolle ist nur noch als Rudiment vorhanden: ihre Endknöpfe sind groß und massiv und durch tiefe Furchen verziert. Auch die breit und flachgewordene Sehne ist reich geschmückt.

Die Sibeln südrussischer Art gehören meist zu dem Typ der Fünfknopffibeln mit stets halbrunder Kopfplatte, mehr oder weniger scharfem Rautenfuß und jenem flachen, wenig charakteristischen eirunden oder ovalen südrussischen Tierkopf, der meist einem Schildkrötenkopf ähnlich sieht. Seine Gesichtszüge treten nicht in Relief hervor, sondern werden nur durch fein gezogene Linien (Abb. 128) oder durch eingestempelte Kreise mit Linienpunkt (Abb. 129) angedeutet. Es fehlt bei diesen Sibeln sowohl die Tierornamentik als das Bandgeflecht. Außerdem erscheinen in Masuren zweimal südrussisch-ungarische Zikadenfibeln. Unter den Schnallen der masurischen Kultur gibt es zwei, die man geradezu als Einfuhrware aus dem gotischen Südrussland ansehen muß. Die eine davon ist die oben erwähnte



Abb. 124. Daumen, Kr. Allenstein.  
Silber.  
Um 500—550 n. Chr. (nach Salin).



Abb. 125.  $\frac{2}{3}$ . Schönwarling,  
Kr. Danziger Höhe. Bronze.  
Um 500—550. Mus. Danzig  
(nach Kossinna).

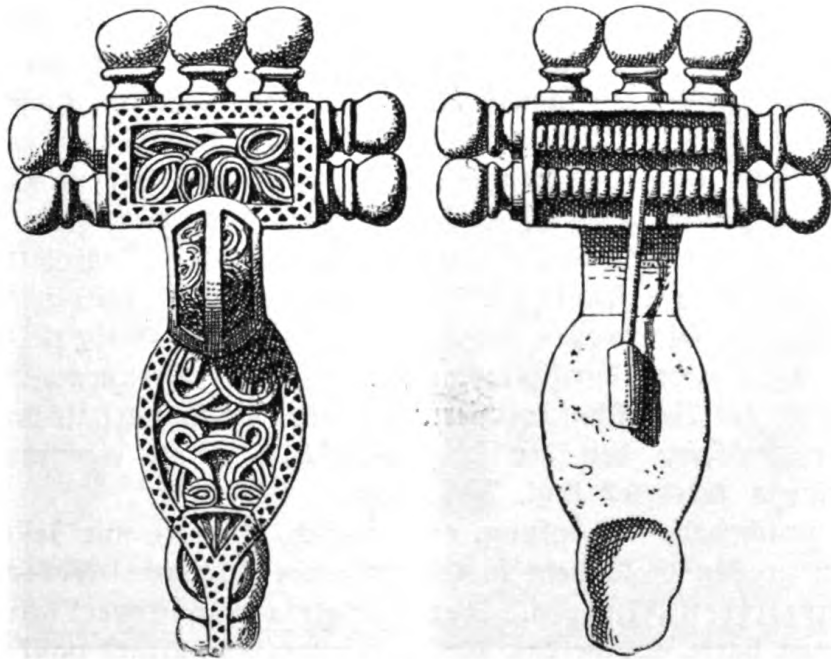


Abb. 126. Daumen, Kr. Allenstein. Bronze und Silber mit Vergoldung. Prachtfübel  
in spätem Tierstil I. Um 550—600 n. Chr. (nach Salin).

Bronzeschnalle aus Alt-Kossewen, Kr. Sensburg (Abb. 123), die den südrussischen Prachtschnallen spätgotischer Art der Zeit um 600 entspricht und einem Grabe entstammt, das durch seine weiteren Beigaben, zwei ostpreussischen Armbrustfibeln mit „Schlußkreuz“ am Fuß, auf genau dieselbe Zeit hinweist. Der Schnallenbügel endet beiderseits in einen Adlerkopf, während bei den gleichartigen südrussischen Schnallen an diesen Stellen stets Raubtierköpfe gebildet werden. Abweichend von den südrussischen Schnallen ist auch, daß der Hals von gebogenen Linien begrenzt wird, während in Südrussland hier stets geradlinige schräge Begrenzung üblich ist. Diese Abweichungen sind aber so geringfügig, daß man höchstens zugestehen könnte, die Kossewer Platte wäre nach dem Vorbilde einer eingeführten südrussischen Schnalle gearbeitet.

Als zweites Zeugnis ihrer Kunst haben uns die Ostgoten Italiens ihre Fibeln hinterlassen.

Die ostgotischen Fibeln Italiens gehören hauptsächlich zu der bereits oben (S. 110) näher besprochenen Art mit scharfumrissenem, rautenförmigen Fußteil, der durch granatgeschmückte Rundeln verziert ist, und mit einem ausgebildeten Tierkopf an der Fußspitze. Es ist das die Art, die durch die Gepiden aus der dritten und jüngsten Stufe der Silberblechfibeln, jener mit Rankenornament, geschaffen wurde. Sie fallen etwa in die Zeit von 500—550. Statt der Ranke tritt später zuweilen ein schmales Zweifadenflechtband ein. Diese Fibelart ist so lebenskräftig, daß sie sich noch nach dem Untergange des Ostgotenreiches unter der Langobardenherrschaft, wenigstens für kurze Zeit, zu behaupten vermag. Doch erfährt sie nun mehrfache Umbildung. Die langobardischen Fibeln erhalten an der Kopfplatte tierkopffähnliche Knöpfe fränkischer Art, und zwar in der bei den Langobarden üblichen sehr großen Anzahl. Das Rankenornament verschwindet und wird ersetzt durch die langobardischen Stufenstege, die eine Schlußstufe der Kerbschnittverzierung bilden. Endlich erhält der Tierkopf der Fußspitze den der langobardischen Kunst eigentümlichen „grimmigen“ Ausdruck (vgl. Abb. 360).

Eine prachtvolle Schöpfung, rein gotisch, sind die mit Zellenwerk bedeckten großen Goldfibeln in Gestalt eines stilisierten Adlers mit ausgebreiteten Flügeln. Wer hier etwa mangelnde Naturtreue aussetzen hätte, würde das Wesen germanischer Kunst vollkommen verkennen. Denn diese ging auch bei Tier- und Menschendarstellung ausschließlich auf ornamentale Behandlung der Gegenstände aus: Lebenswahrheit der Figuren war ihr nicht nur gleichgültig, sondern



Abb. 127.  $\frac{1}{3}$ . Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Silberne, vergoldete Prachtfibel. 6. Jahrh. (nach Prussiakatalog).



Abb. 128. Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Silber vergoldet (nach Salin).



Abb. 129. Daumen, Kr. Allenstein, Ostpreußen. Bronze (nach Salin).



Abb. 130.  $\frac{1}{2}$ . Cesena, Prov. Forli, nahe Ravenna. Goldene Adlersfibel mit Granateinlage. Um 500 n. Chr. Germanisches Museum Nürnberg.



Abb. 131. Weimar, Grab 84. Fibel mit 2 Adlersköpfen auf der Kopfplatte und reicher Amandineinlage. Um 500 n. Chr. Staatsmuseum Berlin.

eher gar störend für ihr Wollen und Streben. Von solchen großen Adlerfibeln sind vier aus Italien, und zwar ein Paar aus einem Grabe in Rom, das andere aus einem solchen in Cesena, Provinz Forli, südlich von Ravenna (Abb. 130), drei aus Spanien, eine aus Südwestfrankreich, von Castel-d'Agen, Dep. Lot-et-Garonne, zwei aus „Frankreich“ (Smlg. Diergardt), eine aus Saargemünd in Lothringen bekannt; mit Ausnahme der letzteren also alle aus ost- und westgotischem Bereich. Die Granateinlage besteht teils aus gewölbten Steinen, wie stets beim Auge des Adlers und meist auch bei dem großen herzförmigen Mittelfelde auf der Brust, teils aus flachgeschliffenen Steinen.

Wir haben hier noch einer thüringischen Fibel (Abb. 131) zu gedenken, die höchstwahrscheinlich unter ostgotisch-italischem Einfluß entstanden ist. Während der gepidische Kulturkreis in Ungarn, der ostgotische in Italien und der westgotische in Südwestfrankreich auf die Kunst der nordfranzösischen Franken in stärkstem Maße bestimmend einwirkten, zumal seit 500 n. Chr., wie wir schon bei Besprechung des Childerikgrabes sahen (S. 124), haben die mitteleuropäischen Germanen rechts des Rheines mit diesen gotisch-gepidischen Kulturkreisen bis um 550 n. Chr. im allgemeinen nur äußerst geringe Verbindungen. Eine Ausnahme macht hier eigentlich nur ein reichst ausgestattetes Familiengrab zu Gültlingen bei Nagold im westlichen Württemberg, einem Gebiete, wo auch sonst, wenn auch nur ganz vereinzelt, westfränkische Altertümer der Zeit von 500—550 aufgetreten sind, und das große Gräberfeld der altthüringischen Königsstadt zu Weimar. An diesen beiden Orten liegen in großer Zahl westfränkische, gotisch beeinflusste Schmuckstücke und Waffen der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor, was im übrigen rechtsrheinischen Deutschland durchaus nicht der Fall ist. So kamen in Gültlingen zwei Schwerter von der alsbald näher zu betrachtenden Flonheimer Art vor, mit Goldblechhülle um den Griff herum und mit granatbesetztem Ortband, Gold- und Silberschnallen, sowie silberne Riemenzungen, alles mit Granatbesatz, mehrere Granatfibeln mit gleichmäßigbreitem Fuß (über diese Art vgl. S. 142f.), ein Spangenhelm u. a.

Zwar findet in dieser Zeit ein nicht ganz geringfügiger Kulturaustausch zwischen linksrheinischen Franken und rechtsrheinischen Germanen statt. Hierbei sind indes die Rechtsrheinischen überwiegend die Gebenden. Denn von ihnen empfangen die Westfranken drei verschiedene Fibelformen. Erstens den Typus der Fibel mit ovaler Fußplatte, wovon die Fibel aus Weimar (Abb. 131) einer der ältesten Vertreter ist; doch weist dieser Typus sonst stets rechteckige oder halbrunde Kopfplatten auf und zwar während der in Rede stehenden Zeit (500—550)

überwiegend rechteckige Kopfplatte und als Verzierung entweder Kerbschnitt (Abb. 132) oder Kanke (Abb. 133) oder in der Zeit um 550 einfache Parallelstrichelung, aber weder Tierornamentik noch Bandgeflecht, deren Erscheinen erst um oder nach 550 beginnt. Die Karte Abb. 134 veranschaulicht die Verbreitung dieser Sibelart. Zweitens übernehmen die Westfranken die von Skandinavien her über Thüringen nach Süddeutschland übertragene Sibel mit rechteckiger



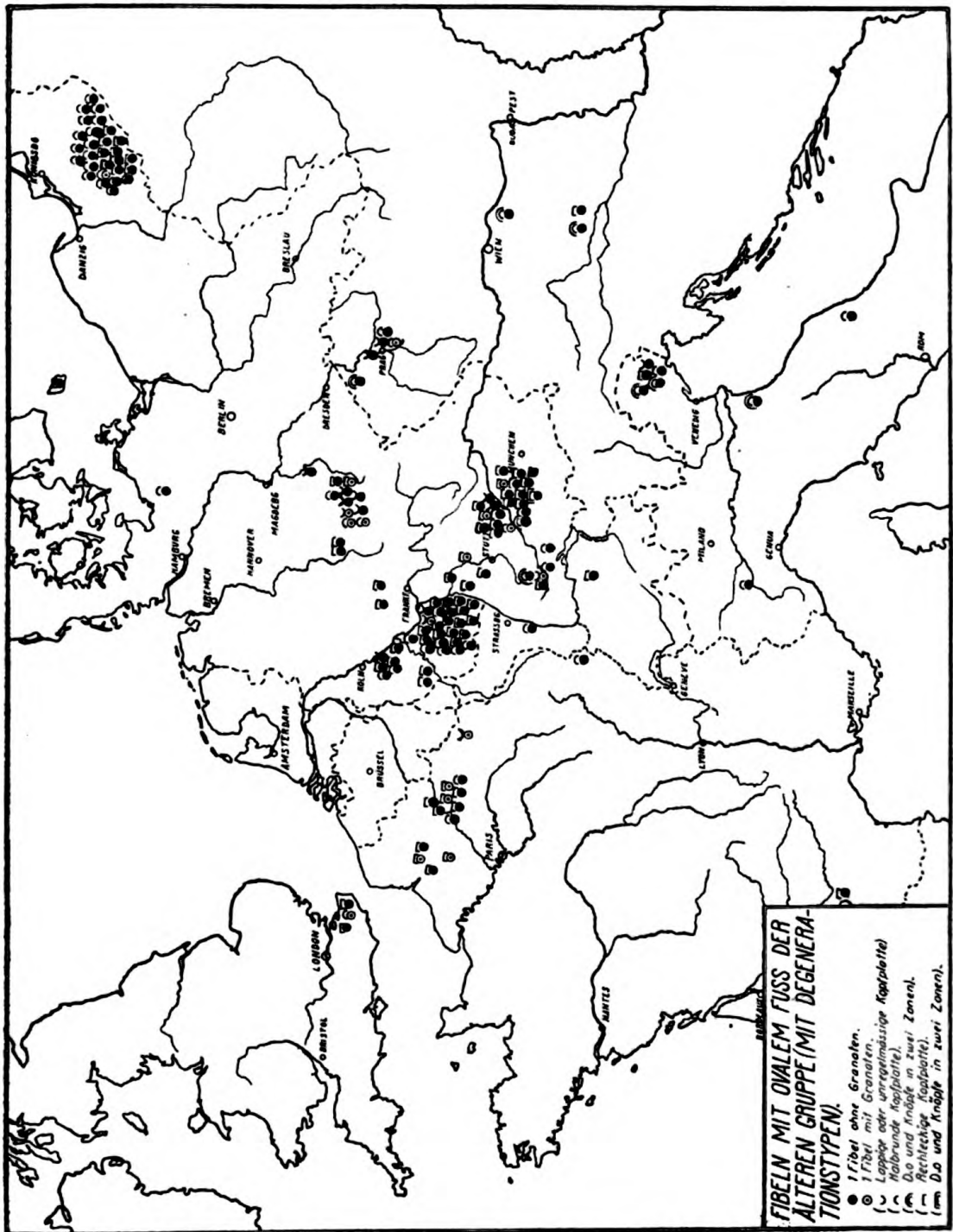
Abb. 132.  $\frac{1}{1}$ . Nordendorf, B.-N. Donauwörth. Nat.-Museum München. Sibel mit ovalem, kerbschnittverziertem Fuß, 500—550 (nach Kühn).



Abb. 133. fast  $\frac{1}{1}$ . Wurmlingen (?), Württemberg. Bronze . (nach Salin).

Kopfplatte und abwärts beißenden Tierköpfen an der oberen Ansatzstelle des Fußsteiles (vgl. Abb. 135—137). Drittens die Sibeln mit halbrunder Kopfplatte und schmalem, anfangs stets quergeriestem und wie auch der Bügel in der Breite mehr oder weniger gewölbtem Tierkopffuß (Abb. 138); später wird ihr Bügel und Fuß unter dem Einfluß des westfränkischen Typus der Sibel mit halbrunder Kopfplatte und gleichmäßig breitem völlig flachen Bügel und tierkopflosem, nicht quergeriestem Fuß (Abb. 140, 141) ganz flach; auch nimmt sie dann oft





21bb. 134 (nach 21berg).

Granatverzierung an (Abb. 139). Die gleichmäßig breite Sibel ist in Bügel und Fußform aus einer Umbildung jener spätrömischen Kreuzsibel entstanden, der wir unter den Beigaben des Childerikgrabes begegneten (Abb. 119). Wenn diese Schöpfung der in künstlerischer Beziehung

wenig selbständigen Westfranken ausnahmsweise von den rechtsrheinischen Germanen übernommen wurde, so lag dies eben daran, daß die westfränkische Sibelform mit der genannten rechtsrheinischen Sibel mit schmalem Tierkopffuß große typologische Verwandtschaft besaß, allmählich immer mehr teils letztere beeinflusste, teils selbst unter deren Einfluß geriet, so durch Annahme des mitteleuropäischen Tierkopfes am Fuß (Abb. 139), um schließlich mit der rechtsrheinischen Sibel ganz zu verschmelzen. Die westfränkische Sibel mit gleichmäßig



Abb. 135. Nordendorf, Bayer. Schwaben. Silberfibel verziert in Tierstil I (nach Salin). Um 550—600 n. Chr.



Abb. 136. 9,6 cm lang. Charnay, Dep. Saône-et Loire, Frankreich. Silber. Auf der Rückseite Runeninschrift (nach Salin).

breitem Fuß lebt auch noch in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts fort und erhält dann als Zier das neu aufgekommene Bandgeflecht, wenn auch in wenig vollendeter Gestalt (Abb. 142).

Abgesehen von diesem Fall lehnen die rechtsrheinischen Germanen von 500—550 mit wenigen Ausnahmen allen westfränkischen Einfluß, d. h. alle unter westgotischem Einfluß bei den Westfranken in Nordfrankreich wie im linksrheinischen Deutschland entstandenen Kunstformen ab. Dazu gehören: Sibeln mit halbrunder Kopfplatte und scharf geschnittenem Kautenfuß, also die von mir nach ihrem Schöpfungsherd „gepidisch“ genannte Form (s. oben S. 110); kleine Sibeln in Gestalt eines sitzenden Vogels (Abb. 143), eine sehr langlebige Form; S-förmige Sibeln (Abb. 144); Schnallen mit rechteckiger, oft granatenbesetzter Dornplatte; granatenbesetzte Taschenbeschläge (Abb. 145); scheibensförmige Rundsibeln mit gefasteten Granaten (vgl.



Abb. 137. Nordendorf,  
B.-A. Donauwörth,  
Bayrisch Schwaben.  
Silberfibel (nach Salin).

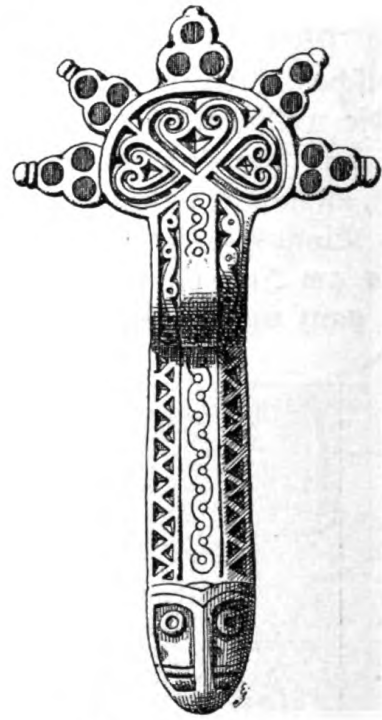


Abb. 139.  $\frac{3}{4}$ . Zwei-  
brücken, Rheinpfalz.  
Vergoldete Silberfibel  
mit Granaten.



Abb. 138. Marchélepot,  
Dep. Somme. Bronzefibel  
m. schmalem, quergerieftem  
Tierkopffuß; Bügel noch  
gewölbt (nach Boulanger).



Abb. 140. Vergoldete Silberfibel aus Ulm  
(vielleicht vom Gräberfeld bei Norden-  
dorf, B.-A. Donauwörth, B.-Schwaben).  
 $\frac{1}{2}$ . Kerbschnittzier, 1. Hälfte des 6. Jahrh.  
Phot. d. Prähistor. Staatsmuseums Berlin.



Abb. 141. Puy, Prov. Namur, Grabfunde. Mus. Namur (nach Originalphotographie). 5 Fibeln mit gleichmäßig breitem Fuß, 3. T. mit Granatschmuck, mit Kerbschnitt verziert, die mittlere auch mit Ranken; 1 kleine runde, 2 kleine rosettenförmige Fibeln, 1 Vogelfibel, alle 4 mit flachen Granaten bedeckt; 2 große Rundfibeln mit gewölbten und flachen Granaten, bei der unteren bilden vier von den flachen Granateinlagen Vogelföbse.

Abb. 141, Prv), goldene Schwertgriff- und Schwertscheidenbeschlage.

Während wir für das germanische Schwert des 4.—5. Jahrhunderts, also des Schwertes, mit dem die Germanen die Römer uberwanden, durch Bodenfunde nur eine mehr oder minder lücken hafte Kenntnis erhalten, sind aus den Gräbern der beiden folgenden Jahrhunderte Schwerter sehr zahlreich gehoben worden, freilich fast nur solche von einfacher Art. Kostbare Schwerter dagegen sind auch in dieser Zeit recht selten. Zum Teil liegt das daran, daß den Germanen mit seinen Waffen und im höchsten Maße mit dem Schwerte eine Art Treu- und Freundschaftsverhältnis verband. Wie ein Freund wurde es mit Namen benannt und als Persönlichkeit angesehen. Solche berühmten Schwerter waren z. B. der Balmung, der Hrunting und der Nagling (Beowulf), der Tyr fing. Sie waren der begehrteste Teil alter Schätze und das hochstgewertete Erbeil, das ein Für st seinen Nachkommen, seinem ganzen Geschlecht hinterlassen konnte, wie es am eindrucksvollsten in der Volsungensage uns entgegentritt. Hierdurch wird wenigstens z. T. erklärt, daß aus der merowingischen Zeit, deren große Prunkliebe aus den Schilderungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber so stark hervorleuchtet, nur so selten kostbar und reich ausgestattete Schwerter auf uns gekommen sind.

Aus dem 5. Jahrhundert lernten wir nur ein granatgeschmucktes westfrankisches Schwert, das Schwert des Childerikgrabes kennen (Abb. 118). Für die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts bietet der reiche Grabfund westfrankischer Art von Flonheim in Rheinhessen ein Musterbeispiel (Abb. 146). Außer dem Schwert, das um die Griffstange eine Goldblechhul se, an den Querstucken des Griffes und den Beschlägen der Klinge und dem teils silbernen, teils goldenen Ortband feinsten Granatschmuck in Goldfassung besitzt, und außer Eisenwaffen, wie Lanzen spitze, Art, Schildbuckel, Schere fanden sich in dem Grabe an Schmuckgeraten in Gold mit goldgefaten Granaten eine Schnalle mit Meerschamrahmen, ein länglicher Taschenbeschlag mit krummschnäbeligen Vogelköpfen an den Enden und zwei tropfenförmige Granaten. Dies prachtvolle Grab stellt in seinem Inhalt den Hohpunkt dessen dar, was das fränkische Kunstgewerbe zu leisten vermochte. Ortbänder der Flonheimer Art, doch ohne die fränkische Granatzier, sind im rechtsrheinischen Deutschland aus Pfullingen in Würtemberg (Abb. 148) und aus Teterow in Mecklenburg bekannt (Abb. 153); Goldblechhulsen der Schwertgriffe aus Rudern und Sindelfingen in Würtemberg. In Skandinavien leben die alten rein U-förmigen Ortbänder noch bis ans Ende des 5. Jahrhunderts

fort, wie ein silbernes, reich mit Niello verziertes aus Schonen (Abb. 156) zeigt.

Das Schwert von Teterow kam aus einem Grabe mit zwei Mannesbestattungen, das mit Granitgeschieben ummauert und ebenso der Länge nach in zwei Kammern geteilt worden war. Die Beigaben



Abb. 142.  $\frac{2}{3}$ . Schreyheim, Bayer. Schwaben (nach Uberg). Silber. Kautenförmiges Bandgeflecht, 2. Hälfte des 6. Jahrh.; Museum Dillingen.



Abb. 143. Kleine silberne Vogelfibel mit Granatenfassung. Angeblich aus Ulm (vielleicht aus Nordendorf, Bez. Amt Donauwörth, Bayr. Schwaben). 6. Jahrh. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin.

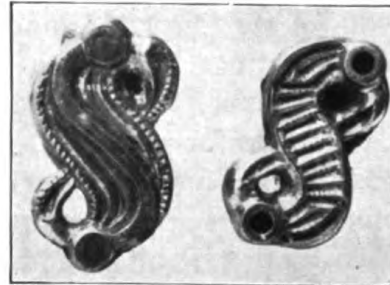


Abb. 144.  $\frac{1}{1}$ . S. fibeln. a) Keuden, Kr. Zeig (450—500). b) Obermöllern, Kr. Tauburg (um 500) (n. W. Schulz.)



Abb. 145.  $\frac{1}{1}$ . Andernach a. Rh. Granatbefestigter Taschenbeschlapp.

der östlichen Kammer kennzeichnen den dort Bestatteten als den vornehmen Herrn. An seiner rechten Seite lag ein Schwert (1, 1a), links am Kopfe ein Glasbecher (3) und ein Tongefäß (2), zu Füßen eine getriebene Bronzeschale (4). Die Beigaben in der westlichen Kammer zeigen, daß der dort Bestattete wohl der Diener seines neben ihm bestatteten Herrn war. An der rechten Hand hatte er ein Bündel Pfeile, die bei den Germanen ja eine seltenerere, minder vornehme

Waffe darstellen (ein Stück davon in Nr. 5), links vom Kopfe einen Würfel (6) und einen kegelförmigen Spielstein aus Knochen (7) und zu Füßen einen gegossenen Bronzekessel (8).

Das Prachtschwert (1) ist geborgen in einer Holzscheide, die mit Silberstreifen, Silberplättchen und runden, weißen Glasplättchen in Bronzefassung besetzt war und deren U-förmiges Ortband (1a) aus einem langen, die Scheidenkanten umfassenden Silberbande mit mittlerer, außen reichverzierter, nach oben tierkopffartig gestalteter, vergoldeter Silberzwinde besteht.

Hier sei noch ein kurzer Hinweis auf die einzige Verteidigungswaffe der frühen Merowingerzeit, den Schild, eingefügt. Während bis gegen 300 nach Chr. der sog. Stangenschildbuckel vorherrscht und im 3. bis 4. Jahrhundert von dem unter südrussisch-gotischem Einfluß emporgekommenen halbkugelig gewölbten zurückgedrängt wird, zeigt sich gegen 400 wiederum der bei den Germanen beliebtere Stangenschildbuckel als Sieger. Zunächst mit flach schräger (Abb. 149, Nr. 1), dann mit etwas gewölbter (Abb. 149, Nr. 2), endlich mit halbkugeliger Kuppe, die ein Scheibenknopf bekrönt (Abb. 149, Nr. 3; 151) oder helmförmig (152). Als wichtige Neuerung in der Bauart des Schildes sei hier hervorgehoben, daß der aus schmalen Holzbrettern zusammengesetzte Schild nunmehr, und wahrscheinlich schon seit der späteren Kaiserzeit, nicht flach gestaltet ist, sondern gewölbt, d. h. daß er nach außen hin eine Art Kegel bildet, was durch eine leichte Biegung der erhaltenen eisernen Schildfesseln, aber auch durch bildliche Darstellungen erwiesen wird. — Eine weitere häufige Beigabe in Männergräbern ist der Knochenkamm. In der späten Kaiserzeit ist der am Oberende des Griffteils flach geschwungene „Dreilagenkamm“ üblich, dessen mittlere mit einseitiger Zähnung versehene Lage gewöhnlich aus sechs nebeneinander liegenden Stücken besteht, die durch zwei der ganzen Länge nach übergelegte Platten mittels Bronze- oder seltener Eisennieten zusammengehalten werden (Abb. 150 und 154 Nr. 1). Eine nur wenig spätere Form hat rechteckigen Griffteil mit halbkreisförmiger Überhöhung auf der Mitte des Oberendes: sogenannte glockenförmige Kämme. Im 5.—6. Jahrhundert kehrt die Kammform zur einfachen Rundung zurück, die dann immer gestreckter wird, wie die schematische Darstellung Abb. 154 Nr. 2, 3 es veranschaulicht.

Fahren wir nach dieser Einschaltung über Schild und Kamm in der Besprechung des Teterower Grabes fort. Der Glasbecher (3) ist aus weißem Glase und mit weißen, goldbelegten spitzwinklig geführten „Schlangenfäden“ bedeckt, eine um die Zeit von 500 herum bei allen germanischen Stämmen verbreitete Art, wie andere Glasgefäße dieser



Abb. 146. Etwa  $\frac{1}{1}$ . Flonheim, Rhein-  
hessen. Schwert mit  
Gold- und Granat-  
schmuck. 500—550 n.  
Chr. (nach Salin).

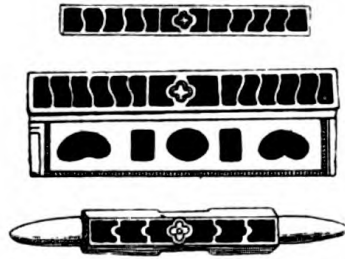
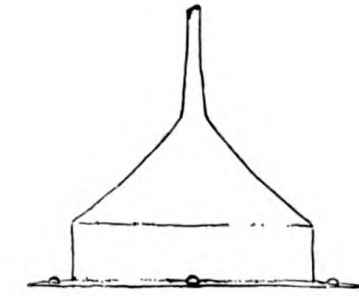


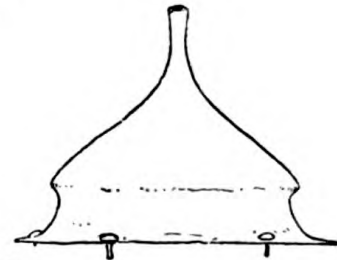
Abb. 147. Gold- und  
Granatschmuck an Knauf  
und Scheide des Schwertes  
in Abb. 146.



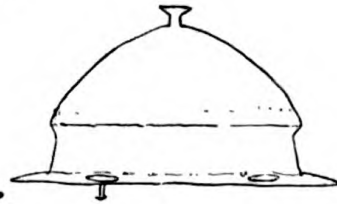
Abb. 148.  $\frac{1}{3}$ .  
Pfullingen, O.-A.  
Reutlingen, Württem-  
berg. Ortband.  
500—550 n. Chr.



1.



2.



3.

Abb. 149. Entwicklung  
des Schildbuckels. 1. Späte  
Kaiserzeit: Schäplich, Kr.  
Stendal; 2. 450—500:  
Reuden, Kr. Zeitz; 3. Um 500:  
Obermöllern, Kr. Naum-  
burg (nach W. Schulz).

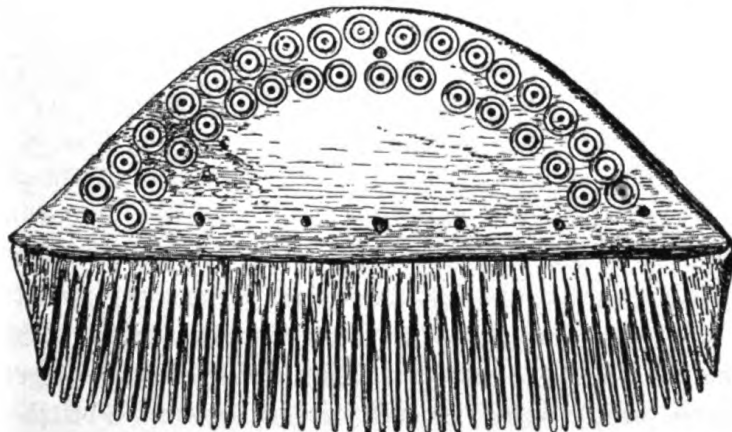


Abb. 150. Zandsdorf, Ldkr. Elbing. Knochen mit Bronze (nach Conwentz),





Abb. 151.  $\frac{1}{4}$ . Selzen, Rheinbessen  
(nach Lindenschmit).



Abb. 152.  $\frac{1}{4}$ . Westrich, Rheingau  
(nach Lindenschmit).



Abb. 153.  $\frac{1}{10}$ , nur 1a in  $\frac{1}{4}$ . Teterow,  
Mecklenburg. Aus zwei Männergräbern.  
1—4: Grab 1; 5—8: Grab 2.

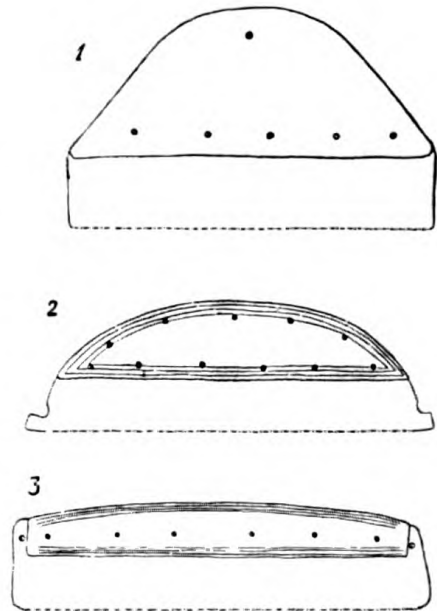


Abb. 154. 1. Leuna,  
Kr. Merseburg. 4. Jahrh.  
2. Reuden, Kr. Zeitz. 450 bis 500.  
3. Obermöllern, Kr. Naumburg.  
Beginn des 6. Jahrh.  
(nach W. Schulz).

Zeit in den Kölner Glashütten gearbeitet, die zur Frankenzeit noch genau so blühten wie einst zur Römerzeit. Eine Auswahl fränkischer Glasgefäße aus einem mittelhheinischen Fundorte bietet Abb. 155.

Etwa derselben Zeit — um das hier einzuflechten — gehören die merowingischen „Spizbecher“ an, die im oberen Drittel mit zahlreichen wagerechten Rippen und in den beiden unteren Dritteln mit

senkrechten, regelmäßigen, engen Bogenschleifen verziert sind, dabei entweder trichterförmig und ohne Standring (Abb. 157) oder mit etwas breiterem Innern und mit Standring (Abb. 158) gestaltet sein können. Auch die schon aus rhein-römischer Zeit bekannte reiz- und kunstvolle Form der Nachbildung des germanischen Trinkhorns in hellem oder farbigem Glas kehrt in frühmerowingischer Zeit wieder (Abb. 159). Endlich sind noch flache Glaschalen zu nennen (Abb. 160).

Nach dieser Abschweifung über die Gläser der Völkerwanderungszeit haben wir zu dem Teterower Grabfunde nur noch kurz über die Bronzegefäße zu handeln.

Wie die Glasgefäße sind auch die beiden Teterower Bronzegefäße, die Bronzeschale und der Bronzekeffel aus niederfränkischen Fabriken hervorgegangen, die schon zur Römerzeit im Betrieb waren. Die Bronzeschale wird durch ihren auf der Unterseite abgedrehten Standring und den nach außen umgelegten und mit herausgetriebenen halbkugligen Buckeln besetzten Rand gekennzeichnet; der Bronzekeffel durch seinen flachen Boden, den scharfen Umbruch darüber und die spitzdreieckigen hochstehenden Senkelösen. Beide Arten von Bronzegefäßen kommen in allen

germanischen Gebieten des 6. Jahrhunderts n. Chr. zahlreich vor, in Westdeutschland, Belgien, Nordfrankreich, England und Skandinavien, sehr oft, wie zu Teterow, in einem und demselben Grabe vereinigt.

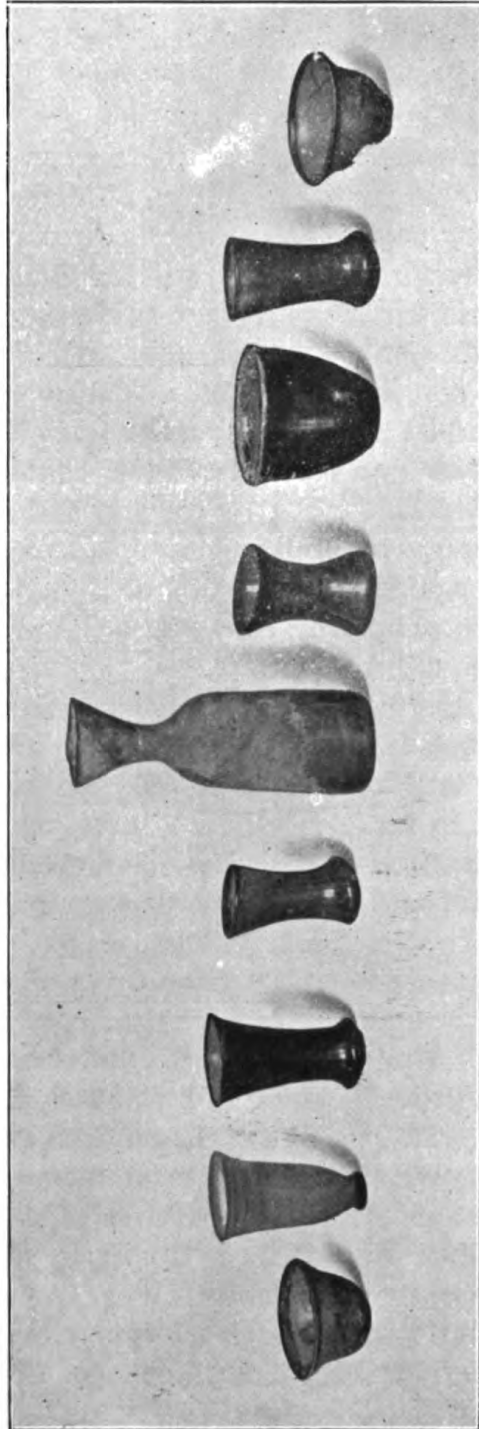


Abb. 155. Merowingische Glasgefäße aus Mülhofen bei Engers, Kr. Neuwied (nach H. Günther).

Am häufigsten erscheinen sie, als Einfuhrware, in den westnorwegischen Gräbern dieser Zeit, die Bronzekessel zu mehreren Duzenden von Malen.

Zu Teterow waren an derselben Stelle, wo das beschriebene Doppelskelettgrab aufgedeckt wurde, vorher schon Urnengräber mit Waffen von etwas älterem Gepräge zum Vorschein gekommen, als es die Skelettgräber zeigen. Hierzu gehören zwei Tongefäße, Schalen mit eingeschweiftem Hals, die auf der Schulter mit vielen herausgetriebenen senkrechten Wulsten und zwischengestellten senkrechten Strichgruppen bedeckt sind (Abb. 161 und 162). Gleiche Gefäße, allerdings mit nur vier bis fünf senkrechten Wulsten ausgestattet, erscheinen im ganzen Elbgebiet bereits zur spätrömischen Kaiserzeit und leben dort im 5. Jahrhundert mit der vermehrten Anzahl der Wulste fort (Abb. 163), ja dringen im Gefolge der seit 400 nach Chr. sich vollziehenden Südwärtsbewegung der nord- und mitteldeutschen Swebenstämme über Thüringen auch nach Südwestdeutschland (Ulm, Pfullingen, Gammertingen, Wurmlingen, Ehingen, Munderkingen) und werden dort ein Kennzeichen frühgermanischer Tonware.

Nächst verwandt sind Gefäße mit weitläufig gestellten Rippen, zwischen denen sich Stempeldrucke, seltener Wellenlinien und gestichelte Punkte befinden. Sie sind sehr stark im südlichen Württemberg, z. B. in der Ulmer Gegend vertreten, aber auch im westalemannischen Gebiet, wie zu Worms, Monsheim, Flomborn, Wiesoppenheim in Rheinhessen, im Elsaß, zu Darmstadt und sogar noch in Mühlhofen bei Engers, Kr. Neuwied.

Das Gleiche ist der Fall mit Schalen, die mit Gruppen herausgetriebener schräger Wulste oder schräger Furchen bedeckt sind, die in der Altmark und ebenso östlich der Elbe bereits in spätrömischer Zeit, in Mitteldeutschland (Obermöllern bei Naumburg a. S.; Kliecken a. Elbe, Kr. Zerbst und Elsnigk, Kr. Dessau) und Westdeutschland (Darmstadt) aber erst im 5. Jahrhundert erscheinen (Abb. 164 und 164a).

Und ebenso verhält es sich mit Schalen, die auf der Schulter mit dicht gestellten rundlichen Wulsten geschmückt sind. Endlich auch mit Schalenurnen, die einen ausgezackten Umbruch besitzen. Auch diese zeigen sich im Mittelelbbgebiet bereits in den spätkaiserzeitlichen Schalenurnenfriedhöfen (Abb. 165), in Thüringen aber erst in frühmerowingischer Zeit (Abb. 166).

Endlich gehören hierher auch noch unverzierte Schalen mit teils mehr rundlichem, teils etwas schärferem Umbruch, wie sie in dem oben (S. 53 f.) erwähnten Reitergrabe von Berlin-Neukölln (Abb. 167 u. 168) und in einem Brandgrabe zu Garlitz, Kr. Westhavelland, er-



Abb. 156.  $\frac{1}{4}$ . Sjördö, Schonen.  
Silber und Niello. Ende des 5. Jahrh.  
Originalphotographie.



Abb. 158.  $\frac{1}{3}$ . Erfurt, Rudolfstraße.  
Einziges Beigabe eines Kinder skelettgrabes  
(nach Zschiesche).

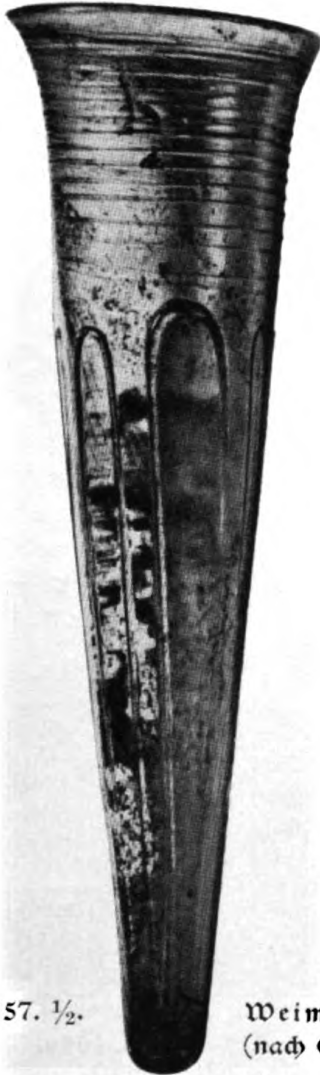


Abb. 157.  $\frac{1}{2}$ .

Weimar  
(nach Göge).



Abb. 159. Wörrstadt, Kr. Bingen,  
Rheinbessen (nach Lindenschmit).



Abb. 160. Mühlhausen in Thür. Glaschalen.



Abb. 161 und 162.  $\frac{1}{4}$ . Teterow, Mecklenburg (nach Belg).



Abb. 163.  $\frac{1}{5}$ . Westerhausen, Kr. Quedlinburg. Obermöllern, Kr. Naumburg. Schalen mit senkrechten Wülsten und zwischengestellten Strichgruppen (n. W. Schulz).



Abb. 164.  
Kiecken a. d. Elbe, Kr. Zerbst (nach Hünze und König).



Abb. 164a.

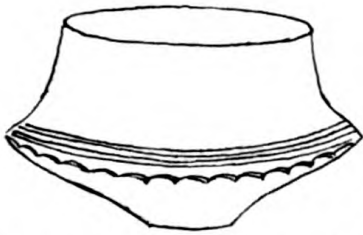


Abb. 165.  $\frac{1}{6}$ . Bugow, Kr. Westhavelland (nach Jelsberg).



Abb. 167. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Berlin-Neufölln. Beigefäß aus dem Reitergrab. Um 500 n. Chr. (n. Originalphotographie).



Abb. 166.  $\frac{1}{3}$ . Erfurt, Rudolfstraße. Einzige Beigabe eines Kinder-Skelettgrabes. Schale mit ausgezacktem Umbruch (nach Ischiesche).



Abb. 168. Berlin-Neufölln. Skelett des Reitergrabes mit Schwert, Gürtel und Tongefäß (nach Originalphotographie).



Abb. 169 und 170. Garzig, Kr. Westhavelland. Staatsmuseum f. Vor- u. Frühgeschichte. Berlin (Originalphotographien). Urnengrab des 5. Jahrh. mit silberner Dreiknopffibula ( $\frac{1}{1}$ ).

scheinen. Das Garlizer Grab wird durch die Beigabe einer silbernen Dreiknopfsibel mit halbrunder Kopfplatte in die Zeit des 5. Jahrhunderts verlegt (Abb. 169 und 170).

In der Merowinger-Zeit kommen weiter handgearbeitete Schalen mit scharfem Umbruch vor, für welche die späte Kaiserzeit auch schon Vorläufer bietet (Abb. 171). Solche Schalen sind wohl Nachahmungen spätromischer Drehscheibengefäße. Ein durch ihre Bedeckung mit wagerechten Bändern und durch ihre Schrägkerben allein stehende Form eines handgearbeiteten Gefäßes dieser Art bietet eine Leichenbrandurne vom Anfang des 5. Jahrhunderts aus dem Altenburgischen, Leipzig-Altenburger Eisenbahn (Abb. 173).

Daneben erscheinen in der Merowinger Zeit germanische feine, grautonige Drehscheibengefäße mit nach innen geneigtem Obertheil, der in scharfem Umbruch an den etwas ausgewölbten Untertheil ansetzt, zwischen Hals und Schulter einen umlaufenden schwachen Wulst aufweist und meist mit eingeglätteten Strichen, am Halse senkrechten, an der Schulter gekreuzten, verziert ist (Abb. 172). Ein wegen seines nicht gewölbt, sondern schräg aufsteigenden Untertheils und des Mangels an einem eingeglätteten Muster vielleicht etwas älteres Drehscheibengefäß dieser Art kam in Elstertrebnitz (Lulau) zum Vorschein (Abb. 174). Sehr ähnlich diesen Schalen sind kleinere Drehscheibenbecher (Abb. 175).

Die fränkisch-gotischen Formen der Waffen und des Schmucks erscheinen, wie schon bemerkt worden ist, rechtsrheinisch nur in Gütlingen, was weniger auffällig ist wegen der großen Nähe dieses Ortes nach dem Rheine zu, und dann noch so viel weiter nordöstlich abgetrennt in Weimar, was allerdings recht auffallend ist. In Weimar findet sich auch ein im rechtsrheinischen Deutschland um diese Zeit sonst noch unbekanntes, sehr starkes Vorkommen von Granaten, die auf künstlerisch feine Weise in Zellen gefaßt sind, wie es in Westfranken üblich ist.

Außerdem findet sich in Weimar noch eine Anzahl solcher Gegenstände rein gotischen Stils, die niemals bei den Westfranken auftauchen. So eine goldene Zikadensibel mit gefaßten Granaten; eine granatengeschmückte goldene Scheibensibel, die mit ihren vier angesetzten Adlerköpfen das Wirbel- oder Sakentkreuzmotiv wiedergibt, ein Stück, das seine einzige Entsprechung in einem Grabfunde aus Kutcha am Kaukasus besitzt; eine silberne Prachtschnalle, deren Beschlagplatte einen vergoldeten Rahmen und Goldzellen mit Granaten, grünem Glas, Milchglas und weißem Email besitzt und deren schwerer Bügel mit Goldfurchen und einem



Abb. 171. Weissenfels, Beudefeld.  
Sandgearbeitete Tonschale später Kaiserzeit  
(nach W. Schulz).



Abb. 172.  $\frac{1}{5}$ . Obermöllern,  
Kr. Naumburg. Drehscheibengefäß  
(nach W. Schulz)

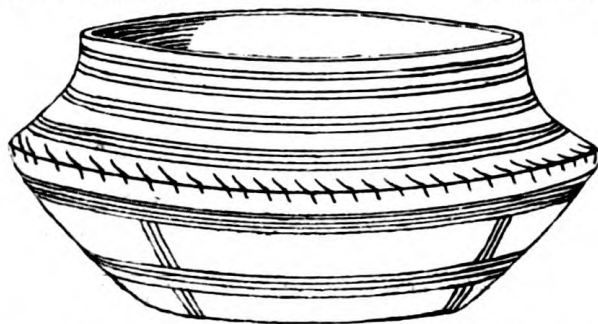


Abb. 173.  $\frac{1}{3}$ . Zwischen Leipzig und Altenburg (1841/42). Anfang des 5. Jahr-  
hunderts (nach Kossinna).



Abb. 174.  $\frac{1}{3}$ . Elstertrebnitz (Lulau), Sachsen. Drehscheibenschale. Anfang des  
5. Jahrhunderts (nach Kossinna).



Abb. 175.  $\frac{1}{3}$ . a) Reuschberg, Kr. Merseburg; b) Stößen, Kr. Weissenfels.  
Gedrehte Becher (nach W. Schulz).



niellierten Flechtband bedeckt ist und endlich deren Dorn eine rechteckige Platte hat, auf der Goldzellen mit Granaten und einem Vierpaß von Milchglas sich befindet. Die auf dem Milchglas dieser Schnalle eingeschlifenen kleinsten Ringchen mit Goldfüllung finden sich in derselben Weise auf Granaten: so bei der genannten Hakenkreuzsibel aus Weimar, bei einem Bruchstück aus dem Schatze von Pietroassa, auf einem ostgotischen Ohrringe aus Italien, auf einer gotischen Goldschnalle aus Afferten in der Westschweiz, auf einer der schweren Goldschnallen aus Südrußland und endlich auf dem Fußteile der beiden völlig gleichen Sibeln aus Grab 84 des Weimarer Gräberfeldes (Abb. 131), um die es uns besonders zu tun ist.

Diese beiden vergoldeten Silberfibeln sind reich mit flachen Granaten und gewölbten Glaspasten besetzt. Glaspasten bilden die Augen der beiden Adlerköpfe der Kopfplatte und des Tierkopfes der Fußspitze; sonst besteht die Einlage durchweg aus flach geschliffenen Granaten. Die Sibel ist, wie wir schon hörten, ein früher Vertreter des um 500 in Mitteleuropa neu auftommenden Typus mit ovaler Fußplatte, der sich vielleicht aus der spätesten Form der Silberblechfibeln, jener mit Rankenornament, entwickelt hat; oder aus solchen gleichzeitigen Sibeln mit Rautenfuß, wie wir sie aus Treptow (Abb. 98) kennengelernt haben. Die ovale Fußplatte ist bei der Weimarer Sibel noch recht schmal, noch nicht voll entwickelt, das Stück daher um die Zeit von 500 anzusetzen. Während nun die Sibeln mit ovaler Fußplatte gewöhnlich eine rechteckige oder halbrunde Kopfplatte besitzen, weist die Weimarer Sibel durch die eigenartige Gestalt ihrer Kopfplatte eine Sonderstellung auf. Diese besteht nämlich aus zwei aufwärts gerichteten und mittwärts gegeneinander gekehrten Adlerköpfen, die durch ein rautenförmiges Mittelfeld getrennt werden: ein verbreitetes, der Skythischen Kunst in Südrußland entlehntes Tiermotiv, das eher über Italien nach Thüringen gelangt ist als über Ungarn oder gar Frankreich, wo gleich schwungvoll gestaltete Adlerköpfe, doch in anderer Zusammenstellung, an Sibeln allerdings ebenfalls sich finden.

Die Weimarer Sibel wird nun mit dieser abseits stehenden Art der Kopfplatte Beginn einer eigenen Gruppe von Sibeln, deren Fuß teils die ovale Gestalt beibehält, teils seine Form von den Sibeln mit schmalem querverrieftem Tierkopffuß entlehnt. Die Gruppe ist überaus zahlreich in Thüringen vertreten, erscheint selten auch in Böhmen und ziemlich häufig in Südwestdeutschland und am Mittelrhein. Sie ist sicher eine Schöpfung der unter dem letzten Thüringerkönig Hermanfrid zu höchster Blüte entwickelten thüringischen Kultur und wird dafür mit Recht „Thüringer“-Sibel schlechthin genannt. Der Um-

stand, daß die Weimarer Sibel der Ausgangspunkt einer nur in Mitteleuropa heimischen neuen Sibelart wird, würde noch keineswegs, wie man gemeint hat, die auch geäußerte Ansicht widerlegen, daß die Weimarer Ursibel dieses Typus in Italien hergestellt und von dort nach Thüringen gebracht worden sei. Wohl aber steht letzterer Ansicht der Umstand als Hindernis entgegen, daß die Weimarer Sibel eine ovale Fußplatte besitzt, die zur Ostgotenzeit in Italien noch unbekannt



Abb. 176 u. 177.  $\frac{1}{1}$ . Rosenthal-Berlin. Thüringerfibel in vergoldetem Silber nebst Goldbrakteat B. Etwa 550. Nach Originalzeichnung.

Abb. 178.  $\frac{1}{1}$ . Mühlhausen i. Thür. Mus. Mühlhausen (nach Original).

war und erst von den Langobarden aus Mitteleuropa her nach Italien gebracht wurde. Wir haben es bei der Weimarer Sibel also nur mit starkem ostgotischen Einfluß zu tun.

Neben dieser Sibel mit Doppeladlerkopf auf der Kopfplatte entwickelt sich in Thüringen eine ihr verwandte Form, bei der die Kopfplatte nicht aus zwei Köpfen, sondern aus vier zangenförmig vorspringenden Zacken besteht, in denen zwar nicht deutliche Adlerköpfe, wohl aber Adlerschnäbel zu erkennen sind. Auch hier befindet sich zwischen den Schnäbeln ein rautenförmiges Mittelfeld, in das öfters ein Sakrenkreuz in Kerbschnitt eingesetzt ist. Der Fuß ist bei dieser Gruppe meist oval, seltener breit lappenförmig mit mittlerem Einschnitt und

oft mit zwei vollen Adlerköpfen oder zwei aus ihnen entstandenen Kundeln als unterem Abschluß (Abb. 176). Bei aller Verwandtschaft beider Gruppen läßt sich eine typologische Entwicklung der zweiten Gruppe aus der ersten nicht erkennen. Merkwürdig ist, daß beide Gruppen sowohl in ihrer Häufigkeit wie in ihrer landschaftlichen Verbreitung ziemlich genau übereinstimmen. Von der zweiten Gruppe fand sich ein nordwärts versprengtes Stück aus vergoldetem Silber zu Rosenthal im Norden Berlins (Abb. 176). Es war die Beigabe eines Skelettgrabes, in dem sich noch ein Goldbrakteat mit stark entarteter Verzierung des Brakteatentypes B aus der Zeit um 550 befand (Abb. 177), worüber wir weiter unten Näheres hören werden. Ein spätes, sehr reich ausgestaltetes Stück der zweiten Sibelgruppe, mit drei Doppelschnäbeln, stammt aus Mühlhausen in Thüringen (Abb. 178).

Der vorher erwähnte ostgotische Einfluß in Weimar findet seine ungezwungene Erklärung in den geschichtlichen Verhältnissen Thüringens um 500 n. Chr. Auf Anregung Theoderiks des Großen schloß das Thüringer Reich gegen die immer bedrohlicher wachsende Macht des Frankenkönigs Chlodowech mit dem Ostgotenking ein Bündnis. Bekräftigt wurde diese Freundschaft durch die Heirat der Nichte Theoderiks, Amalaberga, mit dem letzten Thüringer König Hermanfrid (um 510). Im Zusammenhange mit dieser Heirat steht der starke ostgotische Einfluß, der, wie wir sahen, etwa um 500 n. Chr. am Hofe zu Weimar und in der ganzen thüringischen Königsstadt sich geltend macht. Dieser Einfluß kreuzt sich in Weimar mit einem im übrigen Deutschland (außer zu Gütlingen) so früh ebenfalls unbekanntem noch stärkeren westfränkischen Einfluß, der möglicherweise mit dem Umstande in Beziehung steht, daß die thüringische Königin Basina einst zu dem Frankenking Childerich entflohen war und in der Folge eine gewisse Einfuhr westfränkisch-gotischen Kulturguts nach Weimar sich angebahnt hatte.

Ein ganz besonders hervorragendes Stück ostgotischer Kunst ist der sog. Goldharnisch des Theoderiks (Abb. 179). Er wurde 1854 von Erarbeitern in einem Kanal bei einem reich mit Gold ausgestatteten Skelett gefunden, in unmittelbarer Nähe des Grabdenkmals des Gotenking zu Ravenna, ist übrigens neuerdings aus dem Museum zu Ravenna — tief bedauerlicherweise — gestohlen worden. Die überwältigende Menge dichtest und feinst aufgelöteter Zellen mit ihren Tausenden von Granaten macht diese bogenförmig ausgeschnittene Goldblechplatte zu einem wahren Wunderwerk gotischer Goldschmiedekunst. Alle vier Bänder zeigen an ihren beiden Rändern in senkrechten Zellenreihen das viel erörterte „gotische Zangenornament“, ein Drei-

eck mit einem Punktkreise auf seiner Spitze. Dieses Ornament, das kennzeichnende Muster auch am Fries des Hauptgesimses des Theoderikgrabmals, erscheint zuweilen schon an älteren germanischen Waffen und Schmuckstücken, so an der Scheide eines Skramasaxes, der auf der vor-



Abb. 179. Ravenna: Sogenannter Goldpanzer Theoderiks d. Großen aus einem Grabe. Um 500 n. Chr. Phot. Dr. Stoedtner, Berlin.

deren Deckelseite des um 440—450 angefertigten Halberstädter Elfenbeindiptychons dargestellt worden ist (Abb. 180), und ebenso noch an Fibeln des sechsten Jahrhunderts, so an der Kopfplatte einer späten gegossenen Silberblechfibel der nordischen Abart mit abwärts gekehrten beißenden Tierköpfen aus Seeland (Abb. 283), bei der die Tierornamentik bereits die volle Fläche bedeckt.

Theoderik der Große, geboren wohl im Jahre 454, war der Sohn Theodemirs, des bedeutendsten der drei gotischen Teilkönige, der den in Pannonien gebliebenen Hauptstamm der Ostgoten beherrschte. Theoderik zog mit seinem Volke zuerst nach Makedonien, dann nach Epirus und gewann nach dem Tode Theoderik Strabos, des mächtigen Fürsten der thrakischen Goten, die Gesamtherrschaft über die Ostgoten. Dem Kaiser Zeno (474—491) wurde diese machtvolle Nachbarschaft zu gefährlich. So ernannte er den Gotenkönig zum römischen Konsul und Patricius und gab ihm 488 hinterhältig den gefährvollen Auftrag, als kaiserlicher Beamter und zugleich als Verbündeter den Odowakar, den germani-



Abb. 180. Salberstädter Elfenbeindiptychon, vordere Deckelfseite.  
Um 440—450 (nach Lindenschmit).

schen Herrscher in Italien, zu besiegen und selbst dort die Herrschaft zu übernehmen. Theoderik zog mit einer aus Ostgoten, Rugiern und anderen Germanen bestehenden, recht zusammengewürfelten Volksmasse von vielleicht 100 000 Köpfen, darunter etwa 20 000 Krieger, von Bulgarien am rechten Donauufer und dann längs der Save aufwärts über Laibach an den Isonzo. Nach fünfjährigem Ringen, 489—493, zuerst an der Etsch bei Verona — daher der Name „Dietrich von Bern“, später, seit 490, bei Ravenna — daher der Name „Kabenschlacht“ — mußte sich Odowakar dem Gotenkönig ergeben.

Theoderik war jetzt „König der Italiker und Goten“. „Namen und Insignien des Kaisers anzunehmen, hielt er nicht für angezeigt, sondern ließ sich zeitlebens ‚König‘ nennen“, sagt der Geschichtschreiber des Gotenkrieges Prokop von Kasarea, „in Wirklichkeit stand er zu seinen Untertanen wie ein Kaiser.“

Wie schon Odowakar getan hatte, ließ auch Theoderik Gold- und Silbermünzen prägen, die mit denen des byzantinischen Kaisers

Anastasius (491—518) völlig übereinstimmten, nur daß auf dem Revers das Monogramm Theoderiks beigefügt war. Außerdem ist auf unsere Zeit ein Unikum gekommen, eine bei außerordentlicher Gelegenheit gegen alles Herkommen geprägte Luxusmünze, ein großes, prächtiges Goldmedaillon (Abb. 181) mit dem Brustbild Theoderiks in Vorderansicht. Es ist 1894 nach unsicheren Aussagen zu Senigallia bei Ancona am Meere gefunden worden, gelangte zuerst in die Sammlung Francesco Gnecchi in Mailand und befindet sich jetzt im Besitz des Königs von Italien. Solche durchaus amtlich-kaiserliche, nach dem herrschenden Münzfuße ausgebrachten Stücke, die sich durch ihre Größe und die überragende Kunst ihrer Arbeit vor den gewöhnlichen Münzen aus-



Abb. 181.  $\frac{1}{1}$ . Goldmedaillon Theoderiks d. Gr. aus Senigallia bei Ancona (Rev. ital. di numism. VIII).

zeichnen, waren nicht kursierendes Geld, sondern galten als Zier- und Erinnerungsstücke. Das Bild Theoderiks zeigt ihn barhaupt, in seinem reichen Haupthaar, in Schuppenpanzer und Mantel, der an der rechten Schulter mit einer Rundsichel geschlossen ist. Theoderik erhebt die Rechte in einem segnenden Gestus, die Linke hält die Viktoria mit Kranz und Palme auf einer Weltkugel. Die Unterschrift der Vorderseite lautet Rex Theodericus Pius Prin[ceps] I[n]victus] S[emper], die der Rückseite Rex Theodericus Victor Gentium. In der Unterschrift der Rückseite Comob bedeutet Com soviel wie Comes Auri, also einen kaiserlichen Kassenbeamten für den Goldvorrat, und Ob ist Abkürzung für Obryzianus, womit eine Münze aus geläutertem Golde bezeichnet wurde. Das Medaillon hat 15,32 g Gewicht, ist also ungefähr gleich drei Solidi, da ein Goldsolidus 4,55 g Gewicht hat. Das herrliche Schmuckstück hat auf der Rückseite aus Gold Vorrichtungen zum Einhängen einer Nadel und zum Festhalten ihrer Spitze. Das Medaillon ist also zum Tragen als Schmuckstück eingerichtet gewesen.

Man hat nicht mit Unrecht in einer Stelle aus der Lobrede des Dichters Ennodius auf Theoderik gleichsam einen Kommentar zu dem Bilde

des Goldmedaillons gesehen. Die Stelle lautet: „In dir allein eint sich Natur und Verdienst, daß deinen Befehlen sich kühnherzige Männer fügen. Geburt gab dich ihnen zum Herrn, aber persönliche Tüchtigkeit bewährte dich als solchen. Des Geschlechtes Glanz verschaffte dir den Herrscherstab; allein, fehlten dir auch alle Auszeichnungen, der Geist hätte bewirkt, daß man dich wählte zum Fürsten. Aber auch die Zierde deines Äußeren gehört nicht unter deine letzten Vorzüge, da des königlichen Antlitzes Purpurschein den Purpur der Würde überstrahlt. Sendet, Serer, Gewande, die ihr mit kostbarer Schnecke färbet; liefert Prachthüllen, die in mehr als einem Kessel ihren Wert einsaugen; bringt ein Diadem mit buntschillernden Edelsteinen; den Stein bringt herbei, den die Riesenschlange bewacht: jeder Schmuck, den die Welt sendet, wird stärker strahlen gehoben durch des edlen Leibes einnehmendes Wesen. Es ist der Wuchs, der durch seine Höhe den Herrscher kündigt. Der Schnee der Wange steht in Eintracht mit ihrer Röte. Die Augen strahlen jugendfrisch in ewiger Heiterkeit. Die Hände sind würdig, Verderben den Widerspenstigen, Ehren den Unterworfenen zuzuteilen. Niemand rühme mir zur Unzeit Prunk und Pracht; was an anderen Herrschern Diademe, hat an meinem Könige unter Gottes Hand die Natur getan. Jene macht erst soviel Zutat des Reichtums bemerkbar, ihm hat den Vorrang geliebt die einfache, unveränderliche Gestalt; die mögen sich herausputzen, welche sich eine ihnen fremde Schönheit beizulegen wünschen! Italiens Herrscher vereint die beiden größten Gegensätze: im Zorn ist er über die Massen schrecklich wie der Blitz, in der Freude ohne Wolke schön. Ohne daß sich sein Mund auftut, verspricht den Gesandten der Völker Frieden entweder sein freundliches oder Krieg sein schreckliches Antlitz“.

Theoderik hatte zwar, genau wie es Odowakar mit seinem germanischen Heere gemacht hatte, ein Drittel der römischen Güter seinen Goten zugewiesen oder, wo das Land den Römern verblieb, es mit einer entsprechenden Steuer belegt, war aber sonst ein milder Herrscher, der es sich angelegen sein ließ, die durch die nationalen Gegensätze hervorgerufenen Spannungen und Reibungen nach Möglichkeit abzuschwächen. Doch wollte er nichts von einer Blutmischung zwischen beiden Völkern wissen, weil ihm wohl bewußt war, daß dann die Aufnahme der römischen Kultur einen entnervenden Einfluß auf sein Volk ausüben würde. So verständnisvoll und großzügig er nicht nur die römische Kunst, besonders die Baukunst, pflegte, sondern auch die literarische Tätigkeit der im Hof- und Staatsdienst wirkenden Römer auszeichnete und förderte, so wenig hatte er für literarische Bestrebungen seiner eigenen Volksgenossen übrig. Wie er selbst nicht schreiben konnte

— hat er doch während des ersten Jahrzehnts seiner Herrschaft die für die Rechtsgültigkeit seiner Erlasse notwendigen vier Buchstaben seiner Unterschrift nur mittels einer Schablone zu malen vermocht —, so hat er auch nicht gewünscht, daß junge Goten von römischen Lehrern unterrichtet würden; denn Lesen und Schreiben mache die Menschen nicht tapfer. Von ihm, der selbst ein ganzer Gote bleiben wollte und dennoch alles große Römische wohlwollendst schützte, ist ein Ausspruch bekannt: Wer ein schlechter Römer ist, will gern Gote sein, und ein schlechter

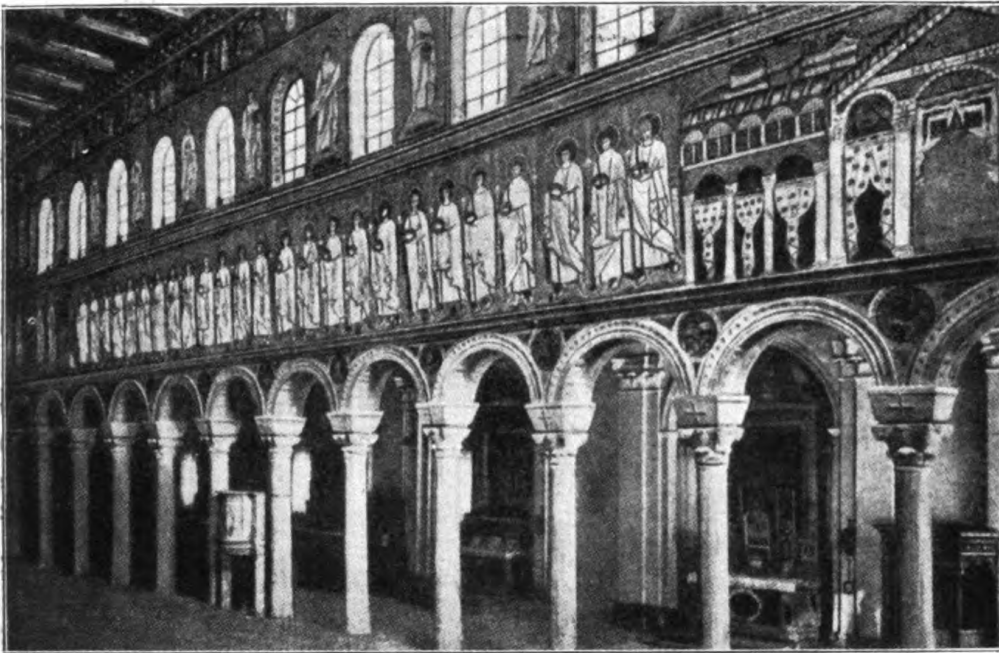


Abb. 182. Ravenna, Theoderiks Hofkirche, Südwand (Epistel-seite) des Mittelschiffs.

Gote gern Römer. Seinem Gotenvolke behielt der König den Waffendienst, eigenes Recht und das angestammte arianische Christentum vor; die katholischen Italiener dagegen sollten nach wie vor die Staatsämter bekleiden, sonst aber nur den friedlichen Betätigungen des Handels und Gewerbes, insonderheit auch den Künsten sich hingeben. Theoderik, der in seiner Jugend ein Jahrzehnt als Geißel in Konstantinopel zugebracht hatte, war erfüllt von hoher Bewunderung für byzantinische Kunst. Er war nicht nur unablässig bemüht, die von den entarteten Römern seiner Zeit dauernd bedrohte künstlerische Hinterlassenschaft des antiken Italiens zu erhalten und verfallende Kunstwerke zu erneuern, sondern ließ auch durch seinen Palastwart die Tätigkeit der Baukünstler und Bildhauer Italiens ständig überwachen. Gleichzeitig war er einer der



Herrscher Italiens, die in weitestgehendem Maße das ganze Land, insbesondere Rom und die oberitalischen Städte, so Ravenna, Pavia, Verona nebst dem mittelitalischen Spoleto, durch prächtige Bauten verschönte und bereicherte, wie Theater, Amphitheater, Bäder, Wasserleitungen, Kanäle, dazu Paläste und Kirchen, letztere in gleicher Weise für die katholischen Italiener wie für seine arianischen Goten. In den arianischen Kirchen fand der Gottesdienst in gotischer Sprache statt und wurde das Neue Testament in der Übersetzung Wulfilas gelesen, die immer von neuem abgeschrieben wurde. Unter diesen Handschriften ragt als die berühmteste der jetzt in Upsala befindliche sog. Codex argenteus hervor, der auf 330 Blättern die Evangelien enthält. Geschrieben sind sie mit silbernen, z. T. goldenen Buchstaben auf purpurgefärbtes Pergament: ein Beweis, daß es im 6. Jahrhundert geradezu eine ostgotische Kalligraphenschule gegeben haben müsse. Erhalten hat sich von der ganzen Literatur in gotischer Sprache leider fast nur noch eine die sieben ersten Kapitel umfassende, homilienartig gehaltene Erklärung zum Johannes-Evangelium, genannt die Skeireins.

Das herrlichste, in der Hauptsache bis heute noch erhaltene kirchliche Bauwerk ist seine Hofkirche zu Ravenna (Abb. 182), eine dreischiffige Basilika, die er 504 vollendete und Christus dem Erlöser weihte. Nach dem Göttensturz wurden durch den katholischen Erzbischof Agnellus (556—569) alle Erinnerungen an die Gotenzeit und an den arianischen Ritus vernichtet und die Kirche dem katholischen Ritus angepaßt. Sie erhielt nun den Namen St. Martinus in Coelo aureo. Ihren heutigen Namen San Apollinare Nuovo bekam sie erst, als um 850 die Reliquien des heiligen Apollinaris von der Hafenstadt Classis nach Ravenna übergeführt worden waren. Diese Kirche ist die einzige, die noch ein volles Bild von dem herrlichen Mosaikschmuck der Hauptschiffe einer alten Basilika gibt (Abb. 182); sie bewahrt das Kostbarste an Mosaikkunst aus Theoderik's Zeiten. An den beiden Seitenwänden des Mittelschiffes stehen die Mosaiken in drei Reihen übereinander. Die oberste Reihe befindet sich unmittelbar unter der Decke und bietet Bilder aus dem Leben Jesu. In der mittleren Reihe beider Wände sind auf Goldgrund je 16 kolossale Einzelfiguren in Aposteltracht mit Rollen in den Händen dargestellt. Von der untersten Reihe rühren nur die beiden Endstücke, Darstellungen der Stadt Ravenna an der Südwand und der Hafenstadt Classis an der Nordwand, sowie die entgegengesetzten Endstücke, der segnende Heiland und die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde aus Theoderik's Zeit her, während die Prozessionsbilder der 26 Märtyrer auf der Südwand und der 22 Jungfrauen nebst den 3 Weisen aus dem Morgenlande auf der Nordwand, die aus den beiden

Städten Ravenna und Classis hinausziehen, um einesteils dem Seiland, andernteils Maria und dem Christuskinde ihre Kronen darzubringen, erst von Erzbischof Agnellus hinzugefügt worden sind.

Von großer Bedeutung sind für uns die beiden Stadtbilder, namentlich das Bild von Ravenna, das in der Hauptsache eine Ansicht von Theoderik's größtem Bauunternehmen gibt, seinem Palast, der unmittelbar an seine Hofkirche grenzte. Ein ravennatischer Chronist aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, der sogenannte Anonymus Valesianus, berichtet: „Theoderik brachte den Palast der Vollendung nahe, ohne jedoch seine Einweihung zu erleben; die Säulenhallen rings herum aber vollendete er.“ Literarische Berichte melden, daß der Bau gewaltige Ausmaße, weite Säulenhallen und Türme, glänzende Marmorbekleidungen und prächtige Mosaikbilder sowie ostwärts nach dem Meere zu einen herrlichen Speisesaal besessen habe. Man hat neuerdings, 1909, den Grundriß im Fundament freigelegt und dabei die literarischen Berichte bestätigt gefunden, besonders auch was den Speisesaal angeht. Er besteht aus einem mittleren Viereck von 6 qm, an das sich auf drei Seiten eine Apsis von je 6 m Tiefe und an der vierten Seite ein zweites, gleich großes Quadrat anschließt; der Fußboden ist überall mit farbenprächtigen Mosaikfiguren geschmückt.

Von dem Hochbau selbst sind heute leider nur noch bescheidenste Teile erhalten. Wissen wir doch, daß Karl der Große in seiner auf italische Kunstwerke gerichteten Raubsucht alle künstlerischen Bestandteile des Theoderikpalastes, mindestens vierzig Säulen und die Mosaiken und Marmortäfelungen, das opus sectile des Fußbodens, vom Papste Hadrian sich schenken ließ, um sie an seiner Palastkapelle, dem Münster zu Aachen und dem Palast zu Ingelheim zu verwenden, wie er ja auch die berühmten Bronzegitter des oberen Umganges des Aachener Münsters nach Albrecht Haupts Nachweis von der Brüstung des Theoderikgrabmals genommen und das gewaltige bronzene Standbild Theoderik's, das ihn als leidenschaftlich vorsprengenden Reiter darstellt, von einer Brücke zu Ravenna nach Aachen geschleppt hat. Mit solchem Raube war erklärlich der ganze Königspalast Theoderik's zerstört.

Die mit Marmorsäulen geschmückte Backsteinhalle, die von der Überlieferung heute als Rest des Palastes bezeichnet wird, hat die Wissenschaft früher als langobardischen Bau des 8. Jahrhunderts erklärt. Neuerdings aber hat A. Haupt die marmornen Bauteile, die Säulen, nach der besonderen Art ihres Fußes wie ihres Kapitäl's mit Sicherheit als ostgotisch festgestellt und das Ganze als den nach der Zerstörung des Hauptgebäudes durch Karl den Großen in Folge der notwendigen Ergänzungen und teilweisen Umbaus zwar entstellten, aber doch auch

wiederhergestellten Eingangshof zu Theoderiks Palast wahrscheinlich gemacht. Der Grundriß (Abb. 183) zeigt eine nach der Straße zu offene schmale Halle, hinter der ein breiter Gang nach einem stattlichen Hofe zu mit Wendeltreppen in den Ecken und dann zu beiden Seiten

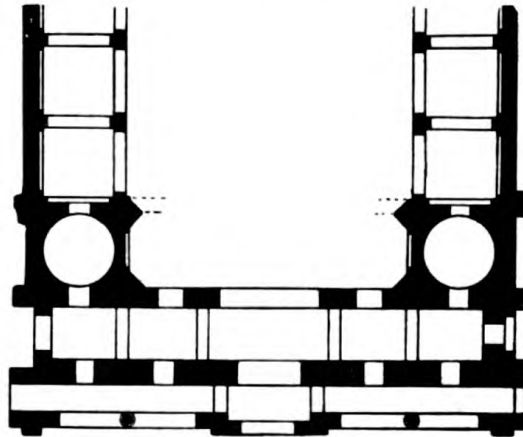


Abb. 183. Ravenna, Grundriß des sog. Palastes Theoderiks (nach A. Haupt).

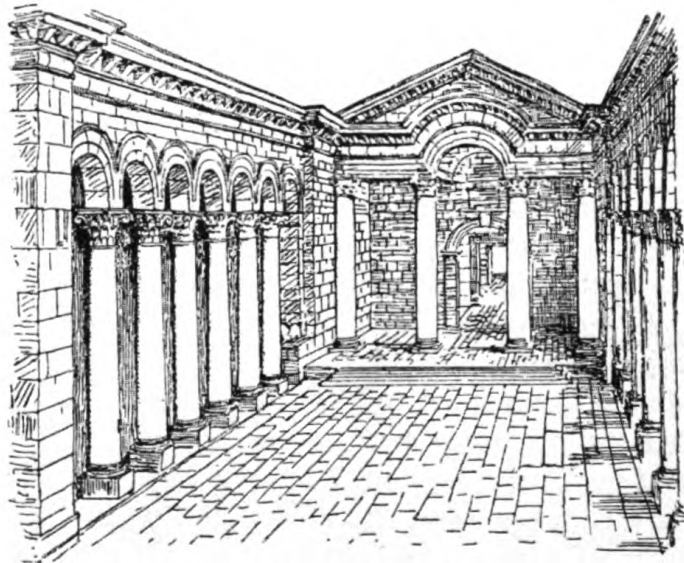


Abb. 184. Spalato, Palasthof (nach A. Haupt).

des Hofes offene Hallen liegen. Im Hintergrunde dieses Hofes muß die Haupteingangsfront des Palastes sich erhoben haben. Die Anlage ähnelt also stark dem Hofe des Palastes zu Spalato (Abb. 184), den Theoderik einst sicher bewohnt hat; nur daß diesem das Obergeschoß über den seitlichen Hallen fehlt.

Zu dieser Auffassung stimmt nun trefflich das vorher erwähnte Mosaikbild des Palastes, das die Hofkirche im zweiten Stockwerke der Südwand bietet (Abb. 185). Tatsächlich liegt hier nur ein Bild des Eingangshofes des Palastes vor. Der Beschauer muß sich allerdings die beiden Seitenflügel neben dem Mittelgiebel als im rechten Winkel von jenem nach vorn laufende Seitenwände denken. Es ist ein zweistöckiges, mit rotem Ziegeldach bekröntes Prunkgebäude. In der Mitte tragen vier mächtige weiße Marmorsäulen den hochragenden Giebel, unter dem sich der Haupteingang befindet. Zu beiden Seiten stehen je vier kleinere Säulen mit drei Rundbögen, über denen das zweite Stockwerk mit links fünf, rechts sechs Rundbögen sich erhebt. Die Füllungen aller neun Bögen des Erdgeschosses enthielten Mosaikbilder, und zwar das Theoderiks im Mitteleingang, die des gotischen Hofstaates in den anderen Bögen. Diese neun Figuren sind, ebenso wie eine Reihe anderer an den Mauern der beiden Stadtbilder angebrachte, von Erzbischof Agnellus freventlich zerstört und durch ebenso viele in Mosaik ausgeführte, wunderbarlich geknotete Vorhänge ersetzt worden. Wie ein raven-

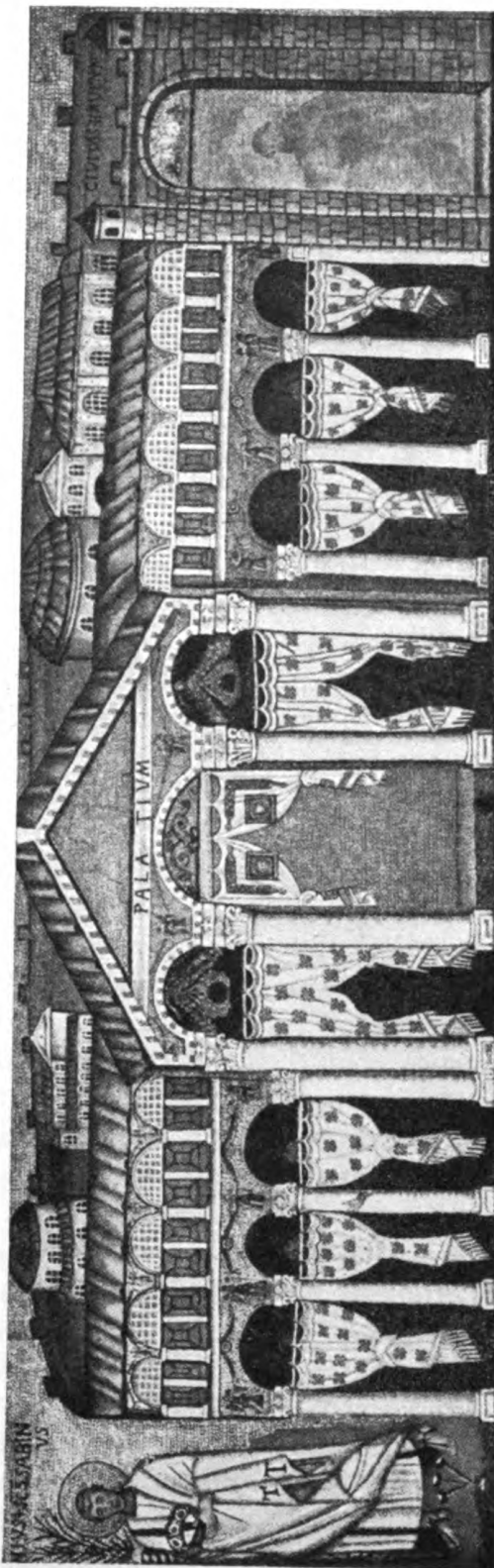


Abb. 185. Ravenna, Eingangsseite des Palastes Theoderiks; darüber andere Gebäude der ummauerten Stadt. Mosaikbild der Südwand des Mittelschiffs von Theoderiks Hofkirche.

natischer Kleriker aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, namens Agnellus, der über die Kirchen seiner Vaterstadt trefflich berichtet hat, mitteilt, war Theoderik im Kettenpanzer mit der Lanze in der Rechten und dem Schilde in der Linken dargestellt; an seiner rechten Seite schritt die „Ravenna“ auf ihn zu, wie sie den rechten Fuß auf das Meer setzt und mit dem linken auf dem Festlande steht; auf der Schildseite des Königs befand sich die „Roma“ mit Lanze und Helm. Rechts und links vom Palastgiebel sieht man in dem Stadtbilde noch verschiedene Bauten, eine Rotunde, ein Baptisterium, eine Basilika u. a.

Einen zweiten seiner zahlreichen Paläste erbaute Theoderik in seiner zweiten Hauptstadt, zu Verona, wo er sich besonders gern und lieber als in dem durch seine ungesunde Sumpflage weniger angenehmen Ravenna aufhielt. Es ist der heute als „Burg“ bezeichnete Festungsbau auf dem über Verona sich erhebenden St. Petershügel: Castello S. Pietro. Infolge der starken Umbauten, besonders durch die Fürstenfamilie der Scaliger im 14. Jahrhundert, scheinen heute vom alten Bau nur noch die mächtigen Umfassungswandungen und die achteckigen Ecktürme erhalten zu sein. Die Bautechnik ist die in ostgotischer Zeit übliche: große Quadersteine in Schichten abwechselnd mit je einer Doppellage von Ziegeln. Wie der Palast im 12. Jahrhundert ausah, wird durch ein Stadtsiegel von Verona aus dieser Zeit vor Augen geführt (Abb. 186).

Erwähnung verdient hier noch eine Kirche zu Ravenna, die sog. Serfulesbasilika, die tatsächlich ein großes Kaufhaus war. Von diesem Bauwerk sollen, wie man vermutet hat, die neun Säulen stammen, die heute am Rathause stehen. Unter diesen Säulen sind zwei von höchster Merkwürdigkeit, da ihre Kapitäle zwischen den Eckschnecken und dem kaum mehr kenntlichen Eierstab in einem Kranze das Monogramm Theoderiks tragen (Abb. 187). Obwohl aus einer Umbildung des spätantiken Kompositkapitals entstanden, zeigen diese beiden Kapitäle im Unterschied von den sieben anderen statt des Akanthusmotivs stark bewegte rauhe Blattformen, die wie an Bäumen wuchernde Pilze anmuten.

Das für uns wichtigste und zugleich, wenn auch nicht unversehrt und nicht unentstellt, so doch best erhaltene Bauwerk ist das Grabmal, das Theoderik noch bei Lebzeiten sich selber errichtete (Abb. 188): ein allseitig bewundertes Kunstwerk, dabei das einzige und zugleich das früheste, das germanisch war in Wesen und Gedanken, wenn auch Einflüsse südeuropäischer Kunst ihm nicht fehlen. Es ist ein zehneckiger, in zwei Geschossen sich erhebender Rundbau aus großen Quadern, gekrönt von einem gewaltigen, kuppelartig gehöhlten Selsen von 34 m

unterem Umfang, fast 11 m Durchmesser, 2,5 m Höhe und einem Gewicht von über 8000 Zentnern, alles gefertigt aus grauweißem istrischem Kalkstein. Die stark entstellenden Steintreppen, die außen zum Obergeschoß führen, sind erst um 1780 angefügt worden. Der Haupteindruck ist der einer herben Strenge, wie sie dem germanischen Wesen und ebenso der Bestimmung des Werkes entspricht. Der gewaltige Ernst wird nur an einer Stelle durch das Ornament gemildert, an dem Frieße des Hauptgesimses unmittelbar unter dem Kuppelstein. An diesem Frieße erscheint



Abb. 186. Verona, Palast Theoderiks, nach einem Stadtsiegel von Verona aus dem 12. Jahrhundert.

als fortlaufendes Band das Zangen- oder Scherenornament, das wir ebenso schon bei dem sog. Goldharnisch Theoderiks (Abb. 179) und auch als Sibelzierat und damit als einheimisch-germanisch kennenlernten. In diesem wie in anderen Fällen kann es nur zweifelhaft sein, ob das Ornament eine Übersetzung kleiner germanischer Schmuckformen ins Große oder ob nicht vielleicht umgekehrt das Metallornament aus dem Großen der reich geschnitzten, leider nicht erhaltenen, sondern nur literarisch bezeugten Holzbauwerke ins Kleine übertragen worden ist.

Heute steht diese Grabkirche vereinsamt vor den Toren Ravennas in der Stille eines kleinen Gartens, dazu 2 m im Boden und meist tief unter Wasser. Sein Inneres ist leer. Wie der Kleriker Agnellus im 9. Jahrhundert berichtet, hat das Theoderikgrabmal als Kirche für das

später in seiner Nähe gelegene Marienkloster gedient. Da die Mönche nicht die Gebeine eines Ketzers, den die gehässige und lügnerrische Legende



Abb. 187. Ravenna. Kapitäl von der Herkulesbasilika mit dem Monogramm Theoderiks d. Gr. Phot. Dr. Stoedtner, Berlin.

noch dazu zu einem grausamen Verfolger der katholischen Kirche gemacht hatte, in einem orthodox-katholischen Gotteshause duldeten, ist

der Sarkophag mit den Gebeinen des Königs aus dem Grabmal entfernt worden, unbekannt wohin.

Theoderik suchte durch eine weitblickende, großzügige Politik die Herrschaft in Italien sich und seinem Gotenvolke zu sichern. Vor allem



Abb. 188. Ravenna. Grabmal Theoderiks d. Gr. in seinem heutigen entstellten Zustande.

gegen die Eroberungsgelüste des byzantinischen Kaisers. Er wollte verhindern, daß Byzanz die einzelnen Germanenstämme gegeneinander hetzte und dabei billige Beute für sich selber machte. Darum befolgte er nicht nur eine Friedenspolitik gegenüber den anderen germanischen



Reichen, sondern suchte diese, insonderheit die arianischen, durch weitestgehende Bündnisse fest aneinanderzuketten. Er knüpfte verwandtschaftliche Beziehungen mit den Königshäusern der Burgunden, Westgoten und Wandalen an, schloß ein Bündnis mit dem Herulerkönig an der Donau ab und später nach der Zerstörung des Herulerreichs durch die Langobarden (505) mit dem thüringischen Könige. Selbst mit dem katholischen Frankenkönig Chlodowech trat er in verwandtschaftliche Beziehungen. Aber gerade nach dieser Seite hin mußte er, das einzige Mal während seiner mehr als dreißigjährigen Friedensherrschaft, zu den Waffen greifen, als Chlodowech nach Besiegung der Westgoten (507) ganz Gallien an sich reißen wollte. Theoderik nahm damals (510) die Provence für sich in Besitz und rettete für die Westgoten das Land Septimanie mit der Hauptstadt Narbonne. Ebenso hatte er schon früher die südlichen Teile des Alemannenreiches in Rätien und der Schweiz gegen Chlodowech seinem eigenen Reiche schützend angegliedert (502).

Der Segen, den die lange Friedensherrschaft Theoderiks Italien gebracht hat, leuchtet am besten aus den Worten einiger zeitgenössischer Schriftsteller über Theoderik hervor. Hören wir zuerst den schon erwähnten, als Schriftsteller unter dem Namen Anonymus Valesianus bekannten, aus dem gerade erst wieder byzantinisch gewordenen Ravenna stammenden hohen katholischen Geistlichen: „Theoderik war ein tapferer Mann, im Kriege wohl erfahren und auch sonst ein vortrefflicher Herrscher, von leutseliger Gesinnung gegen jedermann. In seiner Zeit genoß Italien 30 Jahre die Segnungen des Friedens, der auch unter seinen Nachfolgern noch dauerte. Keine Unternehmung mißlang ihm. In dieser Weise herrschte er über Goten und Römer, und während er selbst zur arianischen Sekte sich bekannte, ließ er doch den Römern wie zu den Zeiten der Kaiser ihre Gesetze. Er verteilte freigebig Geld- und Getreidespenden und füllte den Staatschatz, den er völlig leer vorgefunden hatte, durch seine tüchtige Verwaltung. Er unternahm nichts gegen die katholische Religion. Dem Volke gab er zirkensische und andere theatralische Spiele, so daß er selbst von den Römern Trajan oder Valentinian genannt wurde — so ähnlich war seine Zeit der jener Kaiser. Obgleich er gänzlich ungebildet war, so war seine Weisheit doch so groß, daß heute noch im Volke einige Worte seines Mundes sprichwörtlich gebraucht werden . . . Geschäftsleute aus allen Gegenden strömten bei ihm zusammen. Denn so streng war seine Rechtspflege, daß, wenn jemand auf seinem Gute Geld oder Silber liegen lassen wollte, es für ebenso sicher gehalten wurde, als ob es innerhalb der Stadtmauern wäre. Er führte die Sitte in ganz Italien ein, daß er keiner Stadt Tore machen ließ und da, wo sie schon

waren, wurden sie nicht geschlossen; jeder ging seiner Beschäftigung nach, zu so später Stunde er wollte, ganz wie am Tage."

Nicht anders spricht sich der als Dichter hervorragende Mailänder Diakon, spätere Bischof von Pavia, Ennodius in seiner 507 gehaltenen Lobrede auf Theoderik bereits zu dessen Lebzeiten aus: „Der Schatz des Staates wuchs mit dem Wachstum des Privatvermögens; nirgends an deinem Hofe Günstbuhlerei und überall Verteilung der Schätze. Niemand geht unbeschenkt von dannen und keiner beklagt die Wehen der Gütereinziehung. In deinen Gesandtschaften herrscht unsterbliche Rührigkeit; du bringst die Aufträge in Ordnung, ehe du die Gesandten siehst; auf deine Entgegnungen weiß man nichts zu erwidern, auf deine Einwürfe nicht leicht eine Lösung zu finden. Statt der Waffen wacht die Meinung von unserem Fürsten. Für unsere Ruhe steht auf der Hut unseres großen Königs Sorge; und dennoch hörst du nicht auf, feste Plätze zu bauen, deine Vorsorge ins Weite richtend. In dir wohnt die unbekümmerte Ruhe eines tapferen und die Bedächtigkeit eines besorgten Mannes. O doppelte Fülle der Tugenden in Einem Fürsten."

Lassen wir endlich noch den ausgezeichneten Geschichtsschreiber der Gotenkriege, den Sekretär des Feldherrn Belisar, Prokop von Cäsarea, der sich übrigens über die letzten Jahre der Regierung Theoderiks recht gehässig ausspricht, zu Worte kommen: „Theoderiks gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land; seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in die Runde. Weder ließ er sich irgendein Unrecht gegen seine Untertanen zuschulden kommen, noch ließ er einem anderen derartiges durchgehen; nur den Teil der Landgüter, den Odovakar seinen Parteigängern zugewiesen hatte, überließ er seinen Goten. So war Theoderik dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer als irgendeiner von denen, die sonst diese Würde bekleidet haben. Obgleich es dem menschlichen Charakter zu widersprechen scheint, liebten und verehrten ihn tatsächlich Goten und Italiker ohne jeglichen Unterschied."

So schien das Gotenreich völlig gesichert dazustehen. Allein im letzten Jahrzehnt der Herrschaft Theoderiks änderten sich die Verhältnisse stark zu seinen Ungunsten. Einmal betraf dies seine bisher überragende Stellung in dem von ihm weitsichtig begründeten Bunde der germanischen Nachfolgestaaten von Westrom. Auf Chlodwigs Mittun hierbei war schon lange kein Verlaß mehr. Aber auch im burgundischen Reich gewann unter der Herrschaft König Sigismunds, des Schwieger-

sohns Theoderiks (516—523), nicht nur die katholische Kirche völlige Alleinherrschaft, sondern Sigismund suchte nun auch engsten Anschluß an Byzanz, ja er ließ sogar seinen eigenen Sohn Sigerich, Theoderiks hoffnungsvollen Enkel, ermorden. Der schwerste Schlag aber traf Theoderiks Außenpolitik, als nach dem Tode des Wandalenkönigs Thrasamunds, des Schwagers Theoderiks (523), mit seinem Nachfolger Hilderich ein Herrscher auf den Thron kam, der in selbstmörderischer Verblendung die Freundschaft mit den Ostgoten abbrach, die Witwe Thrasamunds Amalafida ermorden ließ und dem byzantinischen Kaiser sich völlig in die Arme warf, was übrigens die Einleitung zum Untergange des Wandalenreichs und im Anschluß daran auch des Ostgotenreichs wurde.

Weit schlimmer noch für den dauernden Bestand des Gotenreiches waren seine inneren Feinde, die byzantinisch-imperialistisch gesinnten Römer in Italien. Unter den Kaisern Zeno und Anastasius (bis 518) war der Monophysitismus, eine christliche Sekte, am Hofe nicht nur stark begünstigt, sondern geradeswegs zur Staatsreligion erhoben worden. Dadurch entstand ein schweres Zerwürfnis zwischen den Kirchen von Rom und Konstantinopel. Theoderik, sonst seiner alten Duldsamkeit und Unparteilichkeit getreu, stand hierbei doch entschieden auf seiten der katholischen Kirche Roms, wie er denn ja stets aufs strengste vermieden hat, etwas gegen die für ihn mit dem Römertum sich deckende katholische Religion zu unternehmen. Diese Kirchenspaltung war für Theoderik recht günstig, insofern sie bei den vornehmen und reichen Römern, namentlich den Adelsfamilien, ihre innerliche Sinneigung zu Byzanz und die Lust zu geheimen imperialistischen Anknüpfungen auf ein Mindestmaß einschränkte. Mit dem Regierungsantritt des Kaisers Justin I. (518—527), der unter dem Einfluß seines Neffen Justinian, seines späteren Nachfolgers, eines verschlagenen Diplomaten, stand, hörte die für Byzanz verfehlte monophysitische Kirchenpolitik auf und es fand 520 unter Mitwirkung des Papstes, wie des Kaisers und unter Beteiligung Theoderiks eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen auf katholischer Grundlage statt. Für Theoderik bedeutete diese Wendung der Dinge eine Art mittelbarer Niederlage, denn nun konnten sowohl die von ihm ihrer Gesinnung halber verbannten oder freiwillig nach Byzanz ausgewanderten Römer ihren irredentistischen Bestrebungen weit freieren Lauf lassen, als auch machten die hochgestellten, reichen Römer in Italien selbst keinen besonderen Sehl mehr aus ihrer immer dreister sich gebärdenden Begeisterung für den Kaiser.

Dazu kam, daß nach Beseitigung der inneren Schwäche des byzan-

tinischen Reiches seine Fähigkeit zu äußerer Betätigung stark wuchs. Für Justin und besonders später Justinian galt das ostgotische Reich immer nur als ein vorübergehender Zustand, Theoderik nur als Stellvertreter des byzantinischen Kaisers. Mit dem Verluste des abgelegenen Westgotenreiches wie des Frankenreiches hatte Byzanz sich abfinden müssen. Nicht so wollte es dies mit Italien, wo einst der Mittelpunkt römischer Reichsregierung im ewigen Rom sich befand, dessen Besitz für den Kaiser eine Frage seiner gebietenden Stellung war. Die imperialistischen Bestrebungen der Römer Italiens fanden daher in Byzanz jetzt ein nur zu williges Ohr. Diese einflussreichen, mächtigen römischen Kreise Italiens ertrugen die Gotenherrschaft von Jahr zu Jahr unwilliger. Fühlten sie sich doch durch das gerade auch die mittellose Masse der römischen Untertanen in strenger Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit schützende Regiment Theoderiks in ihren gewohnten eigensüchtigen Bedrückungen der Masse empfindlich beeinträchtigt. Und der letzte, vielleicht wichtigste Punkt im Verhältnis von Römern und Goten war und blieb doch der Rassen- und Kulturgegensatz beider Völker.

Alles dies hatte in den letzten Jahren Theoderiks eine Art elektrisch geladener politischer Stimmung erzeugt. Zudem mußte Theoderik noch seinen von ihm zum Nachfolger bestimmten vielversprechenden Schwiegersohn Eutharik ins Grab sinken sehen, worauf er dessen und seiner Tochter Amalawintha erst achtjährigen Sohn Athalarik zum König einsetzte. Theoderik wurde durch sein Schlag auf Schlag sich folgendes Mißgeschick, das seine beherrschende Stellung in der Welt vernichtete, schließlich gereizt und nervös; er befahl 524 die Hinrichtung der beiden einflussreichsten und berühmtesten Senatoren, des Boethius, der zugleich einer der höchsten Staatsbeamten Theoderiks war, und dessen Schwiegervaters Symmachus. Beide waren hochverrätherischer Anschläge zugunsten der Herrschaft Justinians zwar nicht streng gerichtlich überführt, aber doch in höchstem Maße verdächtig. Dann ließ Theoderik 526 den kaiserlich gesinnten Papst Johannes gefangennehmen und durch den gotenfreundlichen Felix IV. ersetzen. Aber bereits in demselben Jahre machte eine nur dreitägige Krankheit dem tatenreichen Leben des nun siebenjährigen Königs ein Ende. Theoderik ist die herrlichste Gestalt der ganzen Zeit der Völkerwanderung; auf ihm liegt ein idealer Glanz von unzerstörbarer Dauer vermöge der großen Persönlichkeit, die sich überall und durch sein ganzes Leben hindurch in dem Menschen Theoderik verkörperte, wie am besten die oben angeführten Urtheile der römischen und byzantinischen Geschichtsschreiber und Dichter bezeugen.

Die hochverrätherischen Säden, die von der römischen Aristokratie, wohl im Einvernehmen mit dem katholischen Klerus, zu Justinian, der bald nach Theoderiks Tode den Kaiserthron bestieg, gesponnen wurden, nahmen nun immer größeres Ausmaß an. Die Wirkung dieses andauernden Hochverrats wurde besonders verderblich unter der schwächlichen und gotenfeindlichen Herrschaft der Tochter Theoderiks, der römisch gesinnten Amalasintha, die für ihren minderjährigen Sohn Athalarik die Regentschaft führte. Athalarik starb indes schon 534 an den Folgen seiner Ausschweifungen. Um sich nun ihre alte Machtstellung zu sichern, vermählte sie sich mit dem letzten überlebenden Spross aus dem Geschlechte der Amaler, dem ebenso unfähigen wie schurkischen Theodahat, der dann Amalasintha alsbald (535) ermorden ließ.

Die Sicherung des Gotenreichs durch den Bestand germanischer Nachbarreiche hatte inzwischen weitere Stützen verloren, indem einerseits von den Franken 531 das Thüringerreich vernichtet und 534 Burgunds Selbständigkeit aufgehoben, anderseits von Justinian 533 das Wandalenreich durch Belisar zerstört wurde. So lag nun das Ostgotenreich vollkommen inselartig vereinsamt da und Justinian sah die Zeit gekommen, um Italien als reife Frucht sich zu pflücken. 535 trug er seinem germanischen Oberfeldherrn Belisar die Eroberung dieses Landes auf. Belisar fand zwar ein starkes, jedoch taktisch ungelübtes, namentlich aber völlig führerloses Gotenheer sich gegenüber. Schon im nächsten Jahre entledigten sich die Goten des unfähigen Theodahats und hoben Witigis, einen Vertrauten Theoderiks, auf den Schild. Nach anfänglichen Erfolgen der Goten wurden sie jedoch furchtbar geschwächt durch eine anderthalbjährige vergebliche Belagerung des von Belisar besetzten Roms, bei der nebenbeibemerkt die Römer nach der Weise spät-römischer Kunstpflege zahllose Marmorbildwerke, so die des Hadriangrabmals, unbekümmert in Wurfgeschosse umwandelten. Ein kleines byzantinisches Heer, das in Ancona, nicht allzuweit von Ravenna, auftauchte, veranlaßte die Goten, die Belagerung Roms aufzugeben und nach dem Norden abzurücken. Belisar folgte ihnen und schloß 539 Witigis mit seinem Hauptheer in Ravenna ein. Und nun geschah etwas Unglaubliches. Die Goten wurden auf Witigis ergrimmt und faßten den kindlich-phantastischen Entschluß, die einstige Krone Theoderiks Belisar anzubieten. Dieser heuchelte Zustimmung, zog 540 in Ravenna ein, ließ sich von den Goten huldigen, dann vom Kaiser abberufen und nahm Witigis samt der ganzen Königsfamilie, dem Königsschatze und den gotischen Großen mit nach Byzanz. Seitdem war die Gotenhauptstadt Ravenna mit ihrer Hafenstadt Classis dauernd wieder byzantinisch.

Und nun begann der letzte Abschnitt im Kampfe der Ostgoten um

ihr Reich und ihr Leben. Der hochbegabte König Totila-Badwila brachte eine große Wendung der Geschichte. Er eroberte fast ganz Italien nebst Rom zurück und machte dieses nunmehr zur Gotenhauptstadt. Das dauerte zwölf Jahre, bis 552. Da raffte sich Justinian zu einem letzten entscheidenden Schritte auf und schickte ein großes, meist aus Germanen, Gepiden, Langobarden, Herulern bestehendes Heer unter dem Oberbefehl des Narses von Dalmatien zu Lande nach Italien. Bei Taginã unweit Perugia im mittelitalischen Umbrien wurde Totilas Heer von Narses völlig vernichtet. Was nun folgte, war nur noch der Verzweiflungskampf eines untergehenden Volkes. Ein Teil der überlebenden Goten in der Festung Pavia hatte 553 in Teja noch einmal einen heldenhaften König gefunden. Er führte sein Heer südwärts und wurde von Narses am Vesuv gestellt, wo eine zweitägige Schlacht von geradezu heroischer Erhabenheit sich abspielte. Teja verrichtete Wunder der Tapferkeit; aber auch nach seinem von den Römern teuerst erkauften Tode ließen die Goten vom Kampf nicht ab. Nur wenigen Tausenden gelang es, nach Pavia durchzubrechen. Endlich am Abend des zweiten Kampftages war der Rest mit freiem Abzuge einverstanden. Viele suchten nun in der Fremde Dienst und Unterkommen. Die in Süditalien verbliebenen gotischen Krieger gingen meist zum Kaiser über.

Gewisse Reste scheinen sich nach Ladinien in das östlich von Bozen gelegene Gebirge zurückgezogen zu haben, in dessen Mitte der Rosengarten sich befindet, das Reich des Zwergenkönigs Laurin, der in der Dietrichsage eine Rolle spielt. Ein mit Franken gemischtes großes, von den Herzögen Leuthari und Butilin geführtes alemannisches Heer überschritt nun die Alpen, um ein neues alemannisch-gotisches Königtum zu gründen, zog 553 plündernd durch ganz Italien bis nach Reggio in Calabrien hinab, wurde aber 554 durch Krankheit und Krieg völlig aufgerieben.

Das war das zwar ruhmvolle, aber doch so traurige Ende des unter Theoderik so glänzend begründeten und so glücklich beherrschten Gotenreiches. Doch die Römer büßten ihren Verrat an Theoderik unter der drückenden Herrschaft der Byzantiner bitter genug. Sie erinnerten sich wehmütig der glücklichen und segensreichen langen Friedensjahre unter Theoderiks mildem Szepter. Er war nach Prokop der berühmteste aller Germanenkönige, „er war seinen Feinden furchtbar gewesen und hinterließ bei seinen Untertanen ein sehnsüchtiges Andenken“.

Für Theoderik persönlich hatte der Vernichtungskampf gegen sein Volk und dessen Untergang noch eine üble Folge. Der Herrscher, der nie etwas gegen die katholische Kirche unternommen, der die römischen Großen Boethius und Symmachus rein aus politischen Gründen dem

Tode überliefert, ebenso den Papst Johannes nur aus demselben Anlaß ins Gefängnis geworfen hatte, wurde rein aus Kassenhaß von den Römern, die ihre Nationalität aufs engste mit dem kirchlich Katholischen verknüpft fühlten, allmählich zum Typus des unduldsamen verhassten Ketzers und barbarischen Verfolgers des Katholizismus verzerrt. Es bildete sich rasch ein Kranz von Legenden um Theoderik, die dieser Anschauung einen geschichtlichen Untergrund zu geben bestrebt waren und dies mit Erfolg taten. Die ersten noch tastenden Berichte dieser Art finden sich schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts bei dem Anonymus Valesianus und Prokop von Casarea, in verstärktem Maße ein Menschenalter später bei Papst Gregor dem Großen in seinen „Dialogen“. Diese Autorität war von durchschlagender Wirkung. Gregors Erzählung wurde von Sedulius Scotus in seinem „Fürstenspiegel“ wörtlich wiedergegeben.

Dann aber wurde die römisch-katholische Legende ins Phantastisch-Sagenhafte übertrieben. Die Sage, wie sie Bischof Otto von Freising im 12. Jahrhundert und späterhin so manche deutsche Volks Sage erzählt, meldet, daß der arianische, also ketzerische, mit höllischem Feueratem begabte Theoderik einmal im Bade gefessen und einen Hirsch vorbeilaufen gesehen habe; er will ihn verfolgen; da steht schon ein gesatteltes schwarzes Ross für ihn bereit und entführt ihn auf Nimmerwiedersehen. Zur Rechten des Hauptportals der berühmten romanischen Basilika von San Zeno Maggiore zu Verona wird diese Sage in einem von dem Hauptmeister des Portals Nicolaus um 1130 gefertigten Steinrelief bildlich dargestellt: Theoderik reitet dort als Wilder Jäger und wird von einem Hirsch, dem in so vielen indogermanischen Mythen auftretenden Unterweltshirsch, in den finsternen Wald, das Sinnbild der Unterwelt gelockt, wo ihn der Höllenfürst empfängt (Abb. 189).

Ganz anders die große deutsche Heldendichtung des 13. Jahrhunderts, wie sie z. B. in dem Gedicht „Die Klage“, das dem Nibelungenliede regelmäßig angehängt ist, uns entgegentritt. Da herrscht Dietrich lange Jahre zu Rom und verrichtet neue Großtaten heldenhafter Tapferkeit. Einmal aber, im Jagdeifer, besteigt er ein schwarzes Ross, das gerade zur Hand ist. Dieses entführt ihn so rasch, daß niemand ihm folgen kann, und seitdem hat man nichts von ihm gehört. Zugrunde lag dieser Erzählung wohl der Glaube, Wodan habe hier einen seiner Lieblingshelden nach Walhall entrückt.

Entsprechend dem Charakter, den der große König in Italien zeigte, lebte er in der gotischen Heldensage, deren erster Keim wohl schon bei den Ostgoten sich entwickelte und die im 7. Jahrhundert bereits lateinisch niedergeschrieben wurde und ihre vornehmste Pflege bei den Alemannen bis

ins 17. Jahrhundert hinein fand — war doch gerade für die Alemannen Theoderik der mächtige Schützer gewesen — lebter doch, sage ich, hier als reine Lichtgestalt fort, als der menschlichste der germanischen Helden, als der milde, gütige, überlegene, friedliebende Herrscher, der sich nicht zum Waffenwerk drängt, sondern eher drängen läßt, in dem „die stärksten

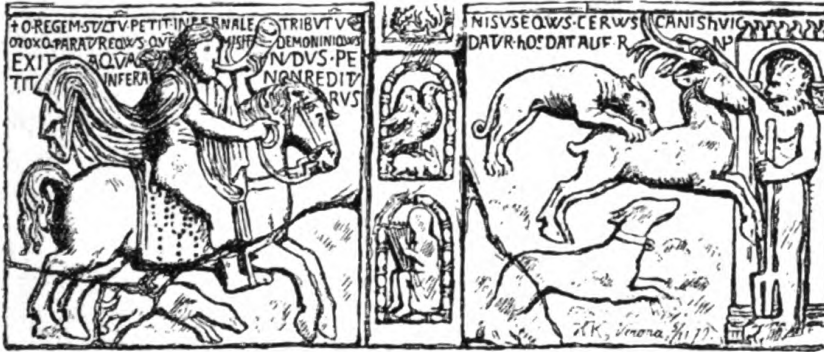


Abb. 189. Verona, Basilika San Zeno, Hauptportal. Theoderik d. Gr. als Wilder Jäger (nach L. Staße, Deutsche Geschichte Bd. I).

menschlichen Triebfedern spielen müssen, ehe er seine ganze Kraft entfesselt“ ; dann aber leistet er das Höchste, ist er unwiderstehlich, selbst die Unbezwingbaren bezwingend.

### Die Wandalen

Wir berührten bereits bei der Schilderung der letzten, durch schwere Rückschläge getrübtten Jahre Theoderiks des Großen den Beginn des Niederganges jenes wie die Goten ostgermanischen Volkes, das bei der Vernichtung des römischen Reiches nach den Goten die größten Erfolge aufzuweisen gehabt hat: der Wandalen. Ihr Nieder- und baldiger Untergang wurde wesentlich herbeigeführt durch ihre Untreue gegen den germanischen Bruderstamm der Ostgoten.

Wie ein Fluch liegt in dem Charakter der Altgermanen Eifersucht, Neid und Haß ihrer Stämme gegeneinander. Auf diese Naturanlage der Germanen bauend, entschloß sich schon Kaiser Tiberius, die Eroberungspolitik für Nordwestdeutschland unbesorgt fallen zu lassen. Erinnert sei weiter an die berühmte Stelle in Tacitus' Germania (98 nach Chr.), wo er bei Erwähnung der angeblich vernichtenden Niederlage der Brukterer durch die vereinigten Nachbarstämme, Chamawen und Angrivarier, erregt ausruft: „Das Glück kann, wenn einmal das Schicksal über das Reich hereinbricht, nichts Größeres schenken als die Zwietracht der Feinde“, d. h. der Germanen. Und diese gegen-



seitige Stammesfeindschaft zeigt sich nirgends ärger als während der Zeit der Völkerwanderung, wo immer ein Volk das andere aus den von ihm eroberten Teilen des römischen Reiches durch Krieg und selbst Vernichtung hinauszutreiben trachtete.

Bekannt ist die lange und schwere Befehdung der Gepiden durch die Langobarden. Aber wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Geschichte dieser Zeiten eine förmliche Erbfeindschaft zwischen Goten, besonders Westgoten, und Wandalen. Sie beginnt alsbald nach dem Einbruch der Goten in das Weichselmündungsgebiet um Christi Geburt, zeigt sich dann wieder im 4. Jahrhundert, als Westgoten und Wandalen in Ungarn von neuem Nachbarn werden, am heftigsten jedoch zu Beginn des 5. Jahrhunderts in Spanien wiederum zwischen Westgoten und Wandalen, endlich kurz vor der Vernichtung der Wandalen in ihrer eben berührten Untreue gegen die Ostgoten. Dieser gegenseitige Haß war überall einer der Hauptgründe für den Untergang fast aller germanischen Staatengründungen auf dem Boden des weströmischen Reiches.

Wie alle ostgermanischen Völker stammen die Wandalen aus dem Norden, wenn sie auch nicht wie die anderen Ostgermanen und die Langobarden geradezu aus Skandinavien gekommen sind. Archäologisch mit voller Sicherheit nachweisbar sind sie seit etwa 150—100 vor Chr. im mittleren Ostdeutschland, d. h. in Südpolen und Schlesien, spärlicher im Gebiete der mittleren und oberen Weichsel in Polen, außerdem mit einem kleinen Nordostflügel im westlichsten Teile Masuriens nebst dem angrenzenden Striche in Polen.

Nun finden sich bemerkenswerte Übereinstimmungen kultureller Art zwischen diesen Wandalen Ostdeutschlands und der Bevölkerung Nord- und besonders Mitteljütlands schon im letzten Jahrhundert vor Chr., aber auffälliger doch erst seit etwa Christi Geburt. Und zwar deutet manche dieser Erscheinungen, wie der schlesische Linienmäänder auf den Tongefäßen und die Körperbestattung, darauf hin, daß der Kultureinfluß im 1. Jahrhundert nach Chr. hauptsächlich von Schlesien nach Jütland ging, weniger umgekehrt. Bedeutungsvoll ist hier, daß ein freilich recht kleiner Küstenstrich an der Nordspitze Jütlands nördlich des Limfjord im Mittelalter Vendlesysael, d. h. Steuerbezirk der Vendeln, hieß, was ja als eine wichtige Verknüpfung beider Gebiete erscheint. Schon vor 35 Jahren konnte ich darauf hinweisen, daß unmittelbar südwestlich dieses kleinen Vendsyssels, ebenfalls noch nördlich des Limfjords, der Bezirk Thyland liegt, dessen Name in der ältesten Gestalt Thyuth unschwer erkennen läßt, daß er die Urheimat der Teutonen bezeichnet; ebenso daß der Name des südlich von Vendsyssel an

der Ostküste Jütlands zwischen Limfjord und Mariagerfjord gelegenen Sinnerlandes, älter Himbersysael, die Urbeit der Kimbern anzeigt; endlich, daß an der Westküste südlich des Limfjords der bereits zu Mitteljütland gehörige Bezirk Harthesysael auf den von Kaiser Augustus und von Ptolemäus hier genannten Stamm der Haruden zurückweist.

Im einzelnen sind folgende Ähnlichkeiten zwischen mittel- und nordjütländischer Kultur der Latène- und frühen Kaiserzeit einerseits, sowie wandalischer Latènezeit, selten noch früher Kaiserzeit anderseits festzustellen.

1. Grabform. In der Latènezeit zeigen Nordjütland wie Schlesien übereinstimmend teils Brandgrubengräber, diese überwiegend, teils Urnengräber. Bei der Brandgrubenbestattung wird der Leichenbrand nicht in einer Urne beigesetzt, sondern mit dem gesamten Rückstand des Scheiterhaufens, also samt Holzkohle, Asche, Knochen und Beigaben, sowie den zahlreichen Scherben der im Feuer des Scheiterhaufens zerplatzten kleineren Tongefäße in einer Mulde beigesetzt. Die frühkaiserzeitliche Körperbestattung in Holzsärgen Mitteljütlands läßt sich nur mit der frühkaiserzeitlichen Körperbestattung Mittelschlesiens vergleichen, obwohl letztere gegenüber dem herrschenden Brauch der Urnengräber als selten zu bezeichnen ist. Die Körperbestattung in Steinsärgen Nordjütlands (Vendsyssel und Thyland) steht dagegen abseits.

2. Beigefäße. Übereinstimmend ist die Mitgabe zahlreicher Beigefäße in beiden Gegenden zur Latène-, wie zur frühen Kaiserzeit; in Schlesien zur Latènezeit allerdings nur in den Brandgruben-, nicht in den Urnengräbern, während der frühen Kaiserzeit jedoch in den allein herrschend gewordenen Urnengräbern.

3. Gefäßformen. Für die Latènezeit beider Gebiete gilt, daß der ausladende Gefäßrand meist wagerecht liegt und oft verdickt und facettiert ist, sowie daß der am Rande oder dicht unterhalb des Randes ansetzende Henkel bogig ausgeschnittene Ränder besitzt (X-förmig). Von den Gefäßformen erscheinen in beiden Gebieten dieselben eigenartigen Henkeltassen (Abb. 190, 191), ferner zweihenklige Töpfe mit schlankem Körper (Abb. 192, Nr. 4), niedrige Schüsseln (Abb. 192, Nr. 3; Abb. 193), große bauchige Vorratsgefäße.

In der frühen Kaiserzeit Jütlands findet sich dagegen eine Reihe von Erscheinungen, die bei den schlesischen Wandalen nur in der Latènezeit vorkommen. So die schlesischen enghalsigen Krausen (Abb. 194), die in Jütland Verwandte haben (Abb. 195); ferner grobe Tassen mit gerundetem, halbkreisförmig ausgezogenem Stabhenkel (Abb. 196, 197), endlich auch der wandalische Linienmäänder, das mit Schrägstrichen gefüllte Linienband, das auch in Verdoppelung als



Abb. 190.  $\frac{1}{3}$ . Bjergsted bei Aalborg,  
Sjælland.

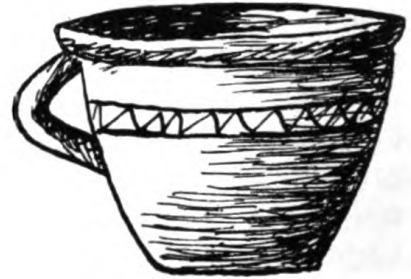


Abb. 191.  $\frac{1}{3}$ . Ludwigshof bei  
Gostyn, Posen.



1                      2                      3                      4                      5  
Abb. 192. Hofswig, Kr. Glogau (nach Tackenberg).



Abb. 193.  $\frac{1}{4}$ . Amt Viborg,  
Mittelsjælland.



Abb. 194.  $\frac{2}{9}$ . Zeipern,  
Kr. Gubrau.



Abb. 195.  $\frac{1}{4}$ . Sønderhø, Thyland.



Abb. 198.  $\frac{1}{3}$ . Skovved bei Frederikshavn, Vendsyssel.



Abb. 196.  $\frac{1}{3}$ . Skovved bei Frederikshavn, Vendsyssel.



Abb. 197.  $\frac{1}{2}$ . Schönwarling, Kr. Danziger Höhe.

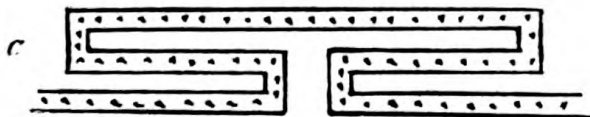
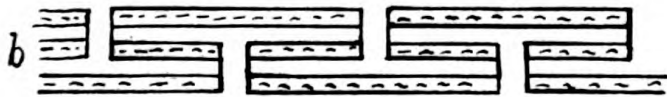
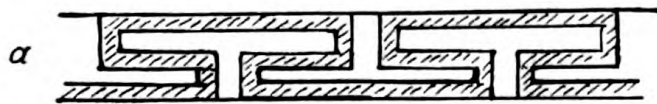


Abb. 199. Wandalische Mäandermuster der Latènezeit.



Abb. 200.  $\frac{1}{3}$ . Neudorf, Kr. Breslau (nach Kossinna).

Tannenzweigband (Abb. 195) oder gar verdreifacht auftreten kann (Abb. 198). Es erscheint sehr häufig in Mitteljütland, selten dagegen in Vendsyssel und Thyland. Auch dieses Ziermuster ist in Schlesiens durchaus nur latènezeitlich (Abb. 199), fehlt, abgesehen von dem einen an der zeitlichen Grenze von Latène- zu Kaiserzeit stehenden Gefäß von Neudorf, Kr. Breslau (Abb. 200), bereits in der frühen Kaiserzeit Schlesiens, wo das mit Punkten gefüllte Mäanderband vorherrscht (Abb. 201). Der Gefäßrand richtet sich in der frühen Kaiserzeit in beiden Gebieten zu schräger Stellung auf. Die X-Form der Senkel lebt in beiden Gebieten fort.

4. Auch in den spärlichen kleinen Eisengeräten, wie Messern, Pfriemen, Nähnadeln, stimmen die jütländischen Typen mit den schlesischen überein. Bronzeschmuck erscheint erst in der frühen Kaiserzeit.

Nimmt man alle diese Punkte zusammen, so zeigt sich im 1. Jahrhundert vor Chr. eine gewisse, nicht allzu kräftige Übereinstimmung zwischen Jütland und Schlesiens, dagegen in dem 1. Jahrhundert nach Chr. ein starker Einfluß schlesischer Kultur mehr des 1. vorchristlichen als des 1. nachchristlichen Jahrhunderts auf die jütländische Kultur des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Man wird dadurch geneigt, hieraus auf eine Ausströmung schlesischer Wandalen nach Mitteljütland, schwächer nach Nordjütland zu schließen. Freilich entspräche das nicht dem bekannten, von mir seit Jahrzehnten nachgewiesenen allgemeinen Wanderzug der Germanen von Norden nach Süden. Entschließt man sich aber, trotz jener widersprechenden Kulturbeziehungen, dieser allgemeinen Feststellung zu folgen und damit die Wanderung der Wandalen um 150—100 vor Chr. von Jütland nach Ostdeutschland anzunehmen, so muß man die für das 1. Jahrhundert nach Chr. nachgewiesenen offenkundigen Einflüsse Schlesiens nach Jütland hin auf Rechnung von Rückströmungen aus dem neugewonnenen ostdeutschen Kolonialgebiete nach der jütländischen Urheimat setzen. Solche Kulturströmungen, getragen von wahrscheinlich nur einer geringen Zahl von Rückwanderern, habe ich auch schon vor drei Jahrzehnten für andere Perioden der Vorgeschichte und für andere Gebiete nachgewiesen und sie sind später von anderen Forschern ebenfalls beobachtet worden.

Das früheste geschichtlich bezeugte Ereignis im Leben des wandalischen Volkes ist der unter den Königen Ambri und Assi geschehene Angriff auf die nach ihrem Auszuge aus Skandinavien in dem „Uferlande“ Scoringa angesiedelten Langobarden. Wenn man diese Nachricht des langobardischen Geschichtschreibers Paulus Diakonus so ausgelegt hat, als sei die Besetzung des im Süden der Ostsee, etwa in Vorpommern, gelegenen Scoringa erst zu Beginn des großen, in vielen

Absätze erfolgten Wanderzuges der Langobarden nach dem Südosten Mitteleuropas im 4. Jahrhundert nach Chr. geschehen, so wäre ein Zusammenstoß von Langobarden mit Wandalen hierbei unmöglich gewesen. Vielmehr muß dieses Ereignis weit früher fallen, und zwar wohl in die Zeit, da die Wandalen im Begriff standen, aus ihrer jütländischen Heimat in das Gebiet zwischen Nieder-Elbe und Nieder-Oder abzuwandern, also um 150—100 vor Chr. Von dort aus zogen sie weiter aufwärts in das mittlere Odergebiet, wo sie die brandenburgische



Abb. 201. Pöpelwig, Kr. Breslau. Ostgermanische Mäanderurne. 2. Jahrh. n. Chr.

Neumark südlich der Warthe nebst der Niederlausitz, ferner Niederschlesien und Posen sowie den Südstrich Westpreußens und das angrenzende Westmasuren nebst dem benachbarten Grenzstrich Kongresspolens besetzten.

Hier aber traf sie der Angriff eines neu zugewanderten nordischen Stammes, der Burgunden, die ebenfalls zwischen 150 und 100 vor Chr., und zwar von Bornholm aus an die deutsche Ostseeküste übergesiedelt waren. Die Burgunden besetzten Sinterpommern, die brandenburgische Neumark nördlich der Warthe, das ganze Netzegebiet, das westpreussische Gebiet am Weichselknie von Graudenz bis Thorn und das linke Ufer der mittleren Weichsel in Kongresspolen fast bis nach Warschau hin. Infolge dieses großen Vorstoßes der Burgunden wurde

das Siedlungsgebiet der Wandalen gespalten, so daß nun ihre kleine westmasureische Gruppe durch einen burgundischen „Korridor“ vom Hauptgebiet abgeschnürt war. Die Wandalen entschädigten sich für diesen Landverlust, indem sie sofort das ganze östliche Kongresspolen bis über den Bug hinaus von Drohitschin bis Sokal und bis zum Dniestr, aber ohne Ostgalizien, besiedelten, ein Gebiet, das sie bis ins 4. Jahrhundert nach Chr., also ungefähr ein halbes Jahrtausend, in Besitz behielten (vgl. die Karte: Tafel I).

Ein dritter Feind stellte sich ihnen in Mittelschlesien entgegen, wo um 150 vor Chr. noch einst aus Böhmen herübergekommene Teile der keltischen Bojer siedelten. Die Kelten wurden, teils unterjocht, wie die Fortdauer ihrer Kunsterzeugnisse innerhalb des wandalischen Kulturguts bezeugt, teils nach dem dünn besiedelten Oberschlesien verdrängt. Sehr bemerkenswert für das Ausbreitungsbedürfnis der Wandalen ist der Umstand, daß um dieselbe Zeit, das 1. Jahrhundert vor Chr., auch ein Wanderzug niederschlesischer Wandalen nach Mitteldeutschland, d. h. Provinz Sachsen nebst Anhalt und Ostthüringen nebst Ausläufern bis nach Oberhessen stattgefunden hat.

Um Christi Geburt erhebt den Wandalen ein vierter Feind in den aus dem schwedischen Götalande in das Weichselmündungsgebiet eingebrochenen Goten. Wie die am Weichselknie ansässigen Ostburgunden wurde um 150 nach Chr. auch die kleine westmasureische Wandalengruppe in den Kreisen Neidenburg, Ortelsburg, Allenstein, Osterode den Goten untertan. Wir sehen jetzt hier gotisch-gepidische Kultur einziehen. Daß die alte Bevölkerung hier aber nicht durchweg vertrieben wurde, dafür spricht der Umstand, daß sich die gepidische „gemischte“ Grabstätte, teils Körper-, teils Brandgräber, hier nicht durchsetzt, sondern vorherrschend sich sog. „Knochenhäufchen“ zeigen, d. h. weder durch Branderde noch durch Urnen umschlossene Leichenbrandbeisetzungen. Gleichzeitig drängten unter dem Stoß der nach Süden vorwärts rückenden Goten die ihnen ausweichenden Burgunden auf den Hauptstamm der Wandalen, der nun die ostbrandenburgisch-niederlausitzischen Teile seines Gebietes den Burgunden überlassen mußte. Einen Ersatz fanden die Wandalen in dem Gewinn Oberschlesiens, aus dem sie die letzten Kelten vertrieben, und Ostgaliziens nebst der Bukowina, wo im 2. Jahrhundert nach Chr. zu Schipenitz in der Bukowina der äußerste Ostpunkt der Wandalen liegt (Abb. 202). Die Keramik von Schipenitz und von dem großen galizischen Gräberfeld zu Przeworsk besitzt Züge, die einen Gegensatz zwischen Galizien und Schlesien-Posen bezeugen. In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts liegt das südöstlichste Waffengrab der Wandalen im podolischen Weleka Tjernawa



Abb. 202. Schipenig, Kr. Rogman, Bukowina (nach Tackenberg).



Abb. 203. Weleka Tjernawa, Kr. Novo Usintsk, Podolien. Wandalisches Kriegergrab, 3. Jahrh. (nach Spigyn).

(Abb. 203). Auf der Karte S. 30, Abb. 31 bezeichnet das untere Kreuz östlich der wandalischen Ostgrenze diesen Fundort.

Wir hören um diese Zeit, daß die Wandalen sich in eigentliche Wandalen, auch Viftowalen oder nach ihrem Königsgeschlecht Hasdingen genannt, im östlichen Schlesien, in Posen und Polen, und in Silingen,



auch Naharwalen, im westlichen Schlesien, also wesentlich auf der linken Oderseite, schieden.

Die Silingen hatten ihren weithin, bis nach Skandinavien berühmt gewordenen kultischen Mittelpunkt in ihrem Heiligtume auf dem Jobtenberge (Abb. 204). Diesen Berg benannten die Wenden nach ihrem Einzug in Schlesien um 600 nach Chr. Slenz, was nichts anderes ist als germanisch Siling, weshalb man neuerdings mit Recht versucht hat, statt des nichtesagenden spätmittelalterlichen Namens Jobten („Sabbath“) den germanischen Namen Siling für den Jobten einzuführen. Die Silingen-Naharwalen verehrten auf dem Berge ein göttliches Bruderpaar, die Alfen, deren Eigenschaften und Kräfte sich in auffallender Weise mit denen der griechischen Dioskuren deckten. Sie waren demnach als Reiter gedacht und sind wie die Dioskuren zweifellos aus dem Mondmythos in den Götterkult gelangt: das Bruderpaar



Abb. 204. Jobtenberg (Siling).

Phot. L. Jöng.

ist der Vollmond und der Neumond, die ständig einander ablösen, im Leben wie im Sterben; daher teils freundlich, teils feindlich einander gesinnt erscheinen.

Die Besonderheiten der kaiserzeitlichen Zivilisation der Wandalen sind 3. T. im Eingang dieses Abschnittes, 3. T. schon im Kapitel „Germanen und Römer“ angeführt worden. Nachzutragen ist noch, daß die wandalischen Männergräber sich durch reiche Beigaben von Waffen auszeichnen, unter denen die Lanze als germanische Hauptwaffe am stärksten auftritt, und daß die zahlreichen Sporen den Stamm, ebenso wie die Goten Ostpreußens, bereits jetzt als ausgesprochenes Reitervolk erweisen. Schmucksachen, worin die Wandalen auffallend erfindungsarm sind, werden nun nicht mehr aus Eisen geschmiedet, wie in der Latènezeit, sondern in der gefälligeren Bronze gegossen.

Hervorragendes leisten die Wandalen dagegen in der Tonware. Neben flaschenförmigen Gefäßen (Abb. 205) erscheinen jetzt weitmündige Terrinen (Abb. 206) und doppelkugelförmige Schalen mit



Abb. 205.  $\frac{1}{2}$ . Alt-Wansen, Kr. Ohlau, Schlesien. I. Hälfte des I. Jahrh. n. Chr.; die Linien des Doppelmäanders sind hier ausnahmsweise nach westgermanischer Art beiderseits von Punkten umsäumt (nach Kossinna).



Abb. 206. Sieгда, Kr. Wohlau, Schlesien. Urne mit ostgermanischem Doppelmäander in Schrägstrich- und Punktfüllung. Um 200 n. Chr. (nach Kossinna).

Standfuß und nach außen geknicktem Rand (Abb. 207). Der oben besprochene wandalische Linienmäander wird teils in alter Weise fortgeführt (Abb. 208), teils zu dem reicheren Doppelmäander umgestaltet (Abb. 209). Kennzeichnend nur für Galizien sind Gefäße mit besonders stark eingezogenem Unterteil und engem hohem Standfuß (Abb. 202, 210). Die knieförmigen Henkel steigen oft vom Rande her bis zum Knick schräg an und sind nicht bogig ausgeschnitten (X-förmig), wie in Schlesien-Posen. Andere besondere galizische Gefäßarten sind große einhenkliche breite Nöpfe mit hohem Standfuß, sowie Doppelkegelgefäße.

Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts gewannen die Silingen in Schlesien-Posen ein kulturelles Übergewicht, denn die Hasdingen hatten ihren Schwerpunkt nicht nur immer mehr nach Polen-Galizien verlegt, sondern waren auch, aufgeführt durch die Wirren des marko-



Abb. 207.  $\frac{1}{4}$ . Jäschwitz, Kr. Nimptsch, Schlesien (nach Jahn).

manischen Kriegs, um 171 unter den Königen Raos (d. h. Stange, Kaa, nicht „Kohr“, wie man fälschlich gedacht hat; dann hätte der griechische Geschichtschreiber Rausos sagen müssen) und Raptos (eigentlich Raftos „Balken“) mit dem wandalischen Teilstamm der Lafringen in Nordungarn eingedrungen, wo die Hasdingen im Westen, die Lafringen im Osten sich niederließen.

Während des ganzen 3. Jahrhunderts nach Chr. erscheinen in den nordungarischen Komitaten Zips, Saros, Zemplin, Bereg, Abauj, Sont, Szabolcz, Szatmar Grabfunde, meist Kriegergräber (vgl. Karte Taf. I), die den galizischen Gräbern gleichen. Hervorragende wandalische Funde sind hier die zu Osztrópataka, Kom. Saros, Gibart, Kom. Abauj (vgl. oben Abb. 41a) und Céke, Kom. Zemplin. Aus den Gräbern von Osztrópataka lernten wir bereits eines der vier Silberbleche mit eingepreßten Relieffiguren kennen (Abb. 87). Von den vielen sonstigen Gegenständen seien noch einige der zahlreichen Goldringe (Abb. 211), sowie ein Eimer aus Eibenholz mit reichem Bronze-

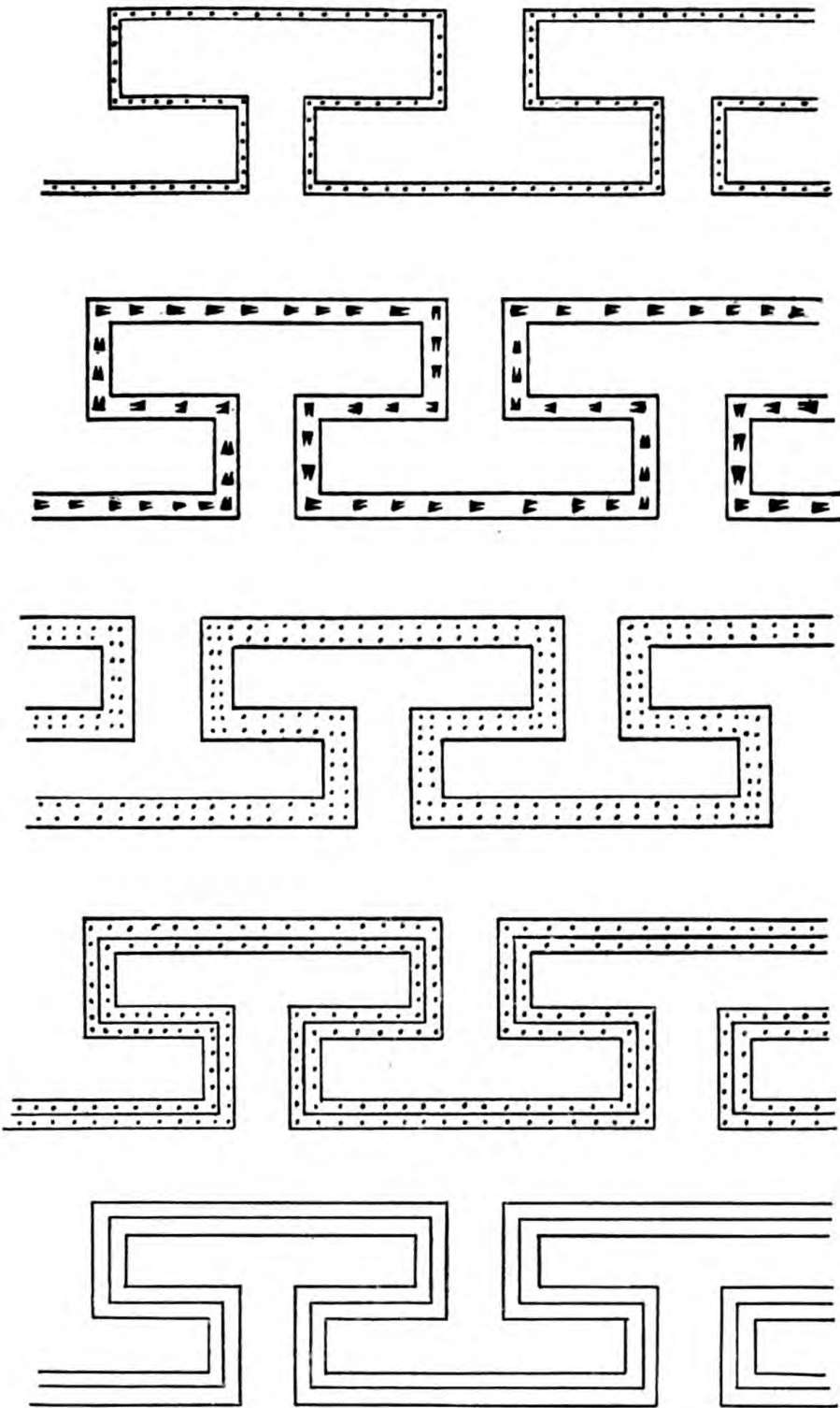


Abb. 208. Ostgermanischer Mäander der beiden ersten Jahrhunderte n. Chr.  
(nach Kossinna).

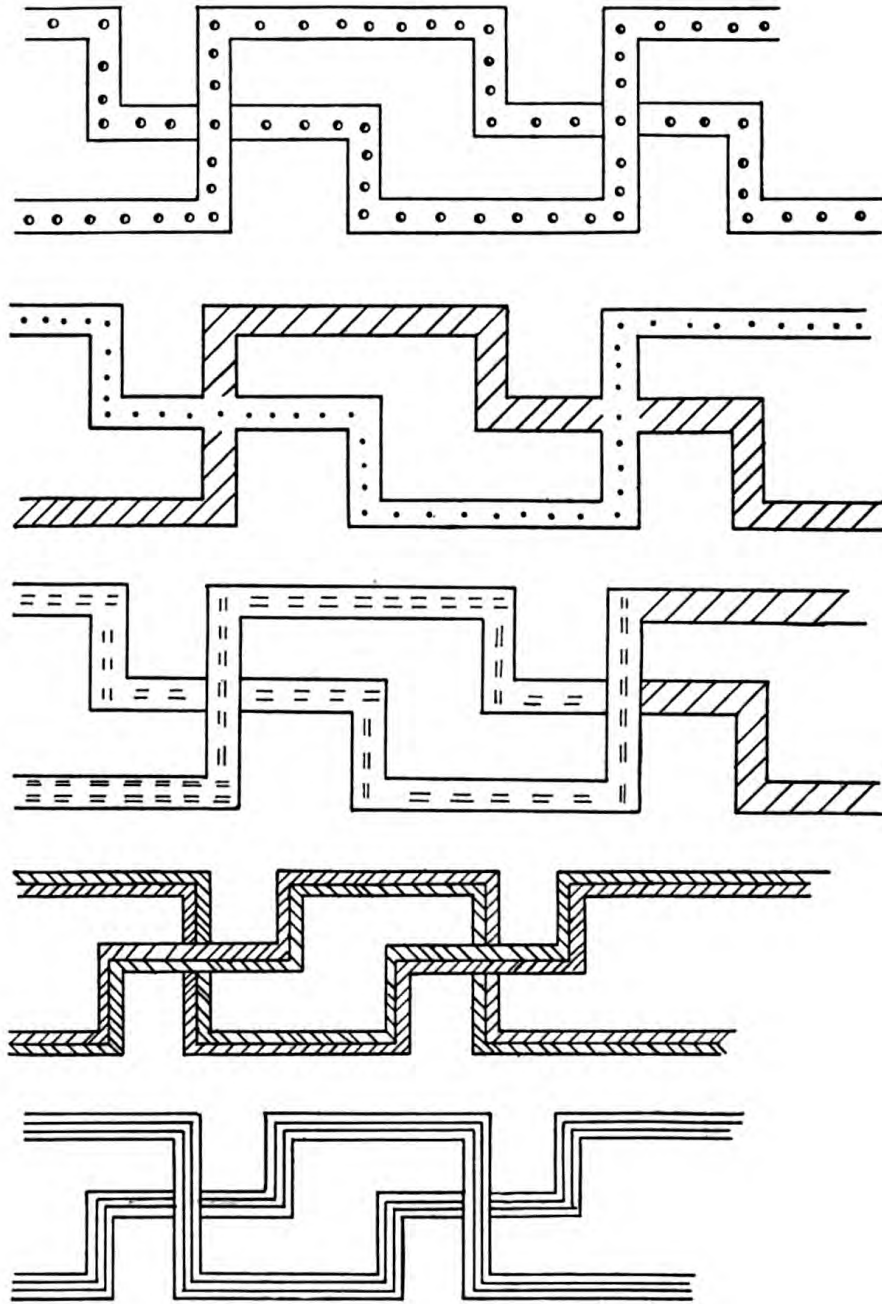


Abb. 209. Ostgermanischer Doppelmånder der beiden ersten Jahrhunderte n. Chr. (nach Rossinna).

beschlag im Bilde wiedergegeben (Abb. 212). Über die mit Seils-  
zeichen schön verzierten Lanzenspitzen der Wandalen (und Burgunden)  
des 3.—4. Jahrhunderts ist schon oben (S. 43 f., Abb. 40—44) das  
Nötige bemerkt worden; über die Pracht der von stärkstem südrussisch-

gotischem Kultureinfluß berührten silingischen Fürstengräber von Sacrau ebenfalls (S. 98 ff., Abb. 94).

Um 250 nach Chr. tritt plötzlich eine Entleerung des wandalischen Siedlungsgebietes in Ostpolen, Ostgalizien und den östlichen Teilen Westgaliziens ein. Um denselben Zeitpunkt siedelt sich am Südrande Siebenbürgens und in Oltenien (westliche Walachei) ein Stamm an, dessen Gräber genau den wandalischen nördlich der Karpaten entsprechen: es ist der Stamm, der in den antiken Quellen jetzt hier als der wandalische Teilstamm der Taifalen auftritt. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird daher jener wandalische Oststamm nördlich der Karpathen auch als Taifalen zu bezeichnen sein. Und zur selben Zeit, also um 250, verschwindet der Name der Lakringen aus Nordostungarn.



Abb. 210. Przeworsk, Galizien (nach Szabaczek).

Man wird daher anzunehmen haben, daß die Lakringen sich den Taifalen bei der Besiedlung Olteniens angeschlossen haben.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts tritt auch in Schlesien eine Abnahme der Funde ein, wenn auch die Masse der Silingen weiter dort verblieb. Hiermit läßt sich eine Nachricht des griechischen Historikers Zosimus in Zusammenhang bringen, wonach Kaiser Probus (276 bis 282) mit Wandalen und Burgundionen an einem Flusse in Rätien gekämpft habe. Ein Bruchteil der silingischen Wandalen wird damals also im mittleren Maingebiet sich niedergelassen haben.

Für das Fortleben der Silingen in Schlesien während des ganzen 4. Jahrhunderts und bis ins 5. Jahrhundert hinein ist als bedeutsam eine in ihrer Eigenart erst in den letzten Jahren erkannte keramische Erscheinung anzuführen. Es handelt sich um große, rohe, nur teilweise auf der Drehscheibe hergestellte „Krausen“ mit schmalem Fuß, kugelig gewölbter Schulter, engem Halse und wagerecht ausladendem, dicken Rande, dessen breite, ebene Fläche gewöhnlich mit einer Wellen-



Abb. 211. Ófztrópataka, Kom. Saros, Nordungarn. Goldbringe und Goldmünze der Etruscilla (249—251) (nach Sempel).

linie geziert ist. Ihre Wandung, die absichtlich uneben und körnig gehalten wurde, ist häufig auch mit Wellenlinien, außerdem mit Strichbündeln und eingestempelten Sternen geschmückt (Abb. 213). Sehr selten tritt bei dieser Tonware die zylindrische „Krukenform“ (Abb. 215) auf. Vereint mit solchen Gefäßen erscheint oft eine einfache Topfform (Abb. 214) mit ausladendem Rand und schwach gerauhter Wandung. Diese Keramik, die früher fälschlich als slawisch angesehen

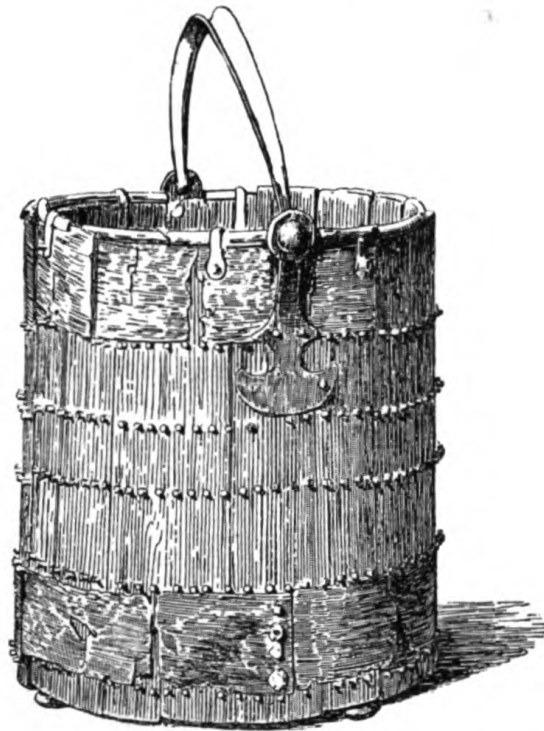


Abb. 212. Ősztrópatafa, Kom. Saros, Nordungarn (nach Sempel).

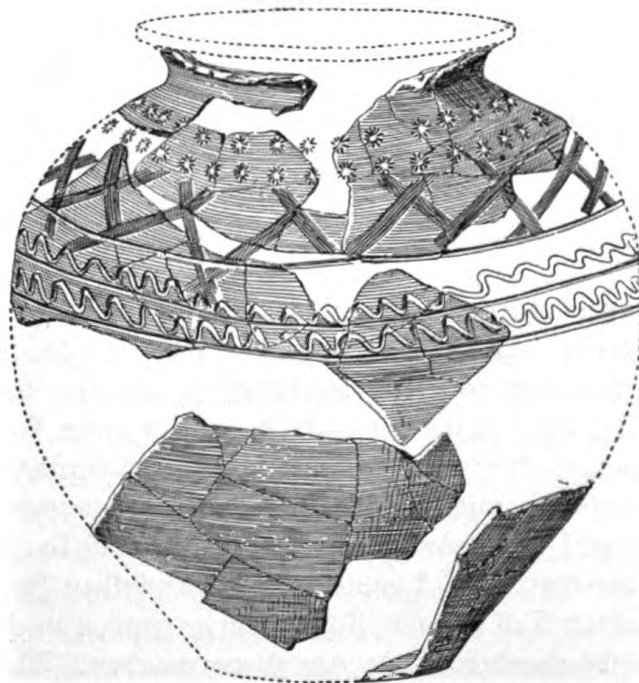


Abb. 213. Etwa  $\frac{1}{7}$ . Ellguth, Kr. Grottkau, Oberschlesien (nach Jahn).



wurde, ist bisher nur in Siedlungen des 4. und beginnenden 5. Jahrhunderts aufgedeckt worden.

Die Hasdingen litten schwer unter der Enge ihres dakischen Siedlungsraumes. Darum hatten sie schon im Jahre 290 im Bunde mit den benachbarten Gepiden einen Angriff auf das westgotische Siebenbürgen gemacht, der aber von den Westgoten mit Hilfe der Taifalen zurückgewiesen wurde. Einige Jahrzehnte später, um 335, erneuerten die Hasdingen den Versuch, auf Kosten der Westgoten einen Gebietszuwachs zu erzwingen. Diesmal im Bunde mit den Sarmaten. Wie wir schon früher (oben S. 94) gehört haben, erlitten die Hasdingen unter König Wisumar im Marosgebiet eine vernichtende Niederlage. Der



Abb. 214. Ellguth, Kr. Grottkau, Oberschlesien (nach Jahn).



Abb. 215. ½. Kalinowitz, Kr. Gr. Strehlig, Oberschlesien (nach Jahn.)

Rest des Stammes, mittlerweile zum arianischen Christentum bekehrt, verließ infolgedessen das alte Dakien, überschritt westwärts die Donau und nahm in Pannonien neue Siedlungen. Gegen 400 war aber seine Volkskraft wieder so weit erstarbt, daß er es unter Führung König Godegisels wagen konnte, andere Wohnsitze aufzusuchen. Der Versuch, in Gemeinschaft mit den Alanen in die Alpenvorländer einzudringen, wurde 401 vom römischen Heermeister Stiliko, der selbst von Geburt Wandalen war, zurückgewiesen. In demselben Jahre zog aber Stiliko den größten Teil der römischen Rheintruppen nach Italien, um sie gegen die einbrechenden Westgoten zu verwenden. Als sich nun die svebischen Quaden in Oberungarn sowie die Silingen den Hasdingen

anschlössen, zog diese gesamte Völker- und Seeresmasse an den Rhein. Doch blieb, wie stets bei solchen Auswanderungen in die Ferne, ein kleinerer Teil des Volkes vorsichtigerweise in der Heimat zurück. Wir wissen aus einer Nachricht Prokops, daß die heimatstreuen Hasdingen nach Verlauf einiger Jahrzehnte an König Gaisarik nach Afrika eine Gesandtschaft abgehen ließen mit der Bitte, die afrikanischen Wandalen mögen ihnen das volle Besitzrecht an dem ganzen in Pannonien aufgegebenen Grund und Boden für immer überlassen, was Gaisarik jedoch abschlug. Daß auch von den Silingen ein nicht zu geringer Teil dauernd in Schlesien zurückgeblieben sein muß, zeigt die schon erwähnte Tatsache, daß die erst zwei Jahrhunderte nach der Silingerauswanderung einrückenden Wenden den heiligen Berg der Silingen Slenz benannten; ja der Name „Schlesien“, Silesia, geht auf ein wendisch nur wenig entstelltes germanisches Silingia zurück. Und auch der aus dem frühen Mittelalter überlieferte Name Nemiz der Stadt Nimptsch, d. h. „Deutsche“, weist auf alte, allmählich slawifizierte Germanen hin.

Den Rhein überschritten die Wandalen nach verlustreichen Kämpfen mit den Rom verbündeten Franken, wobei König Godegisel sein Leben einbüßte, in der Neujahrsnacht 406/7 bei Mainz. Drei Jahre lang verheerten sie nun unter König Gunderich Gallien und zogen dann über die Pyrenäen nach Spanien. Da sie sich aber dort vor Hunger und Seuchen nicht halten konnten, wurden sie unter Billigung des Kaisers Honorius „Bundesgenossen“ Roms.

Die Hasdingen und Sweben-Quaden erhielten die nordwestspanische Provinz Galazien als Wohnsitz zugewiesen, die Silingen die südspanische Provinz Baetica und die Alanen das südwestspanische Lusitanien nebst der südostspanischen Provinz Carthaginiensis. Nur der Nordosten des Landes blieb noch römisch. Nachdem indes schon der Westgotenkönig Athaulf 415 als Feind Roms von Gallien aus in Spanien eingefallen war, bestimmte der hinterhältige Kaiser 416 Athaulfs Nachfolger König Wallia, die Germanen in Spanien zu vernichten oder wenigstens zu vertreiben. Es gelang Wallia 418 die Silingen fast völlig aufzureiben, dann die Alanen derart zu schwächen, daß diese beschlossen, sich mit den Hasdingen, die nun „Wandalen“ schlechthin hießen, sich völlig zu verschmelzen. Von nun an nannten sich die Herrscher der Hasdingen „Könige der Wandalen und Alanen“.

Zum Glück für die Wandalen und Sweben verließ Wallia nun Spanien, um in der Provinz Aquitania II, zwischen Garonne und Loire, Dauerwohnsitze zu beziehen. Die Wandalen eroberten nun ganz Süds Spanien, schufen sich eine Flotte und setzten unter König Gaisarik 429

bei Julia Traducta, heute Tarifa, über das Meer nach Afrika hinüber: rund 80 000 Köpfe nach der amtlichen Zählung, also etwa 15 000 Krieger. Gaisarik eroberte mit der ihm eigenen kühnen Schnelligkeit und Überraschung des Gegners das ganze weströmisch-afrikanische Küstengebiet bis nach Tripolitaniens mit Ausnahme der festen Städte Sippo regius im prokonsularischen Numidien, heute Bona (Bône), und Karthago. Die Wandalen begnügten sich vorerst damit, dort als „Bundesgenossen“ Roms zu wohnen. Nachdem Gaisarik jedoch 439 Karthago durch einen Handstreich genommen hatte und die wandalische Flotte alle kriegerischen Versuche der Römer gegen die Wandalen lahmlegte, sah sich Kaiser Valentinian III. (428—455) 442 gezwungen, Gaisarik als souveränen Herrscher in Nordafrika anzuerkennen. Zugleich setzte sich Gaisarik seinen Untertanen gegenüber als absoluter Herrscher durch.

Die Wandalen wohnten in den ländlichen Gegenden der Provinz Zeugitana im Bezirke von Karthago in geschlossener Gemeinschaft: hier mußten die bisherigen Grundherren entweder weichen oder durften auf ihrem alten Besitz nur als Kolonen bleiben. Das gleiche Los traf die katholische Geistlichkeit. In den übrigen Provinzen dagegen änderten sich die bisherigen Besitzverhältnisse in nichts; ebenso blieb die alte römische Zivilverwaltung und die römische Beamtenhierarchie fortbestehen.

Als der leitende Minister Westroms Aetius zum Dank für sein erfolgreiches Wirken von Kaiser Valentinian III. 454 ermordet und der Kaiser selbst von den erbitterten Gefolgsleuten des Aetius im Jahre darauf gleichfalls beseitigt worden war, war Gaisarik nicht länger willens, sein Friedensverhältnis zu Rom aufrecht zu halten. Er eröffnet die Feindseligkeiten, indem er mit der seit langem ausgerüsteten großen Flotte nach Italien segelte und ohne bei den vor Entsetzen völlig kopflos gewordenen Römern den geringsten Widerstand zu finden in Rom einzog. Vierzehn Tage lang wurde nach dem Rechte des Siegers die „ewige“ Stadt von den Wandalen geplündert, wobei die Schätze des Kaiserpalastes in erster Linie verlorengingen. Mit einer unermesslichen Beute an Gold und Silber, worunter auch das durch Titus geraubte jüdische Tempelgerät von Jerusalem sich befand, sowie mit Tausenden von Sklaven kehrte die wandalische Flotte in die Heimat zurück. Auch die Kaiserin Eudoria wurde mit nach Afrika entführt, ebenso ihre beiden Töchter, von denen die eine, Eudokia mit Namen, durch Gaisarik gezwungen wurde, die Gattin seines Sohnes Hunerich zu werden.

Es ist aber, wie schon oben ausgeführt wurde, eine bössartige Geschichtsfälschung der späteren byzantinischen Geschichtsschreiber, den

Wandalen den Untergang der Paläste oder anderer Gebäude Roms, die in späteren Jahrhunderten des Mittelalters von den Römern selbst zerstört worden, oder den Raub von Marmor Kunstwerken oder ein Morden wehrloser Einwohner Roms zur Last zu legen. Trotzdem hat der Haß der romanischen Welt gegen alles Germanische es fertiggebracht, seit Bischof Gregoire (1794) den Wandalen durch das lügnerische Wort „Wandalismus“ ein unbegründetes Brandmal aufzudrücken.

In den folgenden Jahren unterwarf Gaisarik nicht nur das ganze römische Nordafrika bis nach Cyrene hin, sondern suchte auch die Küste Italiens und die Inseln des westlichen Meeres, Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen und die Pithyusen mit dauernden Einfällen und Plünderungen heim; ja er brandschatzte sogar die Küsten des oströmischen Reiches. So war Kaiser Zeno 476 gezwungen, das Wandalenreich in seinem ganz Afrika einschließenden und durch die genannten Inseln vergrößerten Umfang anzuerkennen. Gaisarik stand auf der Höhe seiner Macht. Um den Bestand und die Einheit seines Reiches für die Zukunft sicherzustellen, machte er sein berühmtes Testament, ein Gesetz, das die Thronfolge des jeweils Ältesten aus seiner männlichen Nachkommenschaft anordnete. Als Gaisarik 477 aus dem Leben schied, trat die neben Theoderik d. Gr. bedeutendste Gestalt der germanischen Heldenzeit von der Bühne ab. Er war von mittlerer Größe und infolge eines Sturzes vom Pferde hinkend. In seiner Geistesverfassung erwies sich Gaisarik als verschlossen und weitblickend, kriegerisch und gewalttätig, habgierig und arglistig, von rastlosem Geiste und ungebändigter Entschlußfähigkeit. Bevor ein anderer nur dachte, hatte er schon gehandelt. Er war wie Theoderik d. Gr. nicht nur als Krieger und Staatengründer groß, sondern auch als weitblickender Herrscher und Gesetzgeber.

Unter seinem Sohne Hunerich (477—484) setzte der Niedergang des Reiches ein. Die von Gaisarik im Zaume gehaltenen Maurenstämme erhoben sich in Aufständen. Durch fanatische und grausame Katholikenverfolgung schuf der König auch im Innern des Landes starke Gärungen. Sein Nachfolger Gunthamund (—496) verfolgte die umgekehrte Politik. Unterdessen drangen die Mauren weiter vor und wurde Sizilien an Odowakar abgetreten. Ein Aufschwung der Macht trat unter Thrasamund (—523) ein, besonders durch das enge Bündnis mit Theoderik d. Gr., dessen Schwester Amalaftrida der König heiratete. Verderbliche Bahnen schlug jedoch sein unfähiger Nachfolger Hilderich (523—530) ein, der Sohn Hunerichs und der römischen Prinzessin Ludokia, indem er sich schroff von Theoderik d. Gr. abwandte und eng an Byzanz angeschlossen. Er scheute sich nicht

einmal, die verwitwete Amalafriða ermorden zu lassen. Der Unwille über die byzanzfreundliche Politik Silderichs führte zu seiner Absetzung und zur Wahl Gailamirs (530—534). Diese Wendung der Dinge benutzte Kaiser Justinian, um im Jahre 533 ein Heer unter Belisars Führung zur Eroberung des Wandalenreichs nach Afrika zu senden, wobei ihn die römerfreundliche ostgotische Königin Amalafuntha unterstützte. Im Jahre 534 war der ruhmlose Untergang dieses einst so machtvollen, stolzen Reiches vollzogen. Der König hatte sowohl politisch als militärisch völlige Unfähigkeit gezeigt. Verweicht durch das afrikanische Klima waren die Wandalen dem Wohlleben verfallen und dadurch körperlich und geistig entartet; im Kriege zeigten sie gegenüber einem weit schwächeren Feinde eine schimpfliche Feigheit. Sie waren keines besseren Königs mehr wert.

95 Jahre hatten die Wandalen Nordafrika die Segnungen des Friedens bewahrt und das Land vor den räuberischen Einfällen der kulturfeindlichen Mauren geschützt, die das römische Reich nicht mehr zu bändigen imstande war. Nach 534 trat diese Geißel des Landes wieder in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf: die Blüte des Landes sank nun für immer dahin.

Was haben nun die Wandalen nach Beendigung ihrer um 400 beginnenden großen Wanderungen und seit der endgültigen Festlegung ihrer Wohnsitz in Afrika nach der Eroberung Karthagos im Jahre 439 an künstlerischen Erzeugnissen in Afrika hinterlassen? Erschreckend Geringes. Das liegt aber hauptsächlich an der mangelhaften Forschung. Vor wenigen Jahrzehnten noch kannte man überhaupt nichts davon. Mittlerweile sind aber spärliche Reste zutage getreten. Da diese indes an den entlegensten Stellen und in ungünstigsten Vereinzlungen veröffentlicht worden sind, ist es nicht wunderbar, daß sie der deutschen Forschung so gut wie unbekannt geblieben sind. Es sei hier daher eine Übersicht dieser Funde gegeben.

Der zeitlich früheste Fund dürfte der im Museum Bardo zu Tunis befindliche, in Koudiat Zateur zu Karthago aus einem Sarkophag gehobene Goldschmuck einer Frau sein (Abb. 216), dessen Anfertigung am ehesten in die Zeit um 400 zu setzen wäre, aber trotzdem einer Wandalin oder vielleicht Alanin angehört haben kann. Der Hauptgegenstand ist eine Halskette, in die Perlen, Almandinen, Berylle hineingearbeitet sind und der ein Medaillon angehängt ist, das mit geschnittenen Granaten und farbiger Paste in Goldcloisons ein lateinisches Kreuz und die Buchstaben A und W aufweist. Weiter sind zu nennen zwei kleine drahtförmige Ohrringe, sowie zwei Sabeln,

die bedeckt sind mit Granatcloisons und Perlen in den ausgesparten Zellen und aufs stärkste an die Sibeln von Szilagy-Somlyo (oben Abb. 115, untere Reihe) erinnern; 1 Sibel mit umgeschlagenem Fuß; drei Singerringe; eine Schnalle; endlich Tausende kleinster Goldröhrchen, die auf das Gewand der Toten gestickt waren, und 169 Goldplättchen, davon 139 quadratisch, 13 dreieckig, 2 rund, 1 rautenförmig,



Abb. 216. Karthago, Koudiat Zateur. Goldschmuck aus dem Grabe einer Wandalin (?). Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. (nach Kostovzeff).

die aufgenäht waren; diese Goldplättchen haben vollkommene Seitenstücke in den Funden von Untersiebenbrunn bei Wien und Miran in der Normandie (vgl. S. 124) und nach Kostovzeff auch in zahlreichen sarmatischen Grabfunden Südrusslands.

2. Zwei Funde von Thuburbo Majus. Der erste enthält 2 Ohringe, 1 achtkantigen Ring, 2 Sibeln mit umgeschlagenem Fuß, mehrere Perlen aus Halbedelsteinen und Bernstein und 23 Goldplättchen derselben Art wie die von Koudiat Zateur, doch in Zinnenform, einer Form, die nach Kostovzeff bei den Sarmaten Südrusslands beliebt

gewesen ist. — Der zweite Fund enthält 1 Sibel, 3 Schnallen mit Granaten und 1 Medaillon mit Karneol. Diese beiden Funde müssen gleichfalls sehr früh, spätestens um 400 nach Chr. angesetzt werden.

3. Im Museum zu Constantine liegt eine verstümmelte „agrafe“ mit Emailkloisons aus dem Grabe des Goldschmieds Præcilius in Constantine.

4. Im Museum zu Oran befindet sich eine Schnalle mit Einlage von 6 grünen Steinen, von denen nur noch einer erhalten ist.

5. Zu Nini bei Ain-Beïda fand man 3 weibliche Skelettgräber in Steinsärgen, von denen das erste 2 goldene Schmuckstücke mit je 12 Edelsteineinlagen und je einem Mittelstein aufwies; das zweite ein Halsband aus Perlen von blauem Email und Gold und auf der Brust ein Goldjuwel mit einem blauen Email in der Mitte; das dritte ein goldgewirktes Gewand mit unzähligen Goldflittern.

6. Im Britischen Museum entdeckte der französische Archäologe De Baye, der die Kunst der Völkerwanderungszeit zu seinem Sonderstudienfach gemacht hatte, eine größere Zahl von Schmuckstücken, die aus Gräbern in Bona (Algier) stammen:

- a) ein Halsband aus ein- und mehrfarbigen Glasperlen nebst Bernsteinperlen
- b) eine goldüberfangene Glasperle
- c) ein Paar Goldohrringe mit polyedrischem Knäuf (Abb. 217), dessen Steineinlage verloren ist; der Draht ist schräg gefeilt
- d) zwei Bronzefingerringe mit gefasster Intaglionsachabmung
- e) zwei Bronzenadeln in Stilusform
- f) ein Bronzelöffel
- g) zwei Gefäßuntersätze aus Glas von alten römischen Glasgefäßen
- h) eine vergoldete Bronzeschnalle mit einem Dorn von Eichenform (Abb. 048zd)
- i) ein Paar bronzene Rundfibeln (Abb. 218) mit grünem und gelbem Glas-Cloisonné. Die strahlenförmig angeordneten Randzellen umfassen grüne Glasplättchen; der mittlere Cabochon aus Bernstein ist umgeben von 8 Cabochons aus gelbem Glas, 4 davon in Bohnenform und 4 in geschweifter Trapezform; die Unterlage des Glases bildet eine feine Goldfolie.
- k) ein Paar silberne Rundfibeln (Abb. 219) mit granatfarbigen Glasfloisons und einem Mittelcabochon; die vier strahlenförmig angeordneten Einlagen in Herzform sind aus Malachit.

7. In La Calle, nicht weit von Bona, ist in einem Selsengrabe eine Schnalle (Abb. 220) mit Beschlag und Gegenbeschlag entdeckt wor-

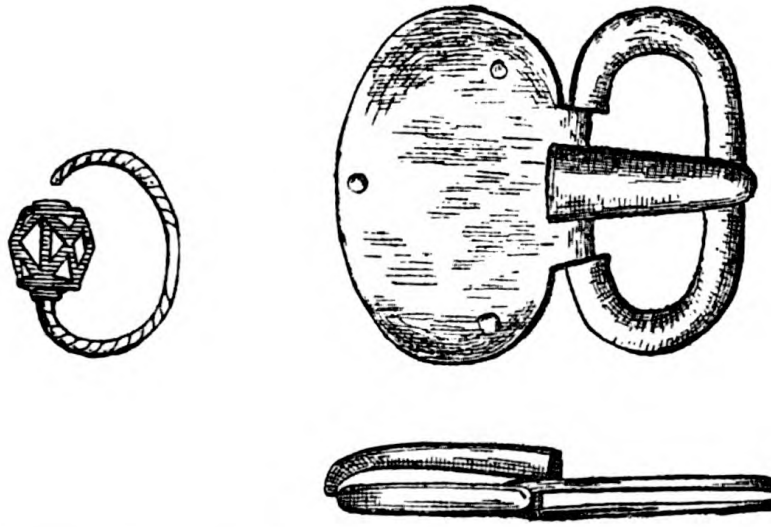


Abb. 217. Bona, Algerien. Bronze. Britisches Museum (nach de Baze).

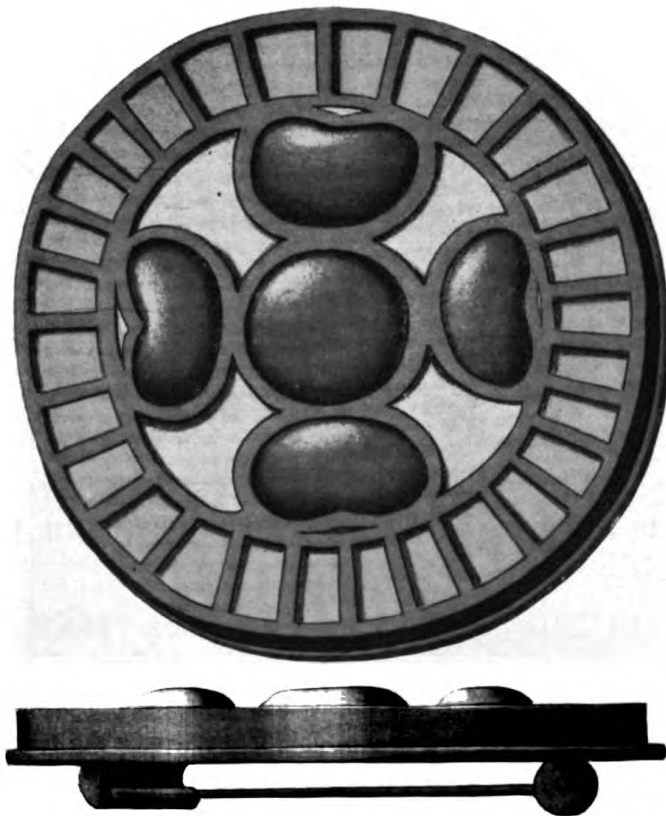


Abb. 218. Bona, Algerien. Bronze-Rundfibel mit grünen und gelben Glas- und Bernsteininlagen (nach de Baze).



den, bei der nicht nur die Beschläge, sondern auch der Bügel und der nach Gotenart gestaltete Dorn aufs reichste mit granatgefüllten Cloisons bedeckt sind. Auf den Beschlägen sind die in Kreuzform angeordneten Einlagen in Herzform aus Malachit, wie bei den silbernen Rundfibeln aus Bona (Abb. 219). Das Stück befindet sich im Museum zu St. Germain bei Paris.

8. In der Sammlung Sarges befinden sich acht wandalische Schmuckstücke aus Tebessa, einem Orte im Innern des Landes südlich von Bona, und eines aus Constantine:

- a) Rechteckiger Schnallenbeschlag (Abb. 221). In der Mitte und in jeder der vier Ecken ein runder Cabochon aus blauem Glas; dazwischen sechseckige Cloisons, die beiden größeren aus grünem Email, die vier kleineren aus rotem Glas
- b) Gleicher Schnallenbeschlag (Abb. 222), die Cloisons sind jetzt leer
- c) Beschlag in Form einer Art „kopfloser Vogels mit ausgebreiteten Flügeln“; die 5 Cloisonteile enthalten nur wenig Email
- d) Halbkreisförmiger Schnallenbeschlag mit zwei Scharnieransätzen. Die Cloisons sind in drei konzentrischen Zonen angeordnet mit gelbem und rotem Glas
- e) Rundfibel mit 3 konzentrischen Zonen von Cloisons von jetzt meist verlorenen Glaspasten
- f) Elliptischer Bronzebeschlag mit zwei kreisförmigen Durchbrüchen; die Füllung der Cloisons besteht aus rotem und grünem Email
- g) Runder Singerringeinsatz aus durchscheinendem roten Glas in Bronzefassung
- h) Ovaler Singerringeinsatz aus opakem blauen Glas in Bleifassung
- i) aus Constantine stammt eine Rundfibel. Die Arme eines früher mit Email gefüllten Kreuzes vereinigen sich in einem kleinen Mittelkreis.

9. Bei der aus Anlaß der Weltausstellung von 1889 im Louvre aufgestellten Sammlung Marchand aus Algier befand sich eine wandalische Rundfibel mit Cloisons, die in der Mitte mit grüner, rechts und links mit weißer Glaseinlage gefüllt waren, außerdem mit Granaten in Form eines griechischen Kreuzes.

Endlich ist als neuester Fund ein vom Berliner Kaiser-Friedrich-Museum zwar schon 1902 erworbener, aber erst 1930 in seiner Zugehörigkeit zur germanischen Völkerwanderungskunst erkannter, recht-

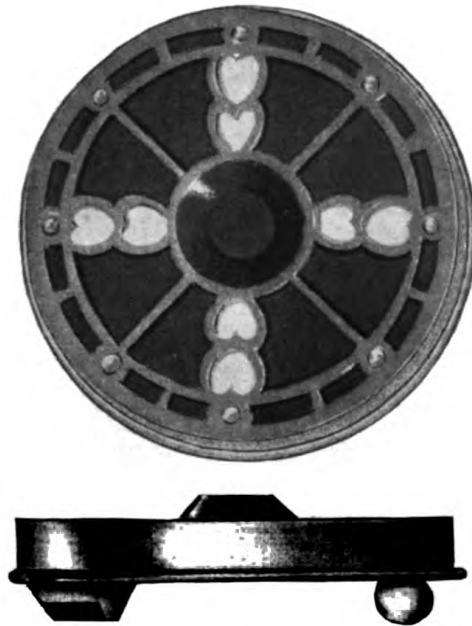


Abb. 219. Bona, Algerien. Silberne Rundfibel mit rotem Glasfluß und Malachit-herzen (nach de Baze).

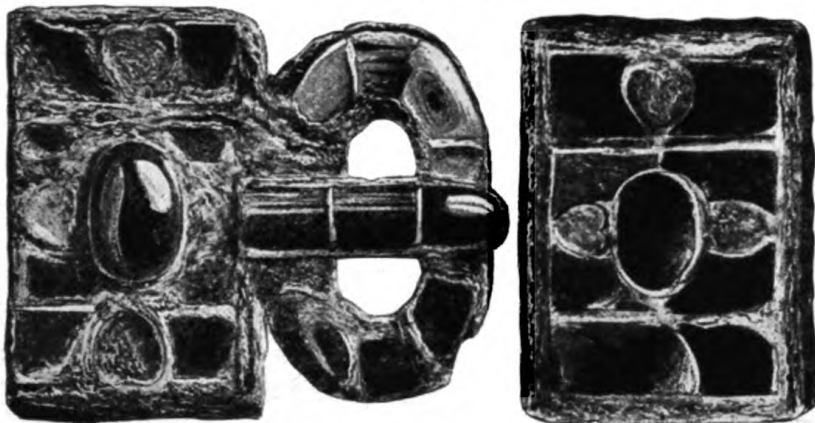


Abb. 220. La Calle bei Bona, Algier (nach Boulangier).

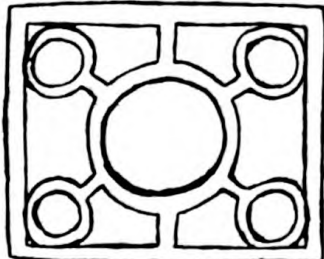


Abb. 221.  $\frac{1}{1}$ .

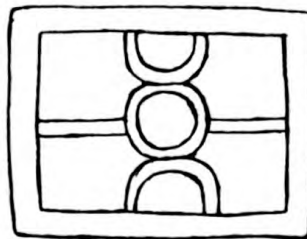


Abb. 222.  $\frac{1}{1}$ .

Tebeffa, Algier. Bronzene Schnallenbeschläge. Sammlung Farges. Schematische Skizzen.

eckiger, bronzener Schnallenbeschlag aus Luxor (Theben) in Ober-  
ägypten zu nennen (Abb. 223). In seiner Mitte befindet sich eine  
Rosette in Bronzefassung, deren Mittelstück eine durchscheinende dunkel-  
blaue Glasplatte bildet, die von vier Blättern aus hellgrünem Glas  
umgeben ist. Die Zellen der Seitenflächen sind mit rotem Glas aus-  
gelegt. An einer der Längsseiten befinden sich Reste von Scharnier-



Abb. 223.  $\frac{1}{1}$ . Luxor (Theben), Oberägypten. Bronzener Schnallenbeschlag.  
Kaiser-Friedrich-Museum Berlin.

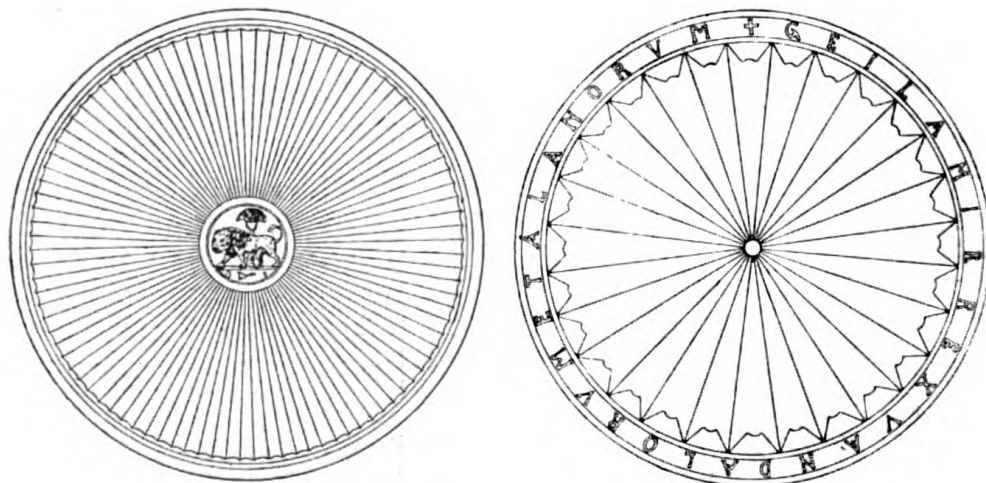


Abb. 224. Silberschale des Königs Geilamir.

ösen, die zur Befestigung des Schnallenbügels und des Dorns dienten.  
— In der breitrechteckigen Form übereinstimmend ist eine westgotische  
Schnalle aus Serpes, Dep. Charente in Südfrankreich; doch weicht  
hier die stark geteilte Fläche bunter kleiner Cloisonfelder ohne weiteres  
gänzlich ab von der einfachen, klaren Ornamentierung der Schnalle  
von Luxor. Dagegen besitzt die Schnalle von La Calle (Abb. 220)  
sowohl in der Form wie in der Anordnung der Ausschmückung große  
Ähnlichkeit mit dem Stück aus Luxor. Dasselbe gilt von den beiden  
Beschlägen von Tebessa (Abb. 221, 222). — Die Schnalle von Luxor

spricht für eine, wenn auch nur ganz vorübergehende, Anwesenheit von Wandalen in Ägypten. Die *Notitia dignitatum*, abgeschlossen um 430, nennt für Ägypten zahlreiche Cohorten germanischer Stämme und unter den Reitereien auch eine von Wandalen. Aber ob diese Germanen auch noch in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts sich für Ägypten anwerben ließen, ist fraglich. Wir wissen aber, daß Gaisarik seine Beutezüge auch auf die Küsten Ostroms ausgedehnt und auch Alexandria in Ägypten bedroht hat. So könnte die Schnalle von Lufor tatsächlich in Ägypten gefunden worden sein. Andernfalls müßte sie, falls sie etwa durch den Kunsthandel nach Lufor gelangt ist, nach der Art ihrer Verzierung aus dem wandalischen Westgebiet der nordafrikanischen Küste stammen.

Zum Schluß sei noch auf das einzig erhaltene Stück des Königshortes der Wandalen hingewiesen, eine Silberschüssel von 2 kg Gewicht, die zu Feltre in Venedig zum Vorschein gekommen ist (Abb. 224). Wahrscheinlich ist sie von germanischen Soldnern aus dem Heere des Belisar, die bei der Erbeutung des Königshortes zu Siponto regius beteiligt waren, nach Italien verschleppt worden. Der Rand der Schüssel trägt die Inschrift *Geilamir rex Vandalorum et Alanorum*. In der Mitte des Bodens ist ein Berberlöwe dargestellt.

## Die Burgunden

Nicht alle germanischen Stämme, die während der Völkerwanderungszeit durch überragende Kriegs- und Staatsmänner mächtige Reiche sich geschaffen, dann aber auf tragische Weise zugrunde gegangen sind, haben Ruhm und Preis in der germanischen Heldensage gefunden. Bei den Goten war dies in verschiedenen Jahrhunderten der Fall: zur Zeit König Ermanriks und zur Zeit Theoderiks des Großen. Der Sturz des Wandalenreichs dagegen war zu unrühmlich, als daß er ein Stoff für die Heldendichtung hätte werden können, obwohl das vorausgegangene Jahrhundert in Gaisarik eine so gewaltige Gestalt geboren hatte, daß diese an sich der Verherrlichung durch Heldensang würdig gewesen wäre; doch fehlte ihr der tragische Zug. Auch der furchtbare, dabei ruhmreiche Zusammenbruch des Gepidenreichs ist durch keinen überlieferten Heldensang gefeiert worden.

Dagegen ist der Fall des burgundischen Reiches, obwohl der Stamm zu den kleineren germanischen gehörte und seine Fürsten keine besonders hervorragenden Taten geleistet haben, in den Mittelpunkt des größten Sagenkreises der Völkerwanderungszeit gerückt worden.

Die Burgunden sind, wenigstens in ihrem führenden Stamm, von der Insel Bornholm ausgegangen. Wie ich vor mehr als drei Jahrzehnten nachgewiesen habe, hieß diese Felseninsel ursprünglich Burgund, d. h. „Hochland“. Später im Mittelalter wurde der Name, wie das in ähnlicher Weise oft geschehen ist, durch Anhängung einer Bezeichnung für die Inseleigenschaft des Landes erweitert. Man brauchte hierfür meist das Wort ö „Insel“ oder auch holm. So entstand der Name Burgundarholm, was deutsch am besten durch „Burgundsinsel“ wiederzugeben wäre. Denn Burgundar ist der Genetiv Singularis, nicht Pluralis. Erst eine Ableitung von dem Urnamen Burgund ist der Volksname Burgundiones. Wenn wir also in frühgeschichtlicher Zeit diesen Stamm im Gebiete zwischen Oder und Weichsel ansässig finden, so ist es schon rein aus sprachlichen Gründen erwiesen, daß er nur von Bornholm nach Ostdeutschland übergesetzt sein kann, nicht umgekehrt, wie gerade von Sprachforschern fälschlich angenommen worden ist.

Die Burgunden bringen von Bornholm die für sie weiterhin kennzeichnende Sitte des Urnenschüttungs- und des Brandgrubengrabes nach dem Westteil Ostpommerns zwischen Oder und Persante hinüber. Wir hörten schon früher einmal, daß die Eigentümlichkeit des Brandgrubengrabes darin besteht, daß nicht nur die verbrannten menschlichen Knochen geborgen werden, sondern daß mit den ungereinigten menschlichen Knochenresten auch der übrige Rückstand des Leichenbrandes, Holzkohlen, Asche, die zerbrannten Reste des Leichengewandes und der dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegebenen gleichfalls zerbrannten Ausstattung für das Jenseits innerhalb einer beutelartigen vergänglichen Hülle gesammelt und ohne weiteren Schutz in eine kesselartige Grube gesenkt wurde. Diese Sitte ist in Bornholm bereits im Laufe des 2. Jahrhunderts vor Chr. herrschend geworden.

Die Burgunden unterjochten zunächst die am Ostufer der untersten Oder vorhandene äußerste östliche Abteilung der Westgermanen und besetzten dort das Land südwärts bis zur Einmündung der Warthe, wie wir das schon in dem Abschnitt „Die Wandalen“ gehört haben (S. 187). Von den Warthebrüchen in der Neumark aus ziehen sie längs Warthe und Netze aufwärts bis zum Quellgebiet der Netze, wo sie sich besonders geschlossen festsetzen. Von der Bromberger Gegend und preußisch Kujawien aus erobern sie einerseits im Norden die Landschaft am Ostufer des Weichselknies von Thorn abwärts bis Graudenz, anderseits ostwärts die beiden Uferstriche der mittleren Weichsel, besonders aber ihr Südufer durch kongresspolnisch Kujawien über die Kreise Kutno, Lowicz, Turek und Gostynin fast bis nach Warschau hin. Am

Südufer ist der Weichselzufluß Bzura bei Sochaczew und Lowicz die Ostgrenze des Stammes, am Nordufer aber der Zufluß Dzialdowka oder Wkra, deren Oberlauf die ostpreussische Soldau ist. Hier ganz im Norden reichen die Burgunder ostwärts bis in den westpreussischen Grenzkreis Strasburg.

Wir haben es also mit zwei Abteilungen der Burgunden zu tun: die ältere, die ich Westburgunden nenne, in Hinterpommern, Neumark und im unteren Netzegebiet; die nur unbedeutend jüngere, die Ostburgunden, im Quellgebiet der Netze, am Weichselknie und am Südufer der mittleren Weichsel. Ein Blick auf die Karte des frühburgundischen Siedlungsgebiets (Abb. 31) lehrt, daß die Ostburgunden keilförmig in das kurze Zeit vor ihrer Ankunft von den Wandalen eingenommene Gebiet eingedrungen sind und es durch eine Art Korridor gespalten haben, wie wir das auch schon gehört haben.

Gerätformen und Waffen der Burgunden bekunden ihren dauernden engen Zusammenhang mit Bornholm. So in der Form der zwei-



Abb. 225.  $\frac{2}{9}$ . Rahmhütte, Kr. Soldin, Neumark. Eisen (nach Kostrzewski).

teiligen, später dreiteiligen eisernen Gürtelhaken (Abb. 225), die bald zu der geschmackvolleren Art aus Bronze (Abb. 226) übergehen; dann in Häufigkeit des einschneidigen Kurzschwertes (Abb. 227), jenes Kennzeichens der Burgunden.

Im übrigen macht sich bei den Westburgunden im ehemals westgermanischen Ostpommern ein anhaltender westgermanischer Zivilisationseinfluß geltend. Als Beispiel nenne ich die ältesten kronenähnlichen Bronze-Scharnierhalsringe mit Knippsschloß, die mit noch niedrigen, schmalen Querrippen verziert sind (Abb. 228), und die massiven Bronzehalsringe mit verdickten kürzeren unverzierten oder mit langen, durch Blutemail verzierten Kolbenenden (Abb. 229).

Im Südstrich der Westburgunden und im Gesamtgebiet der Ostburgunden macht sich außerdem der Einfluß der hochentwickelten wandalischen Tonware geltend, offenbar unter Einwirkung der im Ostburgundengebiet sitzengebliebenen wandalischen Grundbevölkerung. So in der Übernahme der „Krausen“ (Abb. 230) oder der dosenförmigen Henkelgefäße (Abb. 231), aber auch der Ziermuster der Ge-

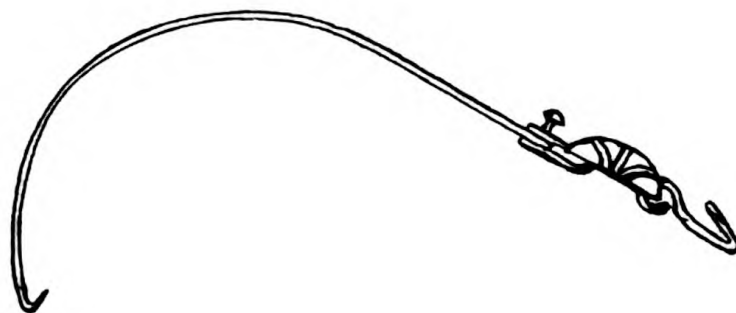


Abb. 226.  $\frac{1}{3}$ . Höhenwugen, Kr. Königsberg, Neumark. Bronze (nach Kostrzewski).

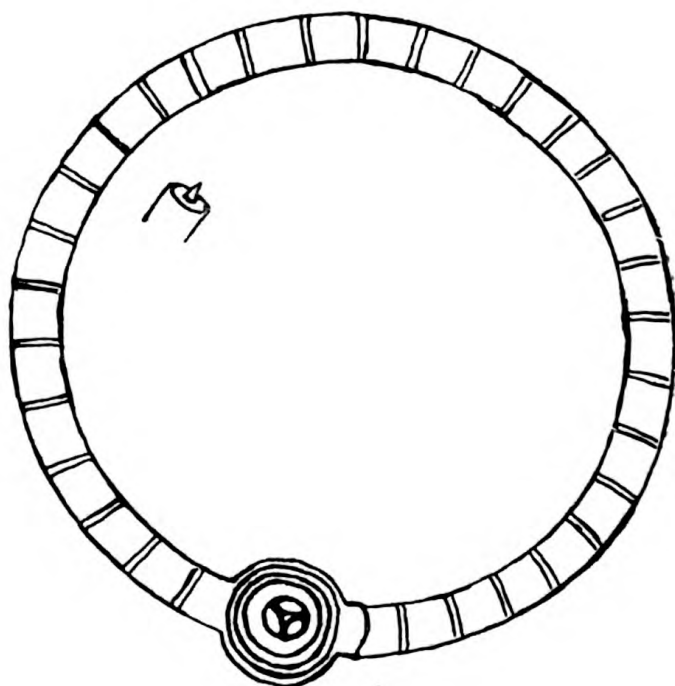


Abb. 227. Etwa  $\frac{1}{7}$ .  
Suckschin, Kr. Danziger  
Höhe. Eisen (n. Kostrzewski).

Abb. 228. Etwa  $\frac{1}{2}$ . Koppenow, Kr. Lauenburg,  
Hinterpommern. Bronze (nach Kostrzewski).

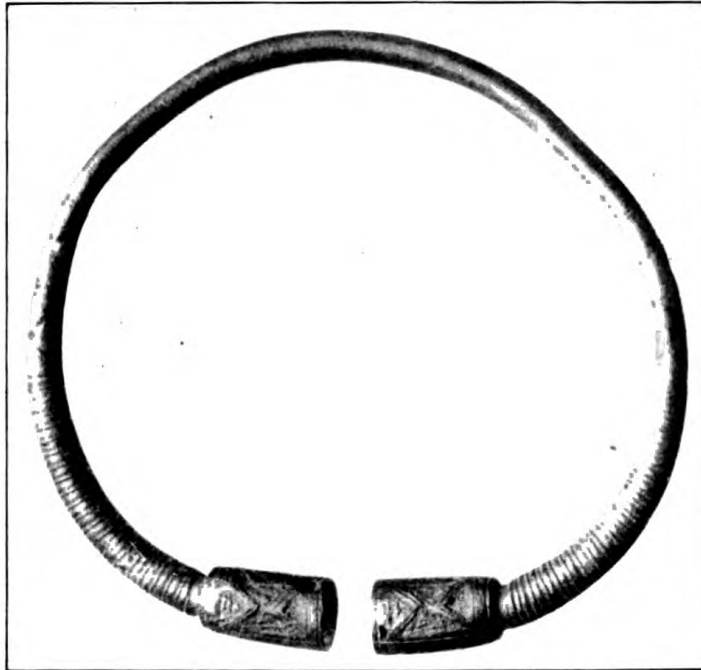


Abb. 229. Etwa  $\frac{1}{2}$ . Hohenwuzen, Kr. Königsberg, Neumark. Bronze (nach Kostrzewski).



Abb. 230.  $\frac{1}{7}$ . Behle, Kr. Scharnikau, Posen (nach Kostrzewski).



Abb. 231.  $\frac{1}{8}$ . Rawitsch, Posen. Ton (nach Kostrzewski).

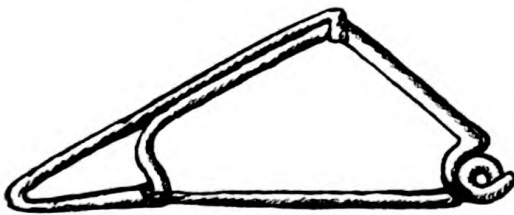


Abb. 232.  $\frac{2}{3}$ . Rondszen, Kr. Graudenz. Eisen (nach Kostrzewski).

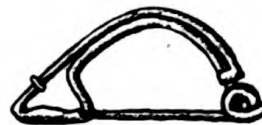


Abb. 233. Etwa  $\frac{2}{3}$ . Rondszen, Kr. Graudenz. Bronze (nach Kostrzewski).



Abb. 234. Etwa  $\frac{4}{5}$ . Ladekopp, Kr. Marienburg. Eisen (nach Kostrzewski).



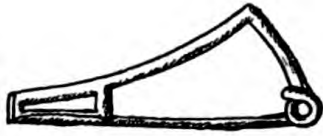


Abb. 235.  $\frac{2}{3}$ . Schönwarling,  
Kr. Danziger Höhe. Eisen  
(nach Kostrzewski).

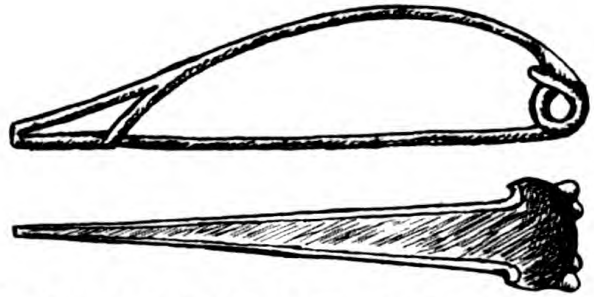


Abb. 236.  $\frac{3}{4}$ . Rondsien, Kr. Graudenz.  
Eisen (nach Kostrzewski).

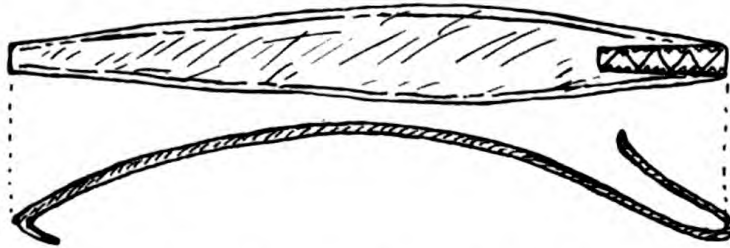


Abb. 237. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Rahmhütte, Kr. Soldin, Neumark. Eisen (nach  
Kostrzewski).

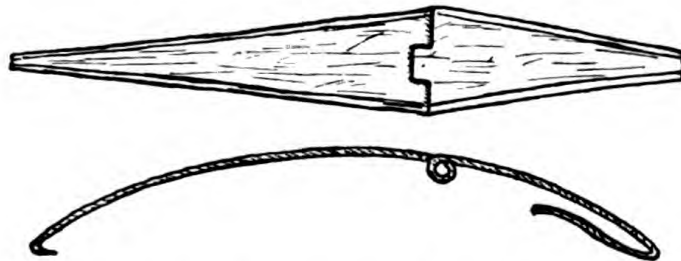


Abb. 238.  $\frac{2}{5}$ . Wszedzin, Kr. Mogilno, Posen. Eisen (nach Kostrzewski).

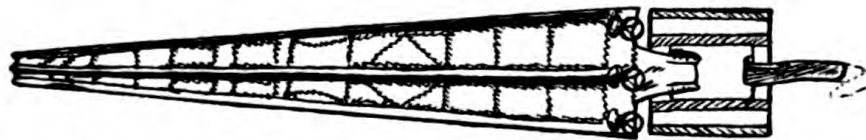


Abb. 239. Etwa  $\frac{2}{7}$ . Dobberphul, Kr. Greifenhagen, Vorpommern. Bronze  
(nach Kostrzewski).

fäße, wie des typisch wandalischen, strichgefüllten geraden, geschweiften oder Zickzackbandes.

Sonst hat die ostburgundische Zivilisation stärkste Übereinstimmungen mit der im Gebiet der Danziger Bucht und im angrenzenden Ostpommern, vom Persantefluß ostwärts bis nach Elbing hin, herrschenden Zivilisation der Rugier.

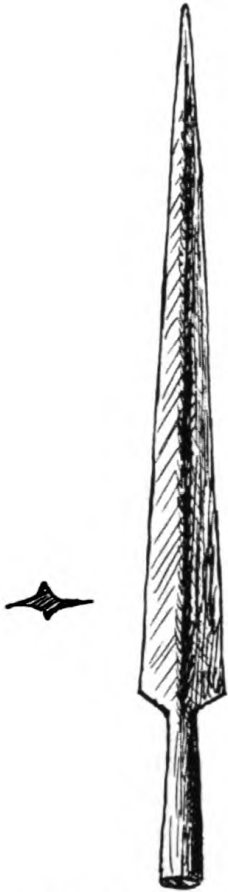


Abb. 240.  $\frac{1}{5}$ . Kulm,  
Westpreußen. Eisen  
(nach Kostrzewski).

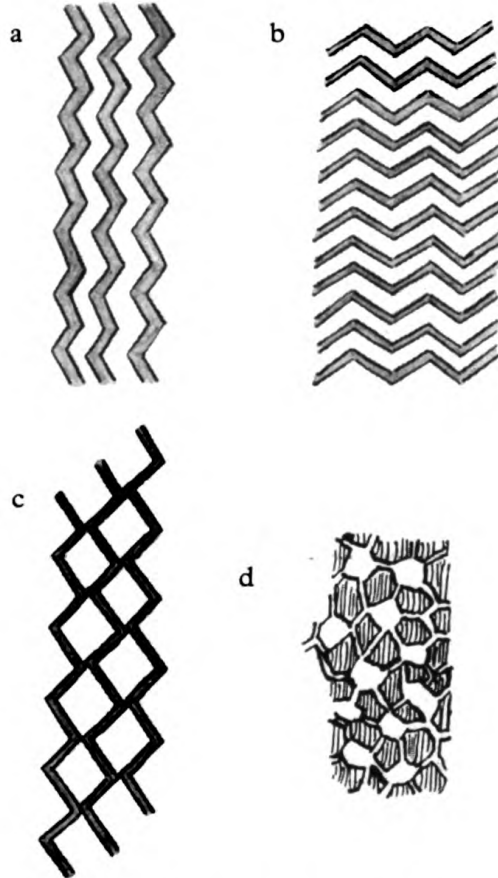


Abb. 241. Verzierungen der Lanzen-  
spitzen (nach Kostrzewski).

Ohne auf die in beiden Gebieten auch vertretenen allgemein ostgermanischen Formen näher einzugehen, nenne ich von jenen ostburgundisch-rugischen Sonderheiten, die den Wandalen fehlen, folgende:

I. Eiserner Sibel vom sog. Mittellatèneschema, d. h. solche, deren Bügelende vom Bügelfuß her nach der Bügelmitte oder gar nach dem Bügelpfosten zurückgreift und dort befestigt wird. Dazu gehören Sibel mit stumpfwinklig geknicktem Bügel, gestreckten Schen-

feln, Kopfstützfalte für die Spirale, oberer Sehne (Abb. 232); ferner solche mit hochgeschwungenem drahtförmigen Bügel und „abgebogenem Mittelsteg“ (Abb. 233). Desgleichen Sibeln vom Spät-

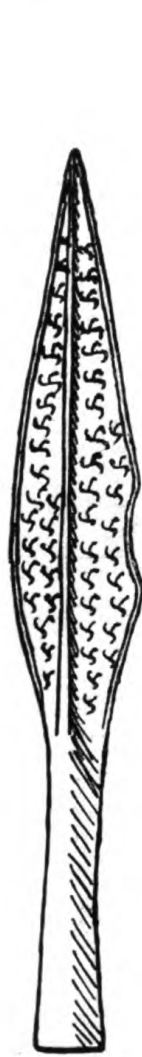


Abb. 242.  $\frac{1}{2}$ .  
Koppenow,  
Kr. Lauenburg,  
Hinterpommern.  
Eisen  
(nach Stubenrauch).



Abb. 243.  $\frac{1}{2}$ .  
Kondsen, Kr.  
Graudenz. Eisen  
(nach Unger).



Abb. 244.  
Etwa  $\frac{1}{6}$ .  
Ostrowik,  
Kr. Strelno, Posen.  
Eisen  
(nach Kostrzewski).



Abb. 245.  $\frac{2}{3}$ .  
Nohau,  
Kr. Schrimm,  
Posen. Eisen  
(nach Kostrzewski).<sup>1</sup>



Abb. 246.  
Etwa  $\frac{1}{5}$ .  
Tuczno,  
Kr. Hohensalza,  
Posen.  
Eisen u. Holz.  
(Rekonstruktion  
nach Kostrzewski).

latèneschema, deren Bügelfußende nicht mehr nach oben zurückgreift, sondern einen geschlossenen dreieckigen oder trapezförmigen Rahmen bildet. Hierzu gehören Sibeln mit stumpfwinklig geknicktem

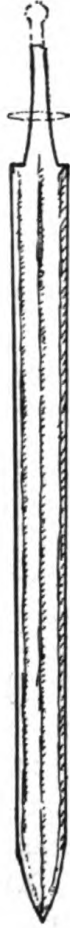


Abb. 247. Etwa  $\frac{1}{9}$ .  
Lachmiowitz, Kr.  
Strelno, Posen. Eisen  
(nach Kostrzewski).



Abb. 248.  $\frac{1}{7}$ .  
Lachmiowitz, Kr.  
Strelno, Posen. Eisen  
(nach Kostrzewski).



Abb. 249.  $\frac{1}{7}$ .  
Kondsen, Kr. Graudenz.  
Eisen (nach Jahn).

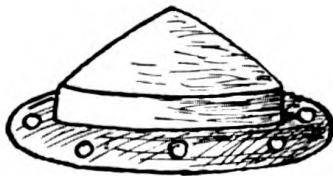


Abb. 250.  $\frac{1}{5}$ . Kondsen,  
Kr. Graudenz. Eisen  
(nach Kostrzewski).

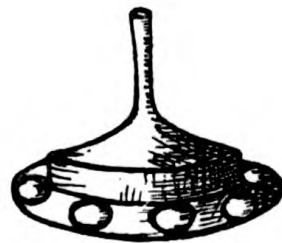


Abb. 251. Etwa  $\frac{1}{5}$ .  
Schönwarling, Kr. Danziger Höhe.  
Eisen (nach Kostrzewski).

oder dreieckigem Bügel, teils mit oberer, teils mit unterer Sehne, aber ohne Stützfalte für die Spirale, und mit trapezförmigem Fuß (Abb. 234); ferner solche mit geknicktem Bügel und unterer Sehne (Abb. 235); drittens sogenannte „Schüsselfibeln“ mit schon bandförmigem Bügel und unterer Sehne (Abb. 236).

2. Eiserner Gürtelhaken, die im Gegensatz zu den Wandalen, wo sie recht selten auftreten, bei den Ostburgunden und Rugiern sehr zahlreich erscheinen. Davon gehören hierher: eingliedrige, bandförmige, deren Enden nach verschiedenen Seiten umgebogen sind (Abb. 237); zweigliedrige Scharniergürtelhaken (Abb. 238) und dreigliedrige Bronze-gürtelhaken (Abb. 239).

3. Was die Waffen angeht, so sind ja die Burgunden die hervorragendsten Waffenmeister in der Latènezeit. Bei der wichtigsten Waffe, der Lanze, sind folgende Arten von Lanzenspitzen zu nennen: solche mit im Umriss annähernd keilförmigen, dreieckigen Blatt (Abb. 240); solche mit erhabenen, also eingekanteten, nicht eingepunzten Zickzacklinien (Abb. 241, a—c), mit erhabenem Sternmuster (Abb. 241d) mit erhabenen Dreiwirbeln oder Sanktenkreuzen (Abb. 242) und solche mit Verzierung des Blattrandes durch einen oder meist mehrere flachbogensförmige, unsymmetrisch gestellte Ausschnitte (Abb. 243).

Ferner sind zu nennen Speerspitzen mit Widerhaken (Abb. 244), eine Waffe, die den Wandalen ebenso fehlt, wie der burgundisch-rugische Lanzenstiefel, eine Eisenzwinge für das untere Ende des Lanzenchaftes (Abb. 245) und vor allem das kennzeichnend burgundische breitflügelige einschneidige Kurzschwert (Abb. 246), während von den verschiedenen Arten ostgermanischer zweischneidiger Schwerter nur solche mit scharf rechtwinklig abgesetzter Griffangel (Abb. 247) samt den zugehörigen Schwertscheiden mit geradem Mundstück (Abb. 248), sowie Schwertscheiden mit glockenförmig geschweiftem Mundstück, spitzem Ortband und leiterartig angeordneten Querstegen (Abb. 249) hierher gehören.

Auch von den rasch zu den verschiedensten Formen sich entwickelnden Schildbuckeln sind nur die hohen, ungewölbten Kegelschildbuckeln (Abb. 250) und die Stangenschildbuckeln (Abb. 251) anzuführen; von den Schildfesseln, der eisernen Handhabe des Schildes, die wiederum bei den Wandalen sehr selten sind, die langen mit vier runden Nietplatten versehenen (Abb. 252), die Vorstufe zu den schmalen profilierten Fesseln der frühen Kaiserzeit.

4. Unter den Geräten sei das auffallend starke Vorwiegen der halbmondförmigen (Abb. 253) und der halbkreisförmigen (Abb. 254) ungestihten Rasiermesser und der zur Frauenausstattung gehörigen



Abb. 252.  $\frac{1}{3}$ . Lachmirowig,  
Kr. Strelno, Posen. Eisen (nach Jahn).

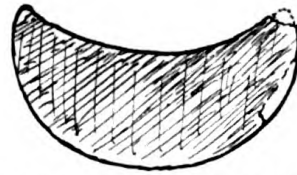


Abb. 253. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Suchsin,  
Kr. Danziger Höhe. Eisen  
(nach Kostrzewski).



Abb. 254. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Neuguth,  
Kr. Kulm, Westpreußen. Eisen  
(nach Kostrzewski).

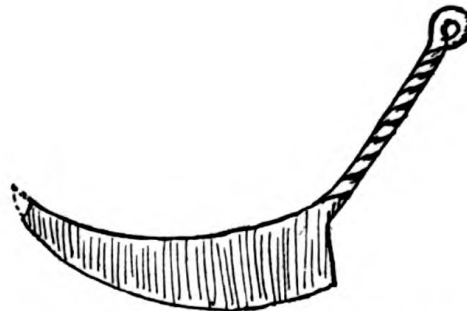


Abb. 255. Etwa  $\frac{3}{5}$ . Kulm, Westpr.  
Eisen (nach Kostrzewski).

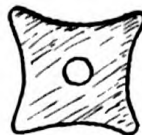


Abb. 256.  $\frac{2}{3}$ . Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Ton  
(nach Kostrzewski).

sichelförmigen, gestielten Messer (Abb. 255), endlich noch der fissenförmigen Spinnwirtel aus Ton (Abb. 256), ebenso der den Wandalen gleichfalls fehlenden Spinnwirtel aus Knochen oder Stein hervorgehoben.

Die bisherigen Ausführungen zeigten den großen Aufschwung der burgundischen Macht im 1. Jahrhundert vor Chr. Anders gestalteten sich die Verhältnisse im 1. Jahrhundert nach Chr. infolge des Einbruchs der aus dem schwedischen Götaland kommenden Gutonen in das rugische Weichselmündungsgebiet. Die Rugier mußten hier vor den Gutonen westwärts weichen und drückten nun ihrerseits auf die Westburgunden. Und zwar waren dies die mittleren Rugier im Küstengebiet des Puziger Wieks und des östlichsten pommerischen Kreises Lauenburg, die, wie der plötzliche Abbruch ihrer Gräberfelder dertut, ihr Land aufgaben, um sich allmählich weiter westwärts eines Teiles der Sitze der Westburgunden zwischen oberer Persante und Oder zu bemächtigen. Hier erscheinen im Laufe des 2. bis zum 4. Jahrhundert entgegen dem früheren burgundischen und auch altrugischen Brauche der Brandgrubengräber eine Fülle von Körpergräbern. Seit etwa 200 nach Chr. haben die Westrugier auch die Insel Rügen besetzt, die nach ihnen bis heute ihren Namen führt.

Die von der Mittelgruppe der Rugier bedrängten Westburgunden zwischen Oder und Persante schlossen sich, soweit sie nicht im Laufe des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr. sich in den südlicheren Teil des Westburgenlandes verzogen hatten, wahrscheinlich dem ostburgundischen Bruderstamme an oder fügten sich der Herrschaft und den Grabessitten der Rugier. Denn Brandgrubengräber fehlen im westlichen Sinterpommern vom 1. Jahrhundert nach Chr., wie oben bemerkt worden ist, so gut wie ganz; statt dessen erscheint hier im Laufe des 2. Jahrhunderts nach Chr. eine Fülle von Körpergräbern.

Singegen setzt sich im alten Gebiete der Ostburgunden im südlichen Westpreußen östlich der Weichsel und im nordpommerschen Netzebezirk die ihnen eigentümliche Sitte der Brandgrubengräber in alter Stärke fort; seltener erscheinen Urnengräber. Immerhin läßt sich in vielen Stücken ein kultureller Einfluß der Gutonen auch hier erkennen, nicht nur in der Aufnahme aller Neuentwicklungen der stofflichen Zivilisation der Gutonen, sondern auch darin, daß die Ostburgunden nun nach gutonischer Weise die Waffenbeigabe bei der Bestattung aufgaben, um sie erst nach ihrer Abwanderung im 3. Jahrhundert nach Chr. wieder aufzunehmen. Diese Verhältnisse dauern bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Da verschwindet an der Weichsel plötzlich die ostburgundische Kultur, und gepidisch-gotische Körpergräber der Weichselmün-



Abb. 257.  $\frac{1}{1}$ . Müncheberg, Kr. Lebus, Neumark (nach Kossinna).  
 Links: Sonnenschiff (?);      Links: Mond, „Naniga“, Sonne;  
 rechts: Dreischenkler, Hakenkreuz.      rechts: Blitzzeichen, Sonne.



zungskultur nehmen den Platz jener ein. Das südwestliche Westpreußen, so die Kreise Tuchel und Flatow, sowie Nordposen bis zur Nege nehmen die Gepiden sogar schon um 100 nach Chr. den Ostburgunden ab. Und während des 2. Jahrhunderts dringen die Gepiden noch weiter südwärts ins Warthegebiet des mittleren Posens und damit bereits in den nördlichen Grenzstrich der Wandalen hinein.

Die Burgunden aber wandern am Ende des 2. Jahrhunderts nach Westen aus: ihre Brandgrubengräber erscheinen im 3. Jahrhundert in der Neumark und besonders stark in der Niederlausitz, weiter westlich in den Kreisen Niederbarnim und Teltow, im uckermärkischen Kreise Prenzlau und sogar im östlichen Vorpommern in den Kreisen Randow und Demmin. Die berühmte, reich mit Heilszeichen bedeckte Runen-Lanzenspitze von Müncheberg, Kr. Lebus (Abb. 257), entstammt einem Grabe, das nur den Burgunden zugeschrieben werden kann. Im Staate Sachsen umfaßt die neue burgundische Siedelung des 3.—4. Jahrhunderts nach Chr. das Ostgebiet von Bauzen bis nach Riesa a. d. Elbe hin. Man kann also sagen, daß im 3.—4. Jahrhundert der ganze Weststrich des Ostgermanengebiets bis zu einer Grenzlinie von Schwerin über Prenzlau und Berlin nach Riesa-Dresden Burgundenland war (vgl. Tafel I).

Von hier stießen vereinzelte Vortrupps der Burgunden nach Südwestdeutschland vor. Solche machten in Gemeinschaft mit den Alemannen schon um 289 einen Einfall aufs linke Rheinufer hinüber, wurden aber von Maximilian abgewiesen. In der Folge befehden sich Burgunden und Alemannen, nachdem die Burgunden den Limes zu ihrer Westgrenze gemacht hatten. Ihre eigentlichen Sitze liegen nun am Mittelmain. Von hier aus unternahmen burgundische Scharen um 370 im Bündnis mit Julian einen neuen Einfall nach Rheinhessen, gehen dann aber wieder nach dem Mittelmain zurück.

Um 400 zeigen sich an vielen Orten im unteren Maingebiete, so zu Niederursel bei Frankfurt a. M., Stockstadt a. M., Kostheim, besonders zahlreich zu Wiesbaden, ferner zu Neuenheim-Heidelberg und zu Mainz, Gräber von ausgesprochen ostgermanischer Färbung, die daher den Burgunden zugeschrieben werden. In dieser Zeit nahmen die Burgunden wohl das arianische Christentum an.

Vom unteren Main aus zieht in dem denkwürdigen Jahre 406/07 die Hauptmasse der Burgunden im Gefolge der Wandalen, Silingen, Swaben, Quaden und Alanen über den Rhein nach Gallien hinein. Alle größeren Städte der Provinz Germania I, d. h. des linken Uferlandes des Mittel- und Oberrheins, wie Mainz, Worms, Speier, Straßburg, werden zerstört, desgleichen in der Provinz Belgica II, wohin sich die

Germanen nach Durchmarsch der südlicheren Provinz Belgica I gewandt hatten. Dagegen lassen sie das ganze Gebiet der Germania II, also das linke Ufergebiet des Niederrheines nördlich von Andernach nebst dem heutigen Belgien und Holland, unberührt.

Die Burgunden standen damals unter der Herrschaft des Königs Gundahars (Gundicarius) aus dem fürstlichen Geschlecht der Gibiunge; seine Brüder sind Godomarus, im Nibelungenliede Genot genannt, und Gislaharius (Giselher). Die Burgunden lassen sich nun vom Usurpator Constantinus in der Germania secunda, die ihnen dazu besonders geeignet erschien, da sie unversehrt geblieben war, als kaiserliche Söderaten ansiedeln. Mit ihrer Hilfe wird 411 Jovinus zu Mundiaco, worin man das heutige Mündt bei Jülich erkennen will, zum Kaiser ausgerufen. Auch als Jovinus 413 durch den Patrizier Constantius gestürzt wird, behalten sie ihr neuerworbenes Siedlungsland, in dem noch heute der wallonische Ort Trognée liegt, wobei man an Sagen von „Tronje“ erinnert wird.

Wie ist es nun gekommen, daß Gunthers Residenz allgemein in Worms angenommen wird? Vielleicht ist eine Verwechslung von Ortsnamen der Grund: bei Aachen liegt ein Ort Worm. In dem lateinischen Waltherepos des St. Galler Klosterschülers Ekkehard IV. aus dem Beginn des 10. Jahrhunderts wird zum ersten Male ein König Gunther von Worms genannt. Aber erst das Nibelungenlied hat dieser Verwechslung allgemeine Geltung verschafft.

413—435 herrschte Ruhe im burgundischen Lande. Als dann Gundahar sein Herrschaftsgebiet auf Kosten der römischen Provinz Belgica zu vergrößern versuchte, wurde er von einem römischen Heere unter dem kraftvollen Aetius geschlagen. Es kam wohl zu einem Frieden, doch hatte Aetius von nun an das lebhafteste Bestreben, Gallien von dem burgundischen Fremdkörper zu befreien. Er sandte 436 ein in römischen Diensten stehendes hunnisches Korps gegen die Burgunden. Diese erlitten eine furchtbare Niederlage, bei der König Gundahar mit seiner ganzen Sippe und der größte Teil seines Heeres vernichtet wurde.

Die Kunde von diesem Ereignis verbreitete sich rasch in der gesamten Welt der Germanen, und das Heldenlied bemächtigte sich sofort mit unvergleichlichem Erfolge dieses Stoffes. Da aber die Heldendichtung sich nicht mit dem Geschick von Völkern, sondern nur mit dem hervorragender Volksführer und Helden beschäftigt und die großen Ereignisse der Völkergeschichte ins Persönliche, Sippenhafte umfiliert, so lief das älteste Burgundenlied aus der Mitte des 5. Jahrhunderts auf eine Schilderung des Untergangs der burgundischen Königssippe hinaus. Dabei schaltete der Dichter mit dem geschichtlichen

Stoff vielfach nach seinem dichterischen Gutdünken. Die Burgundenschlacht wird bei ihm nicht von den Hunnen des Aetius geschlagen, sondern von Attila. Daher mußte er den Schauplatz des Ereignisses an den Sonnenhof verlegen.

Den sehr geschwächten Stamm der Burgunden brachte Aetius 443 in der Landschaft Sapaudia (Savoyen) und in den Stadtgebieten von Genf, Villeneuve und Grenoble unter. Hier wohnten sie wiederum als kaiserliche Förderaten und erhielten anfangs die Hälfte, später nach Vergrößerung ihres nunmehr selbständiger gewordenen Reiches zwei Drittel des Ackerlandes. Tatsächlich waren sie seit dem letzten Drittel des 5. Jahrhunderts völlig unabhängig von Rom.

Starke Verluste erlitten sie in der großen Sunnenschlacht vom Jahre 451, wo sie unter Gundowech, dem Begründer eines neuen Königsgeschlechts, im westgotisch-römischen Heere mitfochten. Das an Umfang wachsende Reich gewann unter Chilperich I. (etwa 470 bis 480) seine größte Ausdehnung, indem es nun das ganze Gallien zwischen Rhone, Alpen und Mittelmeer umfaßte. Die Grenze gegen die Alemannen entsprach innerhalb der Schweiz etwa der heutigen deutsch-französischen Sprachgrenze.

Unter König Gundobad (etwa 480—516), der bis zur Erlangung der Königswürde leitender Heermeister des weströmischen Reiches gewesen war und als König das Gesetzbuch der Burgunden veröffentlichte, begann aber bereits der Verfall des Reiches, sowohl im Innern, wo die katholische Geistlichkeit immer größere Machtbefugnisse gewann, als auch nach außen hin, wo der König seine Herrschaft gegen die Franken nur mit Hilfe der Westgoten retten konnte (502). Trotzdem schloß er sich dann aber Chlodowech an und brachte ihm sogar Hilfe gegen die Westgoten (507). Von Gundobads Nachfolger Sigismund (516—523), dem Schwiegersohne Theoderiks des Großen, hörten wir schon in der Schilderung des trüben Endes des großen Ostgotenkönigs (S. 175 f.), daß er der katholischen Kirche völlig untertan wurde, trotzdem aber nicht den geheimen Landesverrat der katholischen Geistlichkeit verhindern konnte, die dauernd mit dem Frankenkönig in Verbindung stand. Ferner, daß er schließlich Anschluß an Byzanz suchte und dadurch mit Theoderik dem Großen in Streit geriet. So kam es, daß 523 der Frankenkönig Chlodomer das Burgundenland von Norden her eroberte, während Theoderik d. Gr. das Gebiet bis zur Isère in Besitz nahm. Der Versuch König Godomars, des Bruders Sigismunds, das Reich wiederherzustellen, hatte einen nur kurzen Erfolg; 532 unternahmen die Franken einen neuen Angriff auf Burgund, der 534 dazu führte, daß das Reich unter die Frankenkönige Chlotachar, Childebert und Theudebert aufgeteilt



Abb. 258. Gourdon, Dep. Lot, Südfrankreich. Kelch und Schale des Burgundenkönigs Sigismund († 524).



Abb. 259. Fast  $\frac{1}{2}$ . Balme, Dep. Haute Savoie, Frankreich (nach Salin).



Abb. 260.  $\frac{2}{3}$ . Ober-Wallis, Kanton Wallis, Schweiz (nach Salin).  
Kosfinna, Germanische Kultur I

wurde; doch behielten seine Bewohner ihr angestammtes Recht und ihre sonstigen Stammeseigentümlichkeiten bei.

Aus dem Königshort Sigismunds hat sich ein zu Gourdon, Dep. Lot in Südfrankreich, gefundener goldener Doppelhenkelfelch und eine rechteckige Schale erhalten (Abb. 258). Der Kelch ist mit erhabenen Blättern und Ranken verziert; der Rand der Schale mit Steineinlage bedeckt, die in stufenförmig gestalteten Zellen liegt, am inneren Boden befindet sich ein Kreuz mit Zelleneinlage und in den Ecken Herzmotive in Goldfiligranfassung.

Eine eigentümliche Färbung gewinnt die burgundische Kunst im 7. Jahrhundert durch ihre starken Beziehungen zum orientalischen



Abb. 261. Neuenburg (Schweiz). Burgundische Bronzegürtelschnalle mit Durchbruchverzierung (2 Greifen). 7. Jahrh. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin.

Christentum. Diese zeigen sich an Fibeln und noch reichhaltiger und auffallender an großen bronzenen Gürtelschnallen mit figürlichen Darstellungen, deren Motive aus Syrien oder Ägypten stammen. Am deutlichsten erscheint dieser Einfluß in der häufigen Übernahme der Figuren des mit der Schlange kämpfenden Löwen, kämpfender Drachen oder des in der Löwengrube zwischen zwei mit dem Kopfe abwärts gerichteten Tieren befindlichen Daniel, dessen Füße die Tiere lecken (Abb. 259). Die zuerst noch naturalistisch gehaltene Danielgruppe wird sodann der germanischen Tierornamentik angepasst, wobei die Tiere aufwärts gestellt werden und Drachenköpfe mit langgezogenen Schnäbeln und oft bandartig dargestellten Körpern in reinem Tierstil II erhalten, der Mann aber zu einem Gefäß entartet, aus dem die Phantastiere zu fressen scheinen (Abb. 260). Daraus entsteht bei anderen Schnallen ein vor dem Futtertroge stehender Vierfüßler (Pferd?). Oder es tritt an Stelle

des Gefäßes ein Kreuz, zu dem sich der Mann wieder gesellen kann, aber nun doppelt zu beiden Seiten des Kreuzes.

Eine burgundische Schnalle aus Neuenburg in der Schweiz ist in stark durchbrochener Arbeit mit zwei Greifen verziert (Abb. 261).

Ganz hervorragende Kunstwerke sind auch die großen burgundischen Eisenschnallen mit Silbertauschierung, bei denen der Tierstil II überwiegend in rein geometrische Ornamentation übergeht. Das vielleicht prächtigste Stück dieser Art, eine Schnalle aus Fétigny, Kanton Freiburg, Schweiz, werden wir im Bilde in dem Kapitel „Tierornamentik“ kennenlernen (Abb. 417).

### Die Rugier

Die Rugier nennt Tacitus als ein Ostseeküstenvolk neben den Lemuoniern im Westen und den Gutonen im Osten, also in Sinterpommern. In der gotischen Wanderungssage heißen sie Ulmerugi, bei den Angelsachsen Holmryge, saßen demnach ursprünglich auf den Inseln des Weichseldeltas, die später „Gepideninseln“ hießen. Der Name der Rugier, der „Koggenesser“ bedeutet, ist ein Spottname, den die Rugier von den ostgermanischen Nachbarvölkern erst in Ostdeutschland erhalten haben können, denn der Koggen kam erst während der Eisenzeit vom skythischen Südrussland nach Nordostdeutschland, während in Nordeuropa die Gerste die Getreideart ist, die am weitesten nordwärts vordringt.

Von woher die Rugier in ihre Sitze im Süden der Ostsee gekommen sind, ist unsicher; sie sind zweifellos desselben Stammes wie die Rugier im südwestnordwegischen Rogaland des Mittelalters, jetzt Ryfylke. Auch die norwegischen Rugier werden in dichterischer Sprache Holmryger genannt, was vielleicht, obwohl nicht notwendig, für ihre Herkunft aus Ostdeutschland spricht. Eine solche Einwanderung aus Sinterpommern nach Norwegen, allerdings erst im 3.—4. Jahrhundert nach Chr., hat man aus den archäologischen Verhältnissen, dem plötzlichen Einsetzen eines mächtigen Einflussstromes südlicher Luxuswaren nach Rogaland um diese Zeit, erschließen wollen. Doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich in letzterem Falle vielmehr um eine teilweise Rückwanderung des Volkes nach seiner norwegischen Urheimat handelt.

Prüft man die archäologischen Verhältnisse der Latènezeit, so zeigt sich, daß Beziehungen der Rugier zu Bornholm so gut wie fehlen und daß solche zu Ostschweden und besonders zu Gotland zwar vor-

handen sind, aber doch in so geringem Maße, daß an eine Herleitung der Rugier aus diesen Ländern nicht zu denken ist.

In dem Gesamtgebiet der Rugier kann man eine Dreiteilung vornehmen in Ost-, Mittel- und Westrugier. Die Ostrugier in den Kreisen Kartthaus, Danziger Höhe, Dirschau, Marienwerder, Marienburg, Stuhm, Pr. Holland, Elbing bleiben nach dem Einbruch der Gutonen ins Weichselmündungsgebiet um Christi Geburt in ihren alten Sizen und fügen sich der gutonischen Herrschaft. Denn ihre alten Gräberfelder aus der Latènezeit brechen um Christi Geburt nicht ab, sondern dauern im 1. Jahrhundert nach Chr. fort, zeigen aber nun im Anschluß an die Sitten der neuen herrschenden Schicht den gutonischen gemischten Grabritus von Brand- und Skelettgräbern.

Anders dagegen verhält sich die Mittelgruppe der Rugier im Küstengebiet des Puziger Wieks und im östlichsten pommerschen Kreise Lauenburg. Hier brechen die Gräberfelder um Christi Geburt plötzlich ab, was Auswanderung der Bevölkerung anzeigt.

Und noch anders steht es mit den Gräberfeldern der Westrugier am Küstenstrich der Kreise Stolp, Schlawe, Köslin und Belgard. Diese werden, wenn auch spärlicher und mit Unterbrechungen bis gegen 200 nach Chr. weitergeführt und beweisen einige Sesshaftigkeit dieser Bevölkerung.

Die Mittelrugier, die ihr altes Gebiet aufgaben, scheinen allmählich, vielleicht unter Beteiligung der Westrugier, weiter westwärts des größten Teiles der alten Sizen der nördlichen Westburgunden zwischen oberer Persante und Oder sich bemächtigt zu haben, nachdem diese ausgewandert waren. Statt der burgundischen Brandgrubengräber erscheint hier im Laufe des 2. Jahrhunderts eine Fülle von Körpergräbern, die sich auch während des 3. und 4. Jahrhunderts fortsetzt. Seit etwa 200 nach Chr. haben die Rugier auch die Insel Rügen besetzt, die nach ihnen über die Wendenzeit hinweg bis heute ihren Namen führt. Durchaus irrig ist die von manchen Forschern auch heute noch vorgebrachte Meinung, Rügen hätte seinen Namen nicht von den Rugiern, sondern erst von den wendischen Rujanen erhalten. Vielmehr liegt hier der in der älteren Völkergeschichte so oft wiederkehrende Fall vor, daß der Name eines Volkes derart an einem Lande haftet, daß er nach Verschwinden jenes Volkes auf das nachfolgende Volk übergeht, mag dieses auch einem durchaus anderen Volkstum angehören. So ging der Name der illyrischen Veneter im Munde der Germanen auf die ihnen nachfolgenden Wenden über, so der Name der keltischen Bojer auf die deutschen Böhmen, der Name der wandalischen Silingen auf die wendischen Slezane, der Name der germanischen



Abb. 262 a.  $\frac{1}{5}$ . Schönwarling, Kr. Danziger Höhe. Ton (nach Kostrzewski).



Abb. 262 b.  $\frac{1}{3}$ . Suchschin, Kr. Danziger Höhe (nach Kossinna).

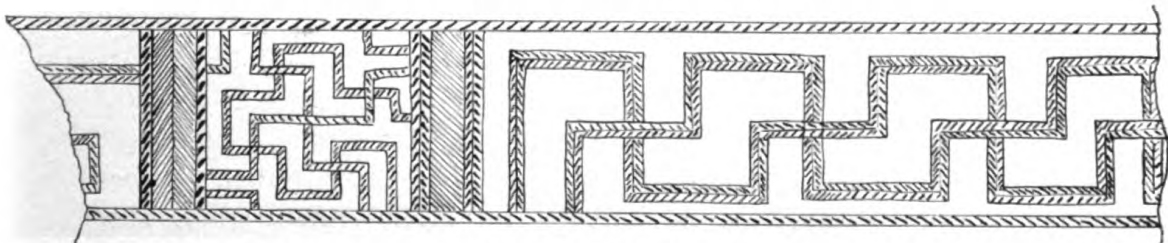


Abb. 263.  $\frac{1}{2}$ . Mäandermuster des Gurtbandes einer Prachturne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, Posen (nach Kossinna).



Warnen und Wilzen auf die wendischen Warnabi und Veletabi, und nicht anders auch der Name der Rugier auf die wendischen Rujane.

Wie die Zivilisation der Rugier im letzten Jahrhundert vor Chr. aussah, haben wir bereits in dem Abschnitt über „Die Burgunder“ wenigstens insoweit erfahren, als die überaus starken Übereinstimmungen der rugischen mit der ostburgundischen Zivilisation an die Hand geben. Wir sahen das an zahlreichen Beispielen von Sibeln, Gürtelhaken, Waffen — hier waren vor allem die verzierten Lanzenspitzen, die Speerspitzen, die ein- und die zweischneidigen Schwerter nebst ihren Scheiden, endlich die Schildbuckel nebst den zugehörigen Schildfesseln zu nennen — und Geräten wie Messern, Rasiermessern und Spinnwirteln.

Dem gegenüber ist sowohl der burgundische als auch der rugische Sonderbesitz von geringer Bedeutung. Eine Ausnahme macht hier nur eine rugische Tongefäßart. Es sind große, reichverzierte Prachtgefäße in Form weit offener, rundbauchiger Terrinen mit schmalem Fuß, abgesetztem, kurzem, einwärts sinkendem Hals und breitem, ausladendem Rande, an dem ein facettierter, an seinen Rändern einwärts ausgeschweifeter Henkel (X-förmig) ansetzt (Abb. 262, a und b). Das an der Bauchmitte angebrachte breite Ornamentband zeigt quadratische Felder, die mit Kauten, Schraffierung, Tannenzweig, Schachbrett, gleicharmigen Kreuzen, Hakenkreuzen und Stufenmuster gefüllt sind. Von diesen Gefäßen, die man wegen der regelmäßigen Verwendung von Seilszeichen als Kultgefäße zu deuten geneigt sein könnte, sind im ostrugischen Kreise Danziger Höhe allein zehn zum Vorschein gekommen; dann noch eines zu Geritz, Kr. Köslin. Daß ein Stück außerdem zu Persanzig im Kreise Neustettin, also schon innerhalb des östlichen Grenzgebietes der Westburgunden, gefunden wurde, ist ein weiteres Anzeichen dafür, daß die Mittel- und Westgruppe der Rugier bald nach Christi Geburt sich vor den Gutonen ins Westburgundengebiet zu flüchten beginnt. Denn diese Prachtgefäße gehören ganz ans Ende des 1. Jahrhunderts vor Chr. Sie leben aber noch in der frühen Kaiserzeit, also während des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr., in dem nunmehr gutonisch-gepidisch durchsetzten Gebiet an der Weichselmündung weiter und werden auch auf das den Ostburgunden von den Gepiden abgenommene Netzgebiet übertragen (Abb. 263).

Ja im 3. Jahrhundert nach Chr. setzt sich Form und Verzierung der rugisch-gepidischen Prachtgefäße in einer besonders hohen, einhenkligen Pokalform (Abb. 264) West- und Ostpreußens fort. Durch ihre ganze Gestalt und die glänzend schwarze Farbe, den hochliegenden Bauchteil, den hohen starkverengten Fußteil, die Einhenklichkeit und

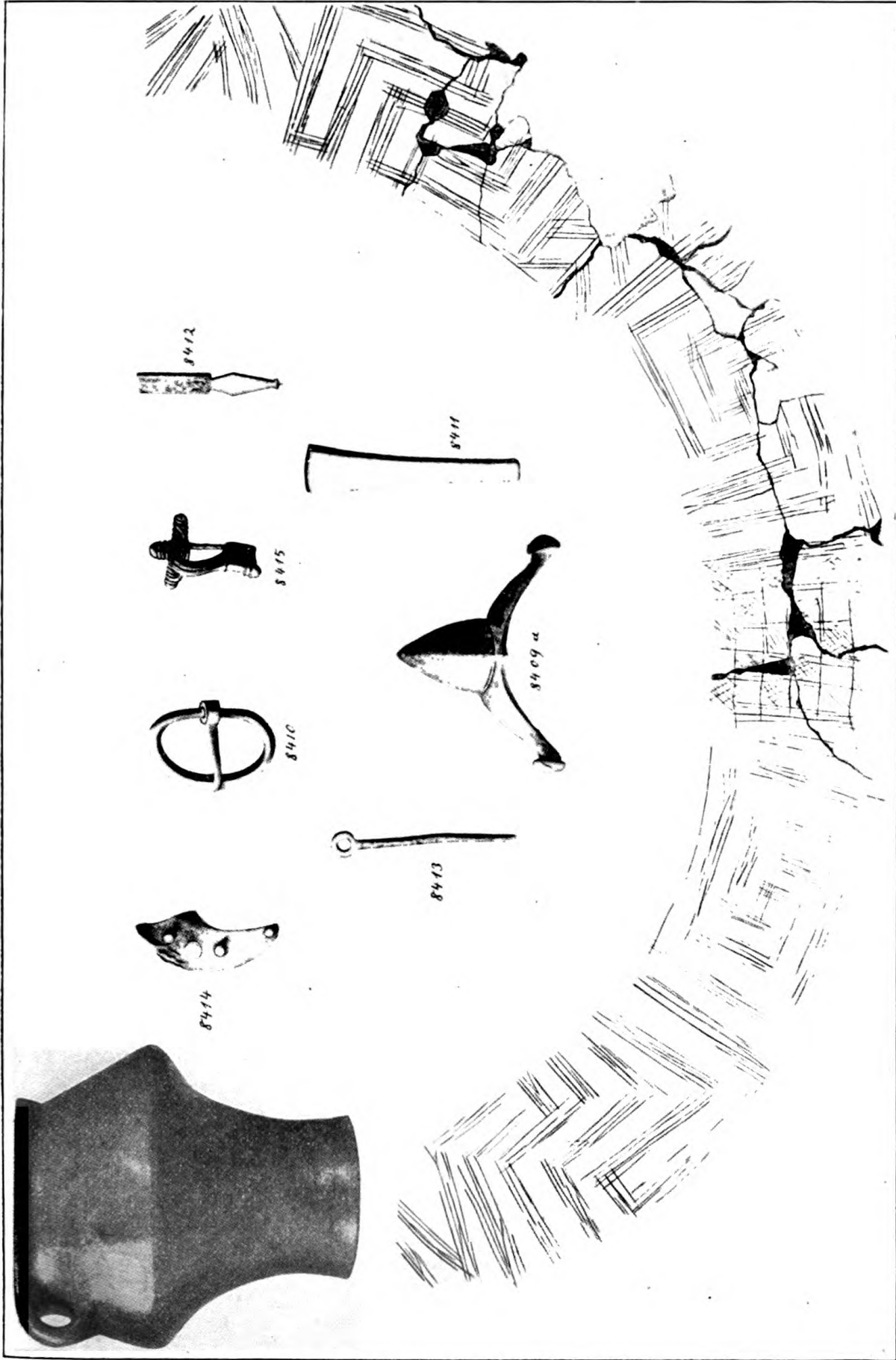


Abb. 264. Mischisshewitz, Kr. Rathhaus, Westpreußen. Skelettgrab in Hügel VII. 2. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. (nach Kossinna).  
 Unten Muster des abgerollten Gurtbandes des Pokals.

vor allem durch die Art der Verzierung, ihre Verteilung auf ein Gurtband von Rechtecken, deren Fülle ständigen Wechsel der Muster aufweist, sind diese Pokale gleichfalls offenkundige Nachkommen der rugischen Prachtgefäße der Latènezeit und damit nächste Verwandte der gleichverzierten Terrinen der Kaiserzeit. Der Unterschied beider Formen besteht nur darin, daß der schlanke Fuß der Pokale noch weit höher emporsteigt und daß der Bauch der Pokale nicht streng kugelig, sondern eher doppelkegelförmig gestaltet ist.

Eine eigenartig geschmackvolle Gefäßform der Kaiserzeit in Sinterpommern und Nordposen sind Urnen mit Doppelmaßanderzier, deren Doppelhenkel vom Rande nach der Schulter reichen und hier durch einen umlaufenden Wulst miteinander verbunden sind (Abb. 265).

Da die archäologischen Zeugnisse für die Siedlungen der Rugier in Pommern gegen 400 nach Chr. aufhören, muß das Volk damals nach Süden gezogen sein. Vielleicht nahmen sie damals das bis dahin von den Wandalen bewohnte Land an der oberen Theiß in Besitz, wo sie unter die Botmäßigkeit der Hunnen gerieten und dem Reich Attilas einverleibt wurden. Nach dem Sturz der Hunnenherrschaft 453 nahmen sie als kaiserliche Söderaten Niederösterreich nördlich der Donau, das sogenannte Rugiland, in Besitz. Mit den Ostgoten gerieten sie hier wiederholt in Kämpfe. Ihr damaliger König hieß Flaccitheus. Hier werden die Rugier unter dem Einfluß der Goten das arianische Christentum angenommen haben. Als dann die Ostgoten 471 abzogen, dehnten die Rugier ihr Herrschaftsgebiet auch auf die am Südufer der Donau gelegene römische Provinz Noricum ripense aus. Die damaligen Zustände dieser Gegend enthüllt uns aufs deutlichste die von Eugippius verfaßte Lebensbeschreibung des heiligen Einsiedlers Severinus. Den Skiren Odowakar, Sohn des Fürsten Edika, geboren 433, der 469 mit einer Schar rugischer Krieger nach Italien zog, begleitete Severinus in seinem Kloster Favianis, bei Pöchlarn, mit seinen Segenswünschen. Odowakar wurde in die Leibwache des Kaisers Anthemius aufgenommen und 476 von den germanischen Söldnertruppen zu ihrem König ausgerufen. Nachdem er seine kaiserlichen Gegner in siegreichen Kämpfen überwunden hatte, mußte ihn der oströmische Kaiser Zeno als Verweser des Westreichs anerkennen, in einer Machtstellung, die Odowakar dreizehn Jahre lang behauptete.

Um diese Zeit, seit etwa 475, war König der Rugier der Sohn des Flaccitheus, Seletheus oder Sewa genannt. Als dieser sich von Kaiser Zeno anstiften ließ, einen Einfall in Italien vorzubereiten, kam ihm Odowakar zuvor, zog mit einem Heere nach Rugiland, besiegte Seletheus und ließ ihn hinrichten (487). Ein zweiter Feldzug Odowakars

gegen Friederich, den Sohn des Seletheus, im Jahre 488 brachte dem Rugierreiche seinen Untergang. Die Reste des Volkes gingen zu den Ostgoten in Mösien über und schlossen sich diesen, wenn auch eine besondere Gruppe bildend, auf ihrem Zuge nach Italien an. Dort nahmen sie auch an den Kämpfen der Ostgoten gegen Byzanz tatkräftigsten Anteil. Im Jahre 541, als lange Jahre die größte Verwirrung bei den Goten eingerissen war, versuchten sie sogar einen der Ihrigen, Erarik, an die Spitze des germanischen Widerstandes gegen Byzanz zu bringen.



Abb. 265. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Brostowo, Kr. Wirsz, Posen. Ostgermanische Urne mit Doppelmäander um 200 n. Chr. (nach Kossinna).

Aber schon nach fünf Monaten wurde Erarik getötet und Totila zum König gewählt. Nach dem endgültigen Erliegen des ostgotischen Volkes verschwindet auch der Name der Rugier aus der Geschichte.

Bemerkt sei zum Schluß noch, daß die enge Bundesgenossenschaft, die seit 488 zwischen Rugiern und Ostgoten unter Theoderik d. Gr. bestand, diesem ein gewisses Recht oder wenigstens einen Vorwand gab, bei der Ermordung des Odowakar in Ravenna unter Anspielung auf die Ausrottung der rugischen Königsfamilie durch Odowakar diesem zuzurufen: Ich tue dir, was du den Meinigen getan hast.

Weder für die Wanderzeit der Rugier noch für die dreieinhalb Jahrzehnte ihrer ruhigen Siedelung in Rugiland hat die archäologische

Forschung Denkmäler ermitteln können, die mit Sicherheit als Hinterlassenschaft der Rugier zu deuten wären.

### Die Lemonier

Wie wir schon hörten, nennt Tacitus als Westnachbarn der Rugier die Lemonier. Dieser ostgermanische Stamm muß also im 1. und 2. Jahrhundert nach Chr. zu beiden Seiten der Odermündung und auf Rügen gesessen haben. Hier wurden sie am Ende des 2. Jahrhunderts von den Rugiern bei deren fortschreitender Westausdehnung bedrängt. Geschichtlich erfahren wir sonst nichts von den Lemoniern. Der Grund hiervon ist wohl der Umstand, daß die Lemonier ihre Wohnsitze alsbald verließen, um wie die seeländischen Heruler den ostpreussischen Goten bei deren teilweiser Umsiedlung nach Südrußland sich anzuschließen und mit diesen in ewigem Bündnis derart völlig zu verschmelzen, daß sie als selbständiges Volk für die antike Welt verschwanden.

Archäologisch kann man diesem Stamm vielleicht ein Gebiet zu beiden Seiten der unteren Oder zuweisen, das durch häufiges Erscheinen frühzeitiger Körpergräber auffällt. Dort erscheinen solche während des 1. Jahrhunderts nach Chr. in den Kreisen Pyritz, Kammin, Wollin, Demmin, Greifswald; vielleicht gehört auch noch ein Grab des Kreises Prenzlau zu dieser Gruppe. Während des 2. Jahrhunderts zeigen sich solche Körpergräber in den Kreisen Regenwalde, Greifenhagen, Rügen (hier mehrfach), Arnswalde in der Neumark, Lebus; um 200 nach Chr. in den Kreisen Kammin und Rügen. Solche Säufung frühzeitiger Körpergräber kennen wir bei den Ostgermanen außer bei Gutonen-Gepiden nur bei den vandalischen Silingen, wo sich dieser neue Grabbrauch aber nur in beschränktem Maße zeigt und aus dem Einfluß der während des 1. Jahrhunderts vor Chr. in Mittel- und Oberschlesien den Wandalen benachbarten Kelten leicht erklären läßt, während eine ähnliche Erklärung für das untere Odergebiet vergebens gesucht wird.

Etwas weiter kommen wir hier unter Zuhilfenahme der Namenklärung in Verbindung mit den Nachrichten der Heldensage. Der Name der Lemonier ist ebenso wie der Name der arktischen Wandermaus „Leming“, schwedisch *lemel*, der ein eigentümliches Grunzen und Quielen eigen ist, aus schwedisch *lema* „bellen“ zu erklären. Die Lemonier heißen also mit einem Spottnamen „Beller“. Nun wird im angelsächsischen *Widsith*gedicht als Nachbarn der Holmruwier, deren König *Sagen* heißt, der Stamm der *Glommen* genannt, altnordisch *Glammar*, deren König angelsächsisch *Seodin*, altnordisch

Sedin oder mit seinem Vollnamen Wolfhedin, im Gudrunliede Setel heißt.

Glammar aber bedeutet nach dänisch glamme „bellen“ gleichfalls „Beller“, nach altnordisch glammi geradezu „Wolf“. Hier liegen also einerseits von Ostdeutschland, anderseits vom Norden her gleichbedeutende Spott- oder vielleicht eher noch Decknamen für den totemistisch gewählten Namen des lemonischen Königsgeschlechts und des von ihm geführten Volkes der Wölfinge vor (Wolfhedin!). Man erinnere sich, daß die gotische Heldensage von dem berühmten, dem ostgotischen Königsgeschlecht der Amelunge gleichgestellten und ihm aufs engste verbundenen Hochadelsgeschlecht der Wölfinge meldet. Ihm gehörte die Heldengestalt des alten Hildebrand an, des Waffenmeisters Theoderiks d. Gr., weiter Albhart und Wolfhart.

Vor dem Abzuge der Lemonier nach Südrußland entbrannte zwischen ihnen unter König Sedin und den Holmrugiern unter König Sagen, dessen Mannen nach ihm Sageninge, Segeninge, im Gudrunliede entsetzt Segelinge heißen, ein furchtbarer Kampf. Er hat in der Hildesage seine mythische Ausgestaltung gefunden. Danach hat der Glammer- (Lemonier-) König Sedin, der Wölfin, unter Beihilfe des herulischen Salsingenkönigs Wate von Seeland des Holmrugierkönigs Sagen Tochter, Silde, entführt. In der darauffolgenden Seeschlacht, die bei Rügen stattfindet, fallen beide feindlichen Könige, Sedin wie Sagen. Der Name der Insel Siddensö (Sedinsö) muß also aus dieser frühen Zeit stammen und hat wie eine nicht ganz geringe Zahl altgermanischer Ortsnamen an der deutschen Ostseeküste die Wendenzeit überdauert; solche Namen sind außer Rügen Jasmund, Stralsund, Orhöft, Heisterneß, Sela, Danzig, Elbing.

Um 200 nach Chr. oder bald danach haben die Lemonier, vielleicht infolge der Bedrängung durch die Rugier, der Gotenwanderung nach Südrußland sich angeschlossen, und dasselbe tat auch ein Teil der seeländischen Seruler und ostjütländischen Ludusianer, diese jedoch unter Wahrung ihrer völkischen Selbständigkeit, die erst verlorenging, als um die Mitte des 4. Jahrhunderts der Ostgotenkönig Ermanarik den Serulerkönig Marik besiegte und das Volk seinem Riesenreiche einverleibte.

### Die Gepiden

Als letztes ostgermanisches Volk, das in der Zeit der Völkerwanderung eine Rolle, und zwar eine große Rolle gespielt hat, seien die Gepiden geschildert. Sie sind als eine Abteilung der gesamten Gutonen

unter König Berik mit diesen um Christi Geburt aus Skandinavien, und zwar vom festländischen Götalande her und nur ganz spärlich auch aus Gotland nach „Gothiskandza“ übergesiedelt. Dieser Landschaftsname macht sowohl sachlich wie sprachlich erhebliche Schwierigkeiten, denn man kann ihn weder mit einiger Sicherheit auf eine bestimmte Gegend festlegen, noch ihn sprachlich einwandfrei deuten. Auch die neueste Erklärung, Gothiskandza sei Gothisk-Scandza und bedeute Gotland, kann nicht voll befriedigen.

Auf alle Fälle kamen die Gutonen an die Küste der Danziger Bucht, die damals Codanusbusen genannt wurde, ein Name, der in dem Namen der Stadt Danzig, ursprünglich Codansk, woraus Gdansk entstand, bis heute fortlebt.

Die Gutonen stießen hier auf die Holmrugier, die auf den Weichseldelta-Inseln ansässig waren, jenen selben Inseln, die später Gepideninseln hießen. Die Holmrugier fügten sich nur teilweise der gutonischen Oberherrschaft, teilweise wanderten sie westwärts ab, wie wir das in dem Abschnitt über die Rugier gehört haben.

Die spätere gotische Sage verlegt die erst im 2. und 3. Jahrhundert nach Chr. erfolgte Dreiteilung der Gutonen in Ostrogoten, Wisigoten und Gepiden bereits in die Zeit ihrer Übersiedlung von Schweden nach dem Weichselmündungsgebiet. In drei Schiffen wären die Goten über das Meer gekommen und das letzte der Schiffe habe den Stamm der „trägen“ Gepiden herübergebracht. Vielleicht ist dieser letzte Zug dadurch in die Sage hineingekommen, daß man den Ehrennamen der Gepiden, altgermanisch Gēbidōs, d. h. die „Beehrten“ (vgl. unser Eigenschaftswort gābe, „angenehm“) in stammesnachbarlichem Spott in den Necknamen Gīpidōs verdreht hatte, was die „Trägen“ bedeutete, eigentlich die faulen „Gähner“, von gīpan „gähnen“, „giepern“. Eine Mischung beider Namenformen ist die Form Gepiden. Wahrscheinlich ist aber der Spottname dadurch entstanden, daß die Westabteilung der Gutonen im westlichen Weichselmündungsgebiet und im Weichseldelta gewissermaßen „träge“ dauernd sitzen blieb, während diejenige Gutonenabteilung, die später allein den Gotenamen bewahrte, ostwärts über die Nogat und zu Beginn des 2. Jahrhunderts nach Chr. noch weiter ostwärts über den Haffzufluß Passarge nach dem ostpreussischen Natangen und Samland sich verbreitete, um von hier schließlich 3. T. nach Südrussland abzuwandern.

Eine archäologische Bestätigung für die literarisch überlieferte Nachricht von der Einwanderung der Gutonen aus Schweden bietet die von ihnen mitgebrachte neue Begräbnisstätte. Während nämlich bei allen Germanen in der frühen Eisenzeit, d. h. in den Jahrhunderten

vor Christi Geburt, bei der Bestattung ausnahmslos Leichenverbrennung herrscht, tritt im ganzen schwedischen Bereiche um Christi Geburt herum plötzlich Körperbestattung auf und gewinnt sogar das Übergewicht über den altgermanischen Leichenbrand. Man will hierin eine Übernahme der gleichen in Böhmen von den dort ansässigen keltischen Bojern geübten Begräbnisitte sehen. Diese wurde zuerst von den einige Jahrzehnte vor Chr. in Böhmen eingewanderten swedischen Germanen vereinzelt aufgenommen, dann auch von den nördlicher sitzenden Elbgermanen, jedoch noch seltener, nachgeahmt, ebenso auch von den im westlichen Schlesien wohnhaften Silingen. Das alles waren aber nur Ausnahmen. Bei den Skandinaviern dagegen gewinnt der neue Grabritus stärkste und jahrhundertlang andauernde Geltung, ohne freilich den alten Leichenbrand ganz zu verdrängen. Wenn wir nun sehen, daß derselbe gemischte Grabritus mit starkem Überwiegen der Körperbestattung auf dem germanischen Festlande südlich der Ostsee allein an der Weichselmündung ebenso stark auftritt wie in Schweden und bald auch weiter westlich und südlich in den gutonisch beherrschten und gutonisch beeinflussten Gebieten sich ebenfalls stärkstens ausbreitet, so haben wir hier eine klare, nicht wegzuleugnende archäologische Bestätigung für die literarisch überlieferte Einwanderung der Gutonen von Übersee her.

Die Gutonen besetzten im Laufe des I. Jahrhunderts nach Chr. das Gebiet ostwärts des östlichen Mündungsarms der Weichsel, der Nogat, d. h. die Kreise Marienburg, Stuhm, Elbing, Pr. Holland, Mohrungen und Braunsberg, also das Küstenland bis in die Nähe der Passarge. Hier erscheinen überall gutonische Körpergräber, seltener Urnengräber. Seit 100 nach Chr. überschreiten die Gutonen die Passarge und bemächtigen sich der ostpreussischen Landschaften Natangen und Samland, wo nun gleichfalls der aus Körper- und Brandgräbern gemischte Grabritus mit gutonischer Zivilisation sehr stark Platz greift. Der Pregel hatte schon im I. Jahrhundert vor Chr. den germanischen Namen Guthalus erhalten. Wenige Jahrzehnte nach der gutonischen Eroberung Natangens und Samlands, etwa um 150 nach Chr., beginnt bereits die Zivilisation östlich der Passarge von der Mutterzivilisation westlich der Passarge in vielen Punkten sich zu scheiden. Es löst sich damit die Ostgruppe der Gutonen, an der von nun an der Gotenname allein haften blieb, und die jetzt im Grabritus die bedeutsame Neuerung reicher Waffenbeigabe, ganz wie die Goten auf Gotland, einführt, von der zu beiden Seiten der Weichsel wohnhaft gebliebenen westgutonischen Gruppe, die von nun an den Namen Gepiden erhält.



Im 1. Jahrhundert nach Chr. siedelten die Gepiden landeinwärts nur im nördlichen Westpreußen; im Beginn des 2. Jahrhunderts dehnen sie ihren Bereich schon bis über den Kreis Slatow im südlichen Westpreußen aus und nehmen gleichzeitig unter Umgehung der Ostburgunden am Weichselknie in Nordposen das Nezegebiet ein: die Kreise Bromberg, Scharnikau, Wirsig, Kolmar. Im Laufe des 2. Jahrhunderts rücken sie unter völliger Verdrängung der Ostburgunden aus dem Lande Posen noch weiter südwärts und stoßen schließlich an den Nordsaum des Wandalengebiets über ein Gebiet vor, das durch die Warthekreise Birnbaum, Samter, Obornik und weiter südostwärts bis zum Kreise Wreschen bestimmt wird. Im 3. Jahrhundert bezeichnet dann eine Linie von Neutomischl über Posen nach Wreschen die größte

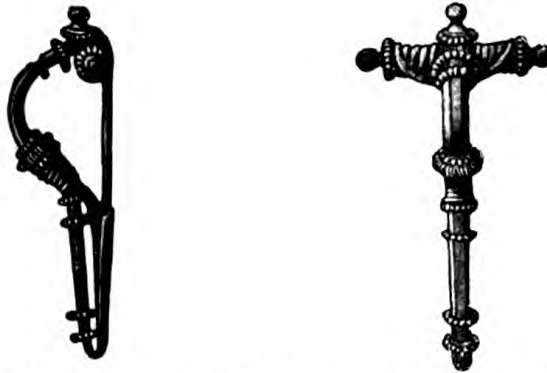


Abb. 266.  $\frac{1}{1}$ . Neuguth, Kr. Kulm. Silber. Mus. Danzig.

Südausbreitung der Gepiden im Weichsel- und Warthelande. — Daß die Gepiden zwischen 150 und 200 nach Chr. die kleine westmasurische Nordgruppe der Wandalen überwältigten, darüber ist schon im Abschnitt „Wandalen“ des näheren gesprochen worden (S. 188).

Diese gewaltige Ausbreitung des Gepidenstammes hatte naturgemäß zur Folge, daß die rückwärtigen Gebiete im Norden, besonders in Westpreußen, nach und nach eine dünnere Besiedlung aufwiesen. Doch der stärkste Grund der Entvölkerung der gepidischen Heimat, namentlich seit 250 nach Chr., war die um 248 unter dem ehrgeizigen und kriegerischen König Fastida einsetzende Auswanderung etwa des dritten Teiles des Stammes in die von den wandalischen Taifalen in Galizien und von den wandalischen Lakringen in Norddakien verlassenen Sitze. Ein wichtiges archäologisches Anzeichen für die Umsiedlung ist das vereinzelt vorkommende früherer Formen der Sibeln mit „Kringgarnitur“ (Abb. 266), die in Westpreußen beheimatet sind, in Norddakien, so in dem wandalischen zweiten Schatzfunde von Öströ-

pataka. Wie weit in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts die Übereinstimmung der Zivilisation Westpreußens mit der des neugewonnenen Koloniallandes der Gepiden in Galizien ging, mag das Beispiel der Funde aus einem Skelettgräberfelde in Ostgalizien, Psary, Kr. Rohatyn, veranschaulichen (Abb. 267). Sowohl die Fibeln mit langem Nadelhalter, wie besonders die zweigliederigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter, abgesetztem Fuß und mit Fußknopf

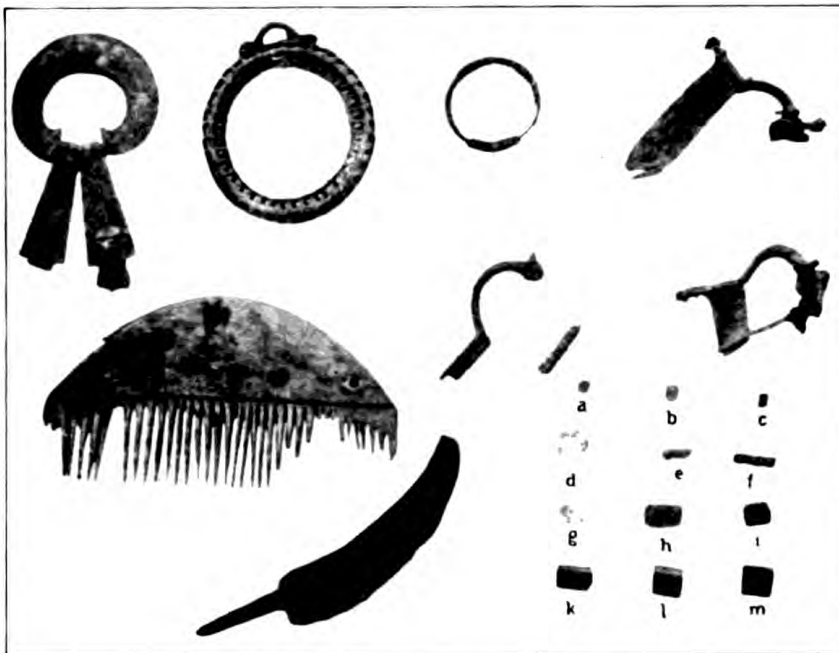


Abb. 267. Psary, Kr. Rohatyn, Ostgalizien. Skelettgräber, 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. (nach Zbior wiadom. II).

(rechts oben in der Ecke) sind hier kennzeichnend, letztere Form eine westpreußisch-gepidische Schöpfung.

Im ersten über das erreichbare Ziel hinausstürmenden Angriffe fielen die Gepiden auch in Siebenbürgen ein, wurden dort aber von Kaiser Decius im Jahre 250 wieder hinausgeworfen. Sie durften nur den Nordrand Siebenbürgens behalten. Als archäologisches Zeugnis für ihre Niederlassung in diesem Gebiet ist das zahlreiche Vorkommen jener Art zweigliedriger Fibeln mit umgeschlagenem Fuß zu betrachten, wie wir sie schon oben (S. 94f.) als westpreußisch-gepidisch kennengelernt haben (Abb. 89, 91).

Nachdem die Goten sich im Jahre 260 Siebenbürgens bemächtigt und damit die Gepiden von der Verbindung mit dem römischen Gebiet abgeschnitten hatten, entbrannte zwischen den Goten, die damals von

König Ostrogotha, beherrscht wurden, dem ältesten Helden, dessen Gedächtnis die gotische Sage bewahrte, und den Gepiden unter König Fastida am Orte Galtis, heute Galt am Alt, eine den ganzen Tag währende blutige Schlacht, die zugunsten der Goten ausfiel und die Gepiden zum Rückzug veranlaßte. Im Jahre 268 nahmen die Gepiden an dem großen Angriff der verbündeten Ostgermanen, Goten, Heruler und Basternen gegen die römische Provinz Mösien teil, der mit der Vernichtung des germanischen Heeres durch Kaiser Claudius II. in der Schlacht bei Naissus (269) endete. Ebenso unglücklich verlief ein im Jahre 296 auf Anstiften der Römer im Bunde mit den Hasdingen unternommener Versuch der Gepiden, den Westgoten Siebenbürgen zu entreißen.

Über die Heimat der Gepiden in Westpreußen ist zu sagen, daß der Abwanderungsvorgang gegen 350 nach Chr. zum Abschluß kam und daß dieses Land in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nur noch so geringfügige Kunde aufweist, daß es als so gut wie öde und verlassen anzusehen ist.

Dagegen vermochten die in Ungarn angesiedelten Gepiden, nachdem der christlich gewordene Teil der Westgoten im Jahre 376 südwärts über die Donau gegangen war, sich unbehelligt über den größten Teil des Trajanischen Dakiens auszubreiten, unbemerkt von der römischen Welt, deren Augen gespannt auf die Hunnen wie auf die Goten gerichtet waren.

Es wurde schon in einem früheren Abschnitt davon gesprochen (S. 108), daß eine Gepidenabteilung sich dem großen Wanderzug des hasdingischen Wandalen und der oberungarischen Sweben-Quaden im Jahre 405 nach Gallien anschloß und sich von den Römern als bundesgenössische Grenzwächter im Elsaß ansiedeln ließ. Auch wurde dort schon die Vermutung ausgesprochen (S. 122), daß die beiden großen Goldschätze von Szilagy-Somlyo im nördlichen Siebenbürgen möglicherweise vor dem Auszuge der genannten Gepidengruppe von ihrem Führer, einem gepidischen Kleinkönige, der Erde übergeben worden sind.

Unter das hunnische Joch kamen die Gepiden erst 418. Damals erlitten sie durch die Ostgoten unter dem König Thorismud, der sie im Auftrage und in Gemeinschaft mit den Hunnen als hunnischer Vasall zu bekämpfen hatte, eine solche Niederlage, daß sie dem hunnischen Reiche einverleibt wurden. Unter der Herrschaft Attilas (445—453) erscheinen die Gepiden als ein zahlreiches und mächtiges Volk, das in den Kriegen Attilas gegen Byzanz 447—449 an erster Stelle stand. Den größten Ruhm ernteten sie jedoch bei den Kämpfen Attilas in

Gallien 451, wo ihr Kontingent unter König Hardarik sich siegreich gegenüber den Franken behauptete. Hardarik nahm unter allen germanischen Königen, über die Attila gebot, den ersten Platz ein. Sein Werk war im wesentlichen auch die Befreiung vom Sonnenjoch, sobald Attila 453 gestorben war, indem er einen Bund der germanischen Völker schuf, der Ostgoten, Heruler, Sweben, Rugier, Skiren nebst den Sarmaten und Alanen und im folgenden Jahre die Söhne Attilas am Flusse Netao in Unterpannonien entscheidend schlug.

Es war natürlich, daß die Gepiden nach diesen Erfolgen den Hauptanteil an der Siegesbeute beanspruchten und auch erhielten, nämlich: das alte Trajanische Dakien, d. h. Dakien nördlich der Donau mit dem Kernlande Siebenbürgen. Seine Grenzflüsse waren nach Jordanes im Westen die Teiß, im Südwesten die Donau, im Südosten der Alt (Flutausis); weiter nördlich bildeten die Ostkarpathen die Ostgrenze. Das Gepidenland umfaßte demnach die heutigen Provinzen Siebenbürgen, Oltenien (westlich des Alt und nördlich der Donau), den Banat, sowie die Gebiete der Körös, deutsch: Kreis, Kries (Crisana) und von Maramures.

Unter Hardariks Herrschaft nahmen die Gepiden das arianische Christentum an.

Hardarik schloß mit dem byzantinischen Kaiser Marcianus einen Bündnisvertrag, wonach der Kaiser die unumschränkte Herrschaft der Gepiden über das alte Dakien anerkannte und den Gepiden Jahrgelder bewilligte, während die Gepiden ihrerseits dafür nur Frieden und Freundschaft zusagten. Die guten Beziehungen zwischen den beiden Mächten währten achtzig Jahre lang, bis 536. Dagegen war das Verhältnis zwischen Gepiden und den in Pannonien ansässigen Goten andauernd feindselig. Im Bunde mit den kleineren germanischen Donauvölkern, Sweben, Rugiern, Skiren sowie mit den Sarmaten in dem zwischen Donau und Teiß gelegenen Tieflande begannen sie einen Krieg gegen die Goten, der aber 469 völlig zu Ungunsten der Gepiden auslag. Doch war es eine für sie günstige Folge des Krieges, daß das Sarmatenland 472 in friedlichem Überkommen dem Gepidenreich einverleibt wurde, vgl. die Karte Abb. 268.

Besiedelt wurde das Sarmatenland von den Gepiden nach Ausweis der Bodensunde nur spärlich. Doch bezeugt das etwa 475 anzusehende Doppelgrab von Pusta Bakod bei Kalocsa, Komitat Pest, mit seinen prächtigen Beigaben fürstlichen Frauenschmucks, daß ein gepidischer Großer dort seinen Wohnsitz gehabt haben muß. Zu dem Funde gehören außer zwei Tonbechern eine große glatte

Silberblechfibel mit drei knospenförmigen Knöpfen und aufgenieteten granatgeschmückten Palmettenblechen; ein Paar kleine schon gegossene Bronzefibeln mit rautenförmiger Fußplatte; eine Goldschnalle mit 6 Granaten in Zellenfassung; eine goldene Halskette aus 14 Granatkugeln, 13 dazwischen eingefügten abwechselnd halbmondformigen und herzförmigen Goldfassungen mit Granatplättchen und drei elliptischen Endgliedern mit glatten Granaten; eine zweite goldene Halskette aus vierfach geflochtenem feinen Draht und gefasteten dreieckigen Granatanhängseln mit spitzen Stäbchenendungen; ein Paar Goldohrringe mit polyedrischem, einst granatgeschmücktem Knauf; drei goldene Fingerringe mit granatbesetzten Kopfplatten; endlich ein Paar Goldarmbänder mit Tierkopfsenden, die durch eine Schraube verbunden sind, und mit rückwärtiger Scharniervorrichtung, reich mit Granaten besetzt: vgl. Abb. 274.

Noch wichtiger als der Gewinn der Herrschaft über das Sarmatienland war eine andere, zu gleicher Zeit vollzogene Gebietserweiterung des Gepidenreiches. Als die Goten 471 Pannonien verlassen hatten, um günstigere Siedelungen auf der Balkanhalbinsel zu gewinnen, überschritten die Gepiden 473 die Donau, besetzten das Mündungsgebiet der Save um Sirmium herum und machten diesen alten Vorort Illyrikums zu ihrer Hauptstadt. Sie beherrschten dadurch die große von den Balkanländern nach Italien führende Heerstraße. Theoderik der Große mußte, als er 489 von Novae an der Donau in Niedermasien aus nach Italien gegen Odowakar zog, erst diese Festung erstürmen. Bei diesen Kämpfen büßte der Gepidenkönig Thrafsila, Sohn und Nachfolger König Sardariks, sein Leben ein. Mit dessen Sohne und Nachfolger Thrasarik hielt Theoderik zunächst gute Beziehungen aufrecht und das Gebiet von Sirmium blieb nun bis 504 in ruhigem Besitz der Gepiden. Während Thrasarik weiter dort seine Residenz nahm, erstand ihm aber im alten Dazienland sogleich ein gepidischer Gegenkönig, Gunderith. Dies Doppelkönigtum hörte indes auf, als Theoderik 504 Sirmium von den Gepiden zurückforderte und seinem italischen Reiche einverleibte, so daß nun die Donau die Grenze zwischen Gepiden und Goten bildete. Die sirmischen Gepiden leisteten von nun an bei den Goten Kriegsdienste. Aus Vorsicht siedelte sie indes Theoderik 523 als Grenzwächter im südöstlichen Gallien an. Sie blieben dort den Goten stets treu und gingen 555 mit diesen unter.

Eine Art Entschädigung für den Verlust von Sirmium hätte der Umstand werden können, daß die Gepiden bald danach den Stamm der Heruler in ihr Gebiet aufnahmen. Die ursprünglich nordgerma-

nischen Heruler, einst in Südrußland den Ostgoten angegliedert und wie diese den Hunnen untertan geworden, hatten nach dem Zusammenbruch der Hunnenherrschaft am Südfuß der Nordwest-Karpaten zwischen March und Lipel ein größeres Reich gegründet,



Abb. 268 (nach Diculescu).

zu dem auch die Reste der Quaden-Sweben, ferner Markomannen und Langobarden gehörten. Theoderik der Große schloß, wie wir schon gehört haben (S. 174) 501 mit dem Herulerkönig Rodulf ein Bündnis. Als jedoch dessen Reich 505 von den Langobarden vernichtet wurde, wandte sich das Herulervolk an die Gepiden um Aufnahme in deren Reich, die ihnen auch gewährt wurde. Die Heruler wurden dort von den Gepiden indes so hart bedrückt, daß ein Teil ihres Volks 512 nordwärts die Rückkehr in die skandinavische Urheimat zu den Dänen in Schonen vollzog, ein anderer Teil südwärts die Donau überschritt und als „Bundesgenossen“ (Föderaten) in Illyrikum dem

byzantinischen Kaiser diente. Ihre Söldnerscharen haben unter anderem bei der Vernichtung der letzten Reste der Wandalen in Afrika und der Gefangennahme des letzten Wandalenkönigs Geilamir eine Rolle gespielt; in den Kämpfen Justinians gegen die Gepiden haben sie dann teils gegen diese für Byzanz und noch mehr für sie gegen Byzanz gekämpft.

Zu der archäologischen Hinterlassenschaft aus dieser Zeit gehört der etwa um 480 nach Chr. anzusetzende berühmte Grabfund von Apahida bei Klausenburg, der außer zwei griechischen Silberkannen und vielen bedeutenden Schmuckstücken, wie breiten Goldblechbändern, vielleicht vom Pferdegeschirr, einer römischen Kreuzfibel mit Zwiebelknöpfen und Scharniernadel, mit Schraubenbefestigung ganz wie die Fibel des Childerikgrabes (Abb. 119), zwei stabförmigen Goldarmreifen mit anschwellenden Enden, sechs äußerst kunstvollen granatgeschmückten Goldgehängen mit je fünf aus vierfachem Draht geflochtenen Ketten, zwei Goldschnallen, deren Platte Bohnenform hat, mit Granatzellen in Wellen- und Treppenform, wie im Childerichgrabe, zwei goldene Fingerringe enthält, deren einer in römischen Majuskeln die Aufschrift des sicher germanischen Namens Omharus trägt.

Daß die Schlußstufen der gotischen Silberblechfibel des 5. Jahrhunderts hauptsächlich Neuschöpfungen gepidischer Silberschmiede gewesen sind, ist schon S. 110 ausführlich dargelegt worden. Besonders gilt dies von der um 500 nach Chr. geschaffenen Fibel mit scharf umrissenem Kautenfuß, an dem die vier oder sechs Eckrundel, wie übrigens auch die Knöpfe der halbrunden Kopfplatte oder die als Ersatz der Knöpfe dienenden krummschnäbeligen Vogelköpfe stets mit Granaten geschmückt werden und der bis dahin wenig charaktervolle Tierkopf der Fußspitze zu einem wohlausgebildeten sich wandelt. Da die weitaus schönsten Stücke dieser Schmuckart sich im gepidischen Ungarn und Siebenbürgen finden, habe ich ihr seit langem den Namen „Gepidenfibel“ gegeben (Abb. 108—110).

Von den Gepiden hören wir erst im Jahre 530 wieder, als sie ermutigt durch die Schwäche der Regierung der gotischen Königin Amalasintha die Wiedergewinnung Sirmiums versuchten. Sie erlitten hierbei jedoch durch den gotischen Feldherrn Witigis, den nachmaligen Gotenkönig, eine arge Schlappe. Witigis behauptete nicht nur Sirmium, sondern besetzte sogar einige gepidische Orte auf dem nördlichen Donauufer, im Banat, als Vorposten. In den Tagen größter Bedrängnis des Gotenreichs durch den byzantinischen Heerführer Belisar 536 nahmen die Gepiden wiederum Besitz von Sir-

mium. Kaiser Justinian konnte bei der gefährlichen Lage, in die er 539 durch einen Zwei- oder gar Dreifrontenkrieg geraten war, — gegen die Goten, gegen die unter König Theudebert in Oberitalien eingefallenen Franken und gegen den Perserkönig Chosroes —, nicht daran denken, die Gepiden mit Waffengewalt aus dem Gebiet von Sirmium zurückzuwerfen, zumal nicht, nachdem die Gepiden südlich der Donau in das sogenannte Aurelianische Dazien vorgedrungen waren und dort ein kaiserliches Heer 539 zersprengt hatten. Justinian mußte sich zu einem Frieden mit den Gepiden verstehen, wonach das alte Bündnis beider Mächte erneuert, die seit 536 zurückgehaltenen Jahrgelder den Gepiden wieder gezahlt, außerdem der größte Teil des Aurelianischen Daziens ihnen abgetreten wurde. Diese neue Provinz blieb bis 552 im Besitz der Gepiden, ist aber nicht von ihnen besiedelt worden.

Als die Langobarden 505 das Herulerreich vernichtet hatten und sich nun in der Ebene nordwestlich der Teiß niederließen, wurden sie unmittelbare Nachbarn der Gepiden. Anfangs blieb das Verhältnis beider Völker freundschaftlich, zumal als der Langobardenkönig Wafko eine Tochter des Gepidenkönigs (Klemunds?), namens Ostrigoto, zur Frau genommen hatte. Anders gestaltete sich die Lage jedoch, als einerseits Justinian, der ein festes Bündnis mit dem Langobardenkönig Audoin gegen die ihm gefährlichen Gepiden anstrebte, den Langobarden 546 den Besitz eines Teiles von Pannonien und Norikum einräumte sowie feste Jahrgelder bewilligte, andererseits die Gepiden nun die verlassenen Gebiete der Langobarden in Nordungarn, Slowakei und Mähren besetzten. Thronstreitigkeiten innerhalb des Langobarden- wie auch des Gepidenreichs führten 547 zum Kriegsausbruch zwischen Langobarden und Byzanz einer-, Gepiden andererseits. Die Kämpfe verliefen zuerst ohne Entscheidung und wurden 549 durch einen zweijährigen Waffenstillstand unterbrochen. 551 begannen die Langobarden den Krieg von neuem, während Byzanz nur zum Scheine ein Heer entsandte. Dennoch siegten die Langobarden in einer großen Schlacht in der Ebene zwischen Teiß und Donau, wobei des Gepidenkönigs Thorisin Sohn Thorismuth durch den langobardischen Königssohn Alboin getötet wurde. In dem hierauf abgeschlossenen Friedensvertrage mußten die Gepiden das Aurelianische Dazien wieder an Byzanz abtreten und sich verpflichten, ebenso wie die Langobarden es in höherem Maße schon länger taten, zu einer Stellung von Hilfsmannschaften für Byzanz. Den einzigen Vorteil aus dem Siege der Langobarden zog also das den Krieg nur scharf beobachtende Byzanz.



Seitdem hielten die Gepiden bis gegen das Ableben Justinians hin († 565) an dem mit Ostrom abgeschlossenen Friedensvertrage unverbrüchlich fest. Aber auch mit den Langobarden bestand während Lebzeiten der Könige Audoin und Thorisind ein freundschaftliches Verhältnis. Die Friedensliebe und Mäßigung König Thorisinds wurde, trotzdem sie alsbald auf eine harte Probe gestellt wurde, aufs schönste bewiesen, als der Königssohn Alboin bei Thorisind einen Besuch machte, um von ihm nach germanischer Sitte die Wehrhaftmachung zu erbitten. Obwohl es bei der Gelegenheit während des Ehrenmahles zu heftigen Spott- und Streitreden kam zwischen den Langobarden und den Gepiden, wobei unter diesen namentlich Kunitmund, der jüngere Bruder des von Alboin getöteten Königssohnes Thorismud seinem Hass gegen Alboin freien Lauf ließ, verhinderte Thorisind doch jegliche Tätlichkeit zwischen den beiden Parteien. Denn die Pflichten des Gastrechts und des Gastschutzes standen ihm noch höher als die Rachepflicht. Ja er übergab sogar die Waffen des gefallenen Thorismud dem Alboin zu dessen Wehrhaftmachung.

Als Kunitmund seinem Vater auf dem langobardischen Throne nachfolgte, vollführte er, etwa 564, zuerst einen siegreichen Feldzug gegen die räuberischen Slawenhorden, die sich nach Attilas Tode in Muntenien, dem östlich vom Altfluß gelegenen Teile der Walachei, eingenistet hatten.

Den Anlaß zu einem 565 neuausbrechenden Kriege mit den Langobarden gab die Entführung Kosimundas, der Tochter Kunitmunds, durch Alboin. Anfangs siegreich wurden die Langobarden jedoch, als Kunitmund kraftvolle Hilfe seitens des oströmischen Kaisers Justin II. gewonnen hatte, 566 empfindlich geschlagen und Alboin selbst wurde dadurch gedemütigt, daß er Kosimunda ihrem Vater zurückgeben mußte.

Inzwischen war aber das türkische Reitervolk der Awaren an der Ostgrenze des Gepidenreiches aufgetaucht und hatte mit Kaiser Justinian 538 einen Bündnisvertrag geschlossen, wonach es die Länder an der unteren Donau, Bessarabien, Moldau, Dobrudscha in Besiz nahm, dazu noch Jahrgelder erhielt. Von hier aus unterwarfen die Awaren die Slawen im Gebiete nordöstlich des Gepidenreiches und machten unter Umgehung der Gepiden siegreiche Angriffe gegen den Frankenkönig Sigibert in Thüringen. Nun knüpfte Sigiberts Schwager Alboin Verhandlungen mit dem Awarenhagan an, um ihn als Bundesgenossen gegen die von ihm seit der Niederlage von 566 doppelt und dreifach gehassten Gepiden zu gewinnen. Bajankhan ging auf das Anerbieten des Bündnisses ein, doch nur unter

den drückendsten Bedingungen, deren schwerste die war, daß nach einer Niederzwingung der Gepiden deren ganzes Land in den Besitz der Awaren übergehen sollte.

Vergebens rief Kunimund die Hilfe des Kaisers Justin II. an. Als die Awaren von Norden her über die Karpaten ins Gepidenland einfielen, die Langobarden von Westen her in den Banat, teilte Kunimund sein Heer, um beide Gegner gleichzeitig zurückwerfen zu können. Diese Maßnahme führte den Untergang des Gepidenvolks herbei. Kunimund selbst zog mit dem einen Teil gegen Alboin und unterlag in einer äußerst blutigen Schlacht, wobei er selbst den Heldentod fand. Bekannt ist die Nachricht, daß Alboin dem gefallenem Gepidenkönig eigenhändig das Haupt vom Kumpf abtrennte und nach der Sitte der türkischen Völker, also auch der Awaren, aus dem Schädel einen Trinkbecher sich herstellen ließ. Der nach Norden gesandte gepidische Heeresteil zeigte sich den Awaren gleichfalls nicht gewachsen, sondern wurde in mehreren Schlachten größtenteils aufgerieben, worauf sich die awarischen Reiterscharen nebst den ihnen untertänigen Slawen über das ganze Gepidenland ergossen. Die Reste des gepidischen Heeres führten noch drei Jahre lang einen Kleinkrieg gegen die Awaren, der aber zu keinen Erfolgen führte. Kosimunda mußte dem langobardischen Sieger als Ehefrau folgen. Sirmium wurde wieder dem byzantinischen Reiche einverleibt. 571 brachten Kunimunds Neffe Keptila und der Bischof Thrasarik auf der Flucht vor den Awaren den von ihnen geretteten gepidischen Königsschatz unverfehrt nach Byzanz. Auf solche Weise kehrte das viele byzantinische Gold, das in Form der Jahrgelder oder anderswie in die Hände der germanischen Könige gekommen, soweit es von ihnen nicht verbraucht worden war, im Laufe des 6. Jahrhunderts wieder in die Schatzkammer der oströmischen Kaiser zurück. So geschah es 533 unter Geilamir mit dem Königshort der Wandalen, so 540 unter Witigis mit dem Königshort der Ostgoten, so jetzt mit dem Königsschatz der Gepiden und endlich 574 durch den Verrat der Kosimunda auch mit dem Königshort der Langobarden.

Im Gefolge der langobardischen Königin aus gepidischem Blute zog ein Teil der vornehmen Gepiden mit nach Italien. Dort werden noch in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gepidische Dörfer von Paulus Diakonus erwähnt. Nur wenige Gepiden nahmen ihre Zuflucht in das byzantinische Reich. Die Hauptmasse des Gepidenvolkes blieb unter awarischer Herrschaft im alten Dazien zurück und spielte eine gewisse politische Rolle, indem sie einen nationalen Verband bildeten, wenn auch ohne gemeinsames Königtum, sondern

nur unter Teilfürsten, und im Heere des awarischen Chagans, namentlich in seinen Kriegen gegen Byzanz, im 6. und 7. Jahrhundert eine Sonderstellung einnahmen. Wichtig bis auf den heutigen Tag war es, daß es den Gepiden in den sechziger oder siebziger Jahren des 7. Jahrhunderts unter Zustimmung der Awaren gelang, die vor hundert Jahren im Gefolge der Awaren massenhaft in Dazien eingedrungenen Slawen aus dem Lande zu vertreiben.

Als die Awaren infolge der Niederlage, die ihnen der Franke Pippin beibrachte, 796 aus dem Gebiete westlich der Theiß hatten weichen müssen und es dem Bulgarenhan Krum ein Jahrzehnt später gelang, das gesamte Awarenvolk zu vernichten, kamen die gepidischen Kleinfürsten unter bulgarische Oberherrschaft.

Seit dem 8. Jahrhundert vollzog sich der Vorgang, daß die Gepiden die angestammte Sprache und das germanische Volkstum verloren und in die Nationalität des an Zahl ihnen weit überlegenen Untervolkes der Urrumänen aufgingen, die erst um diese Zeit aus dem Dunkel ihrer Vorgeschichte herauszutreten beginnen. Aber wie von den Franken her starke Bestandteile ihrer germanischen Sprache in der französischen Sprache fortleben, desgleichen von den Westgoten her solche im Spanischen, von den Langobarden her solche im Italienischen, so sind auch nach den Forschungen des rumänischen Sprach- und Geschichtsforschers Constantin Diculescu von den Gepiden her zahlreiche germanische Sprachreste im Rumänischen erhalten geblieben, sowohl im Wortschatz der Umgangssprache, als namentlich zahlreich auf dem Gebiete der Orts- und Flußnamen des südlichen Daciens, besonders Siebenbürgens.

Schon im Eingang des Abschnittes, der den Wandalen gewidmet ist (S. 181 f.), wurde auf jenen Fluch im Charakter der Altgermanen hingewiesen, der in der Eifersucht, dem Neide und Haß ihrer Stämme gegeneinander bestand und einen der Hauptgründe für den Untergang fast aller auf dem Boden des weströmischen Reiches gegründeten Reiche bildete. Meist arbeiteten diese germanischen Stämme dabei Hand in Hand mit Byzanz. Um den Untergang des Gepidenreiches herbeizuführen, hatten sich aber Germanen gegen Germanen sogar mit einem aus den östlichen Steppen eingebrochenen wilden türkischen Nomadenvolk verbunden, blind gegen die drohende Gefahr des eigenen Untergangs, wenn dies awarische Reitervolk nach erfrochtenem Siege ihr unmittelbarer Nachbar wurde. Die haßvolle Vernichtung des Gepidenreiches war um so sinnloser, als die Langobarden von vornherein auf den Gewinn des Landes verzichten mußten und nach dem Siege aus der nun auch ihnen

selbst gefährlich gewordenen Nähe der Awaren nach Italien gleichsam flüchteten.

Der Verlust der langobardisch-gepidischen Landgebiete für das Germanentum hat eine bis heute nachwirkende, ja heute erst recht fühlbare schwere Schädigung des Deutschtums herbeigeführt. Nun gab es kein Bollwerk mehr gegen die Überflutung des ostmitteleuropäischen Donaugebiets durch die asiatischen Steppenvölker, Awaren und später Magyaren, sowie gegen das noch gefährlichere im Anschluß an die Awaren erfolgte Einsickern der slawischen Stämme in das Ostalpen- und Donaugebiet bis an die Ostgrenze des Baiwarenstammes hin. Nun sitzen diese Slawen wie ein Keil zwischen den Sudetendeutschen im Norden und den Deutschösterreichern im Süden.

Wir wenden uns am Schluß dieses Kapitels noch einer Erscheinung des 5.—6. Jahrhunderts zu, der Nachahmung und eigenartigen Umbildung römischer Goldmünzen im germanischen Norden.

### Goldbrakteaten und Alfengemmen

Zwei Ströme führten römisches Gold in Gestalt von weströmischen und besonders oströmischen (byzantinischen) goldenen Kaiser Münzen und Medaillons von den Balkangermanen her über Norddeutschland nach dem Norden. Der erste geringere Strom ergoß sich während des 4. Jahrhunderts längs dem Elbwege nach Dänemark und weiter nach Norwegen. Der zweite, eigentliche und große Goldstrom begann gegen 450 n. Chr. und dauerte bis etwa zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Er nahm seinen Weg längs der Weichsel durch Nordostdeutschland (Abb. 120) nach den Inseln Bornholm, Öland, Gotland und dem ostschwedischen Festlande. Aus Skandinavien allein kennt man mehr als ein halbes Tausend solcher „Solidi“, eine Zahl, die um so gewaltiger erscheint, wenn man berücksichtigt, daß die allermeisten im Norden eingeführten Stücke eingeschmolzen und zu heimischen Schmucksachen umgearbeitet wurden. Eine Anzahl hat man auch, wie schon die älteren römischen Münzen, unverarbeitet, oft durchlocht oder mit einer Öse oder länglichen Röhre versehen, als Schmuck getragen. Bald versuchte man nun in Norden diese Münzen nachzumachen, zuerst möglichst getreu nach dem römischen Stempelbilde, dann aber stark entstellt und schließlich mit neuen, der nordischen Gedankenwelt entnommenen Darstellungen. Das sind die fast stets nur einseitig auf dünnstes Goldblech geprägten, später auch gepreßten, sogenannten

Goldbrakteaten (nicht zu verwechseln mit den spätmittelalterlichen Kupfer- und Silberbrakteaten). Von diesen nordischen Goldmünzen aus der Zeit von 400—600 hatte man bis zum Jahre 1919 in ganz Skandinavien 547 gefunden, davon in Dänemark 241, in Schweden 166, in Norwegen 140.

Man unterscheidet nach den verschiedenen Bildern, die sie tragen, vier Gruppen (A—D). Die erste, hauptsächlich dänische Gruppe (A), die als Nachahmung der Vorderseite der Kaisermünzen sich kennzeichnet, weist das Brustbild eines Mannes auf, oft mit mißverständlicher lateinischer Inschrift umgeben, später mit Runen und mit Hakenkreuz. Auf der zweiten (B), die eine Nachahmung der Rückseite der Kaisermünzen erkennen läßt und mehrfach auch in Norddeutschland



Abb. 269.  $\frac{1}{1}$ . Skovsborg, Jütland. Goldbrakteat der Gruppe B.

vertreten ist (Abb. 269), befinden sich eine oder mehrere ganze menschliche Gestalten, Entstellungen der den Sieger krönenden geflügelten Victoria, des die Siegesfahne haltenden Kaisers, der bald zu einer unbekleideten Mannesgestalt wird, und eines mit Speer bewaffneten Kriegers, der dann zu einer knienden Gestalt mit eingeknickten Armen wird; daneben pferde-, vogel- oder drachenartige Tiere. Ein Vertreter dieser Gruppe mit bereits völlig entarteter Darstellung fand sich in dem früher besprochenen Skelettgrabe zu Rosenthal-Berlin (oben Abb. 177). An der dritten weitaus zahlreichsten, auf der älteren Stufe vorwiegend dänischen, auf der jüngeren Stufe schwedisch-norwegischen, in Deutschland nur ganz selten vorkommenden Gruppe (C) sieht man einen Menschenkopf über einem vierfüßigen Tiere, das oft mit Bart und Hörnern ausgestattet ist, daneben wieder Vögel und Hakenkreuze (Abb. 270). Die vierte Gruppe (D), die auch in Norddeutschland vertreten ist, enthält nur ein Tier oder mehrere solche. Während die erste und zweite Gruppe der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehören, fällt die dritte Gruppe in die erste, die vierte Gruppe in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts. Zu der vierten Gruppe gehört auch ein neuerdings zu Groß-Lüben bei Wilsnaß, Kr. Westprignitz in der Mark, auf-

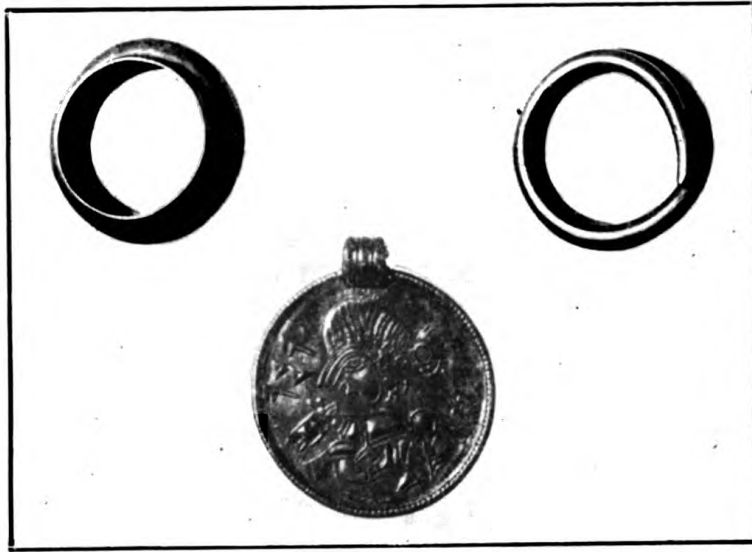


Abb. 270. Über  $\frac{1}{1}$ . Wapno, Kr. Wągrowitz, Posen. Goldbrakteat der Gruppe C mit Runeninschrift nebst zwei Goldringen (nach Kossinna). Um 500—550.



Abb. 271. Underthalfache Größe. Groß-Lüben bei Wilsnack, Kr. Westprignitz. Goldbrakteat der Gruppe D (550—600). Erdfund (nach Originalphotographie).



Abb. 272.  $\frac{1}{1}$ .  
Sonderburg auf  
Alsen, Schleswig.



Abb. 273.  $\frac{1}{1}$ . Spannum im Westergo,  
Friesland, Holland. Terpenfund  
(nach O. Olshausen).

gefundenen Goldbrakteat, der zwei Tiere des Tierstils I in vorzüglicher Ausführung vorführt (Abb. 271), demnach in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts zu setzen ist.

Verwandt mit der zweiten Gruppe der Brakteaten, die nur ganze menschliche Gestalten enthalten, sind gewisse Gemmen, die in eine ovale Glaspaste geschnitten sind und selten nur eine Gestalt oder vier solche bringen, dagegen viel häufiger zwei und am gewöhnlichsten drei. Nach dem Fundort Sonderburg auf Alsen der ersten dieser Gemmen, die wissenschaftlich behandelt worden ist, heißen sie Alsen-gemmen (Abb. 272, 273). Es sind etwa 50 Stück davon bekannt, die ihre hauptsächlichliche Verbreitung zwischen Elbe und Niederrhein haben. Die Figuren, sehr ungeschickt und meist mit leicht eingebogenen Knien wie tänzelnd dargestellt, haben über sich oft stern- oder kreuzartige oder bäumchenförmige Ornamente.

Nur ein einziges Mal, schon im Jahre 1174, ist eine solche Gemme als Grabbeigabe und zwar in einem kostbar ausgestatteten Skelettgrabe eines vornehmen Kriegers merowingischer Zeit zu Andernach aufgedeckt worden. Die Kölnerische Königschronik, die hiervon meldet, weiß natürlich nichts von dem heutigen Namen „Alsen-gemmen“, sondern spricht von einem „Siegstein“, der an dem goldenen Griff des Schwertes jenes Kriegers sich befunden habe. Der Siegstein spielt in der mittelalterlichen Literatur bis ins 15. Jahrhundert eine Rolle. Sein Besitz verlieh Sieg über jeden Gegner. Er wurde in der Tasche getragen oder in einem Ring gefaßt oder am Schwertknauf angebracht. Man sah ihn im Mittelalter teils als Naturprodukt, teils als vom Menschen durch Schwarzkunst hervorgebracht an. Da nun die Bilder der Alsen-gemmen, wie wir gesehen haben, auf Münzen mit dem Bilde der Viktoria vor dem siegreichen Kaiser nebst einem Vertreter des siegreichen Heeres zurückgehen, so würde der Name „Siegstein“ für sie sehr treffend sein. Auch sind die noch heute vorhandenen Alsen-gemmen mehrfach gerade in Ringe gefaßt. Wenn die meisten von ihnen jetzt an Kirchengewerten, Kreuzen, Reliquiarien, mittelalterlichen Buchdeckeln angebracht sind, so zeigt dies, welcher hohen Wert und welche geheime Macht man diesen Gemmen noch zuschrieb, auch als schon das Christentum bei ihren Besitzern festen Fuß gefaßt hatte.

## Die Zeit der germanischen Tierornamentik

(550—800 n. Chr.)

Im fünften und sechsten Jahrhundert überwiegt in der Flächenverzierung der Schmucksachen nicht so sehr die Goldfaden- und Goldkörnerarbeit, das Siligran, als vielmehr einerseits die dem Orient entlehnte, als Spirale gestaltete Kanke, die zur Zeit der Ostgotenherrschaft in Italien bei allen Germanen ihre höchste Blüte erreicht, andererseits der aus der uralten germanischen Holztechnik in Metallguß übertragene Kerbschnitt, der nur bei den Goten auffallenderweise fehlt, wenn man von zwei im westgotischen Südwestfrankreich gefundenen Silberblechfibeln der zweiten Stufe, 450—480 (oben S. 108), und von einer in Sano, Prov. Pesaro, gefundenen ostgotischen silbernen Prachtschnalle absieht. Kerbschnitt erscheint seit etwa 450, Kanke um einige Jahrzehnte später. Kanke wie Kerbschnitt aber werden um 550 zurückgedrängt von der in dieser Zeit aus bisheriger bloßer Randzier zu flächendeckendem Muster werdenden eigentlichen Tierornamentik, die von nun an allein herrschend wird. Alle drei Zierarten, Kerbschnitt, Kanke, Tierornament, kennen gemäß dem germanischen Kunstwollen keine Aufteilung der Fläche in Grund und Muster, sondern sind reine Reliefornameute, welche die gesamte Fläche in ständig sich ablösende Höhen und Tiefen zerlegen und damit ein malerisches Spiel von Licht und Schatten erzielen.

Die germanische Tierornamentik gehört nach einstimmigem Urteil aller neueren Forscher zum Schönsten und Vollendetsten, was auf dem Gebiete des Flächenornaments überhaupt je geschaffen worden ist. Ihre erste Heimat ist der skandinavische Norden; doch greift sie sofort ausgiebig südwärts über die Ostsee hinüber nach Nordwest- und Südwestdeutschland, später auch nach der Schweiz und Italien, ja auch nach Südengland und Nordfrankreich.

Die ersten schwachen Anfänge germanischer Tierornamentik erscheinen schon im 4. Jahrhundert in den auf Silberblech eingepreßten



Tieren, wie sie z. B. auf die bekannte Silberscheibe aus dem Thorsberger Moorfunde gesetzt sind. Vorübergehende Erscheinungen sind solche Fibeln, die vollständig als Tierkörper gestaltet sind, wie die westgotischen Adler-Mantelschließen von Pietroassa und die gepidische Löwenfibel von Szilagy-Somlyo um 400, die granatbesetzten gotischen Fibeln in Gestalt großer stilisierter Adler mit ausgebreiteten Flügeln (Abb. 130) um 500. Auch die seit Mitte des 5. Jahrhunderts auftretenden und sehr langlebigen, kleinen westfränkischen Vogelfibeln (Abb. 143) zählen nicht zu dem, was man eigentlich Tierornamentik nennt, ebenso wenig der am Fuß der Fibeln herauswachsende Tierkopf, der in Norddeutschland und Skandinavien plastisch kräftig ausgeprägt bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts sich bildet, bei den Goten und Gepiden aber, doch mehr nur zeichnerisch angedeutet, erst seit der Mitte des 5. Jahrhunderts erscheint.

Dasselbe gilt von den beiden prächtigen Goldarmbändern der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus einem der Gräber von Pust a Bakod, Kom. Pest, die an den durch eine Schraube geschlossenen Enden ziemlich naturalistisch gehaltene, reich mit Granaten besetzte Raubtierköpfe aufweisen und in der Mitte mit einer Scharniervorrichtung versehen sind (Abb. 274). Ähnliche Stücke aus vergoldetem Silber und mit Granaten besetzt, jedoch weit weniger geschmackvoll ausgeführt, erscheinen in späterer Merowinger-Zeit zu Andernach a. Rhein (Abb. 275), zu Schierstein bei Wiesbaden, sowie zweimal im nordfranzösischen Frankenlande: zu Marchélepot, Dep. Somme, und zu Flamicourt, Gemeinde Doingt bei Péronne. Häufiger sind solche Tierkopf-Armbänder mit offenen Enden und dann ohne Scharniervorrichtung in der Mitte. Ich kenne solche aus der Krim, Ungarn und dem im vorigen Kapitel besprochenen Grabfunde von Untersiebenbrunn in Niederösterreich. Auch von dieser offenen Art erscheinen Vertreter am Mittelrhein, so ein Paar bronzene aus einem Frauengrabe zu Wörrstadt, Kr. Bingen (Abb. 276), sowie etwas abweichend ein silbernes aus Bingen selbst.

Ferner können nicht zum „Tierstil“ gerechnet werden jene berühmten prachtvollen, in feinstem Goldfiligran gearbeiteten drei schwedischen Halsgeschmeide der Zeit um 500, bei denen zwischen den Hohlstäben — es sind 3, 5 und 7 — kleine stark stilisierte, z. T. schon ganz aufgelöste Tiergestalten aufgelötet sind, die das von oben gesehene oder das kauernde, entweder vorwärts oder rückwärts blickende vierfüßige Tier, sowie bloße Tierköpfe, auch Vogelbilder, darstellen. In Abb. 277 wird der mittelgroße, aus fünf Hohlstäben zusammengesetzte Goldhalsfragen vorgeführt. Wir werden im 2. Bande („Schmuck“) hören,

daß die hintere Scharniereinrichtung mit dem pilzförmigen Achsenknopf sowie der vordere Röhrenverschluß, bei dem das Stangenende der einen Röhre in den Hohlraum der anderen gesteckt wird, endlich auch die Verzierung der Röhren durch aufgereihte Hohlringe zurückweisen auf ältere schlichtere Einzelringe und noch weiterhin auf die Gold- und Silberhalssringe mit birnförmigem Oesenverschluß des 3.—4. Jahrhunderts als Vorgänger (vgl. Abb. 93).



Abb. 274.  $\frac{1}{1}$ . Pušta Bakod, Kom. Pest. Gold mit Granaten. Um 470 (nach Sempel).



Abb. 275.  $\frac{2}{3}$ . Udernach. Silber, vergoldet; an Schnauze, Augen und Ohren Granaten; an der Schnauze Hakenfeder-  
verschluß (nach Lindenschmit).

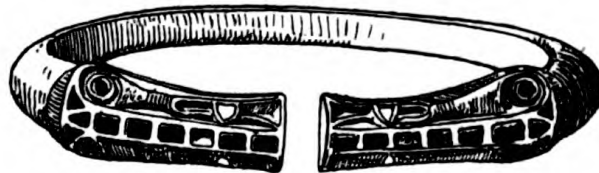


Abb. 276. Fast  $\frac{1}{1}$ . Wörstadt, Kr. Bingen, Rheinbessen. Vergoldete Rotbronze mit Granateinlage; je ein Zahn mit Perlmuttereinlage. Aus einem Frauengrabe um 600 n. Chr. (nach Lindenschmit d. J.).

Endlich seien noch als nicht hierhergehörig genannt jene prachtvollen, starken, goldenen Halsringe schwedischer Art des 6. Jahrhunderts, die in zerstreuten Funden auch in den anderen nordgermanischen Ländern und in Nordostdeutschland vorkommen und sich aus den skandinavischen, besonders uppländischen goldenen Schlangenkopfringen des 3. bis 4. Jahrhunderts entwickelt haben. Bei diesen Halsringen des 6. Jahrhunderts läuft nämlich, jedoch nur ausnahmsweise,



Abb. 277.  $\frac{1}{1}$ . Torslunda, Öland, Schweden. Goldener Halskragen. 5. Jahrh. n. Chr.

nämlich bei nur zweien unter den 53 Vertretern dieser Ringart, das an den dicken Enden eingeschlagene Zierband nach der dünneren Ringmitte zu beiderseits in einen Tierkopf aus. Beide genannten Ringe sind im westlichen Hinterpommern gefunden worden, der eine zu Neu-Meriko bei Stargard, der andere zu Peterzig bei Kolberg (Abb. 278), so daß man fast glauben möchte, diese beiden Ringe seien in Hinterpommern hergestellt, nicht aus Schweden eingeführt worden. Der Peterziger Ring besigt ein Gewicht von 1880 g. Seine übergreifenden Enden,



Abb. 278. Peterzig, Kr. Kolberg. Gold.  $\frac{2}{5}$ ; das Tierkopfornameut gesondert in Naturgröße. Stadtmuseum Kolberg. Photogr. G. Kossinna. 6. Jahrb. n. Chr.

die mit dem Ringkörper durch dazwischen aufgelötete Goldkörner fest verbunden sind, tragen eine Verzierung aus eingestempelten Halbmonden, in deren Innerem erhöhte Punkte emporragen. Es ist dies ein Ornament, das sonst nur an der jüngeren Art dieser Ringe auftritt, bei welcher der Ringkörper nicht aus einem in sich geschlossenen Stabe, sondern aus zwei durch eine ringförmige Endöse verbundenen Gliedern besteht. Die das Ornamentband des Peterziger Ringes abschließenden beiden Tierköpfe tragen an ihren langen Sälsen dagegen das für die ältere Ringart kennzeichnende Stempelmuster des Dreiecks. Der rechte Tierkopf ist augenscheinlich ein krummschnäbeliger Adlerkopf,

doch hier nicht, wie sonst stets, von der Seite, sondern von oben gesehen. Der linke gleichfalls von oben gesehene Kopf ist mit seiner breiten Schnauze ein entfernter Verwandter des an der Fußspitze der mitteleuropäischen Sibeln üblichen Raubtierkopfes.

### Tierstil I

Alle bisher genannten Formen und Tierarten in Tiergestalt oder nur in Tierkopfgestalt erfahren keine stilistische Weiterbildung. Richtige Vorstufen zur Tierornamentik dagegen bilden die als freistehende Randzier an Schmucksachen, wie Sibeln, Schnallen u. a., seit Mitte des 5. Jahrhunderts angebrachten kleinen vierfüßigen Tiere, über deren Herkunft noch nicht volle Klarheit gewonnen worden ist. Sie wurden bisher meist für Schöpfungen der linksrheinischgallischen provinziälromischen Kunst gehalten, was man aber nur mit größtem Widerstreben zugeben könnte. Neuerdings mehrten sich die Stimmen, die diese Randtierzier aus dem gotischen Südrussland und dem Einfluß des sarmatisch-nachskythischen Stils herleiten wollen. Diese Randtiere verfallen sogleich einer Stilisierung im germanischen Sinne. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts erhält das Tierauge eine hintere halbkreisförmige bis U-förmige Umrahmung und der Übergang von Kumpf zu Bein wird durch ein großes birnförmiges Zwischenglied vermittelt. Das ganze Tier wird von einer erhabenen Konturlinie umschlossen. Am frühesten ist diese Neubildung zu beobachten an den seit etwa 450 nicht mehr gehämmerten, sondern gegossenen skandinavischen Silberblechfibeln, wo die abwärts beißenden Adlerköpfe zuerst die beginnende Augen- umrahmung erhalten. Damit war das fertig, was man Stil I der Tierornamentik nennt.

Das Buchstück einer vergoldeten Silberfibel aus Galsted bei Sadersleben in Schleswig (Abb. 279), die wegen des Befundes eines Goldbrakteaten der C-Gruppe (s. oben S. 250) schon in den Beginn des 6. Jahrhunderts gesetzt werden muß, weist zwei Randtiere in Stil I auf, deren phantastische Gestaltung unzweifelhaft auf Entlehnung aus dem durch südrussisch-gotische Kunst umgebildeten sarmatisch-nachskythischen Stile hinweist.

Abb. 280, 281 zeigen die Entwicklung der Tiergestalt im älteren Zeitabschnitt des Stils I; Abb. 280, Nr. 2 ist die Stufe, die man noch auf der um 550 fallenden Sibel von Vedstrup an den Kanten des spigen Unterteils der rautenförmigen Fußplatte wiederfindet (Abb. 283).

Auf dieser Stufe einer bloßen Kanten-, noch keiner Flächenverzierung verharrete Stil I etwa ein Jahrhundert lang. Eine Weiterbildung

tritt jedoch insoweit ein, als der Nasenteil der Tiere allmählich zu schwinden beginnt und nur die Augenrahmung sowie die Kiefer, die oft zu Raubvogelschnäbeln werden, erhalten bleiben; außerdem bekommen die Füße Zehen oder werden zu einer Schlinge gestaltet (Abb. 280).

Vom Rande oder höchstens noch von schmalen Randzonen in das Innere der Schmuckstücke überzugreifen und die bisher dort herrschenden Zierweisen, Kerbschnitt und Kanke, ganz zu verdrängen, gelang dem Tierstil erst um 550, wie wir schon hörten. Infolge der Aufgabe, nun große Flächen zu decken, erleiden die Tiere teils weiter fortschreitende Auflösung, teils eine zusammenhaltende Stilisierung. Ihr Leib wird



Abb. 279.  $\frac{7}{8}$ . Galsbed bei Hadersleben, Schleswig. Vergoldete Silberfibel.  
6. Jahrhundert. Museum Kopenhagen.

immer dünner, fast fadenförmig ausgezogen, Hals und Kopf werden oft rückwärts gewendet, die Kiefer beißen in den eigenen Leib, der Nasenteil geht ganz verloren, der Fuß nimmt Blattform an: alles das Eigenheiten, welche schon die Tierdarstellung des Stils II vorbereiten. Das lange Strecken der Tiere brachte ihrem organischen Zusammenhang zunächst noch keine Gefahr. Die Flächenbedeckung verlangte aber auch, daß die Tierkörper in die Breite ausgezogen oder übereinandergelegt wurden. Die anfangs gerade gestreckten und noch unversehrten Tierleiber werden nun in Kumpf und Glieder zerrissen und diese Teile in wirren Haufen auf der Fläche zu einem Mosaikknäuel zusammengedrängt. Oder die Tierleiber werden in bandförmige Schlingen ausgezogen und

Kumpf nebst Gliedern werden zu einer Art von Bandgeflecht verwoben, das aber noch weit davon entfernt ist, mit dem um die Mitte des 6. Jahrhunderts erstehenden, den Tierstil heilenden mitteleuropäischen Bandornament zusammenzufallen. Auch in diesem Falle wird das

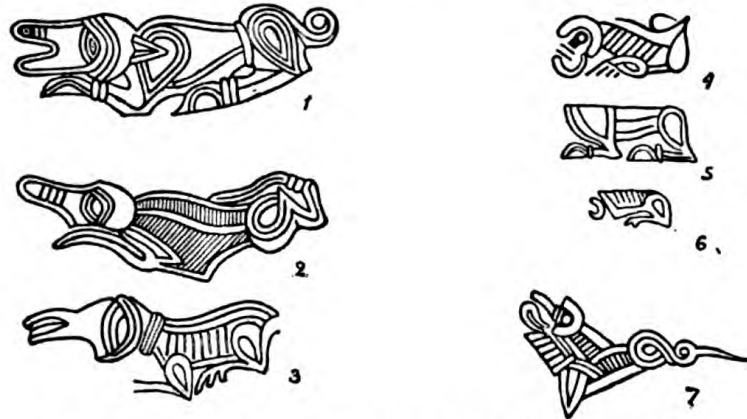


Abb. 280. Tierfiguren im älteren Stil I (nach Åberg).

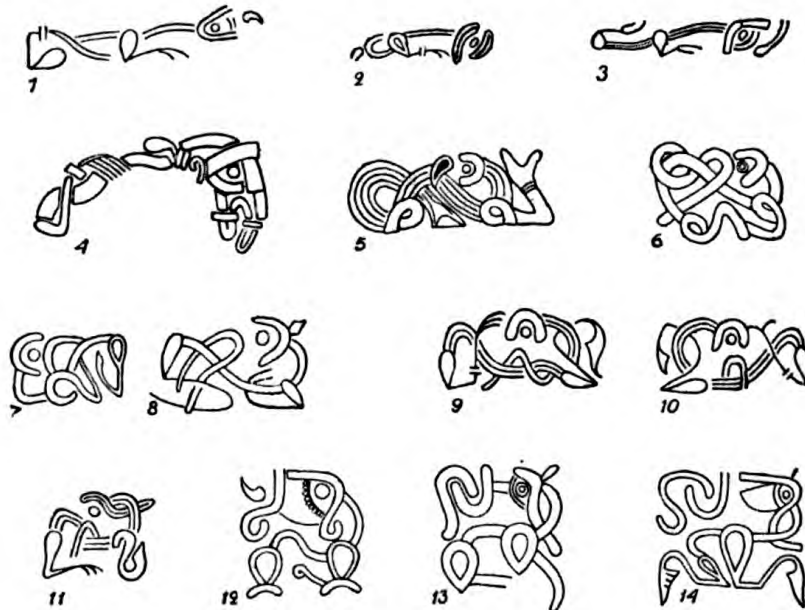


Abb. 281. Tierfiguren im jüngeren Stil I (nach Åberg).

Tier als solches völlig unkenntlich, und der Tierstil wird schließlich zu einer Art geometrischen Stils. Damit steht der so entartete Tierstil I gerade zur Zeit seiner größten räumlichen Ausbreitung in völliger Auflösung.

Aber gerade diese Auflösung des alten Motivs, dieses ruhelose, wilde Durcheinander, das in seinem Gedränge den ihm zugewiesenen Raum

zu sprengen droht — das war es gerade, was dem germanischen Geschmack so ungemaine entsprach und zusagte. Und daher die rasche Verbreitung des neuen Stils von Norwegen, wo er entstand (falls nicht etwa England sein Ursprungsland ist), einesteils nach dem nördlicheren Schweden, andernteils über Dänemark zu allen Germanen hin mit Ausnahme der Goten, der Ostgoten in Italien, wie der Westgoten in



Abb. 282.  $\frac{1}{1}$ . Nordendorf, B.-U. Donauwörth. Nat.-mus. München (nach Kühn).

Spanien, denn diese hielten fest an ihrem eigenen, alten Gotenstile. Auch in Nordfrankreich tritt Tierstil I nur recht spärlich auf, wie es scheint, von England aus eingeführt. Überhaupt lockern die Westfranken, die, wie wir oben gesehen haben (S. 140f), in der Zeit von 500—550 durch Austausch und Übernahme von Kunstformen regen Wechselverkehr mit dem germanischen Hauptlande pflegten, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts diese Beziehungen aufs stärkste.



Denn während sie die ältere Gruppe der deutschen Fibeln mit ovaler Fußplatte aus der Zeit von 500—550, nämlich die mit Kerbschnitt oder Ranke oder einfacher Parallelstrichelung verzierten, begierig aufnehmen, lehnen sie die jüngere Gruppe aus der Zeit von 550 bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts vollständig ab. Es sind das die mit Ornamentik in Tierstil I (vgl. Abb. 289) und die mit Bandgeflecht (Abb. 290) verzierten Arten, woran sich die anfangs noch in Deutschland, in der Hauptsache aber in Italien vertretenen langobardischen Fibeln anschließen, bei denen die Knöpfe der Kopfplatte meist in doppelter Reihe übereinan-



Abb. 283. Vedstrup auf Seeland. Etwa  $\frac{2}{3}$ . Silberfibel mit flächendeckend gewordenem Tierstil I. Zwischen 550 und 600 n. Chr. Museum Kopenhagen (nach Salin).

der angeordnet sind und die seit 600 n. Chr. auch Tierornamentik in Stil II zeigen (Abb. 290). Und umgekehrt verschmähen die rechtsrheinischen Germanen, die in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Granatverzierung, wenn auch in recht bescheidenem Maße, angewandt hatten, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts diesen gotisch-westfränkischen Schmuck vollständig und huldigen dieser Mode von neuem erst seit etwa 600 unter dem Einfluß der hochentwickelten langobardischen Zellglaskunst.

Ein Beispiel vom Beginn der Stufe, da der Tierstil I flächendeckend

wird, also aus der Zeit um 550, bietet eine Sibel von Vedstrup auf Seeland (Abb. 283). Überall erscheint hier das Tier, nur an den Rändern des Bügels zeigt sich in schmalem Bande noch ein verstohlener Rest der sonst bereits verdrängten Spiralrankenzier. Alle Tiere der Kopf- wie der Fußplatte haben die halbrunde Augenumrahmung. Bei den unteren Randtieren des Sibelfußes ist der hintere Oberschenkel birnförmig gestaltet und der zugehörige zweizehige Fuß von hinten über den Rücken gelegt; das Vorderbein dagegen ist mit seinem dreieckigen Ansatz an den Kumpf ausnahmsweise völlig anders dargestellt. Besonders merkwürdig an der Sibel ist, daß der Tierkopf, der die Kopfplatte in der Mitte senkrecht teilt, aus zwei von der Seite gesehenen Vogelköpfen zusammengesetzt ist: eine Spielerei, die ähnlich auch später noch öfters vorkommt. Die Stilisierung der vier anderen Tiere der Kopfplatte, deren Schnäbel wie Haken ineinanderfassen, ist so weit getrieben, daß man nur bei dem am weitesten links befindlichen Tiere Körper und Hinterbein herausfindet, im übrigen aber das Gewirr der Linien sich nicht zu einer Gestalt ordnen läßt. Ähnlich stark stilisiert sind die beiden Vierfüßler auf der rautenförmigen Fußplatte.

In Abb. 282 sehen wir ein Stück, auf welchem besonders die Kopfplatte mit ihrer in ein Spiel von Schlingen aufgelösten Ornamentik die Verwirrung der Komposition gut wiedergibt.

Auf diesem Wege völliger Entartung und Auflösung, in den sich der Tierstil I in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verirrt hatte, war keine Weiterentwicklung möglich. Rettung konnte nur kommen von wenigstens teilweise erneuter Annäherung an die Natur und wiederhergestellter Ordnung und Übersichtlichkeit in der Gestaltung der Einzelglieder des Tierleibes. Und dieser Heilungsvorgang geschah im Laufe der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts unter dem Einfluß der mitteleuropäischen Germanen. Hauptsächlich erfolgte er durch Übernahme des Flechtbandornaments, das in Mitteleuropa seit 550 an den Metallschmucksachen sich entwickelte, in den Tierstil.

Man hat das allseitige Auftreten dieser Zierweise bei den Germanen durch einfache Übernahme des orientalisches-byzantinischen Bandornaments seitens der Langobarden in Italien und Weitergabe von hier aus an die anderen Germanen erklärt. Nach entgegengesetzter Ansicht soll das Bandgeflecht von den Langobarden entweder in Italien erfunden oder vielmehr aus Deutschland dorthin mitgebracht worden sein und dann über die Mittelmeerwelt und nach dem Orient sich verbreitet haben. Bei solcher Betrachtung hat man aber nur die Anwendung des Ornaments in der Baukunst im Auge, auf die wir später eingehen werden. Wir haben es hier jedoch zunächst mit der Kleinkunst in Metall zu tun.

Da muß man darauf hinweisen, daß ein auch als Flechtband aufgefaßter Teil des Bandornaments, das sog. „Zopfmuster“, beim Siligranbelag und beim Belag mit gepreßtem Silberblech auf germanischen Fibeln bereits seit der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. häufig verwendet wird (Abb. 284). Als Einfassung erscheint es wieder auf Fibeln des 6. Jahrhunderts. Um diese Zeit tritt auch volles Bandornament auf. An Fibeln wird das Flechtband zuerst in Süddeutschland und am Mittelrhein allgemein üblich, und zwar um 550, also noch etwas vor dem Einfall der Langobarden in Italien. Es setzt sich hier an die Stelle der damals absterbenden Ranken- und Kerbschnittverzierung und tritt so in Wettbewerb mit dem ihm zunächst noch überlegenen, flächendeckend gewordenen Tierornament des Stils I. Entstanden ist dies neue mitteleuropäische Flechtband, wie man neuerdings gemeint hat, wohl aus einer Umbildung des Kerbschnitts, möge



Abb. 284.  $\frac{1}{1}$ . Darzau, Prov. Hannover. Bronze mit Silber.  
Westgermanische Kniefibel. Um 200 n. Chr.

dieser nun in senkrechten Zickzackreihen oder in Form des antiken Mäanders sich zeigen. Indes der antike Mäander kommt hier nicht in Betracht. Denn es liegt hier gar kein durch die Germanen aus der Antike her angeblich entlehnter richtiger Mäander vor, sondern nur ein einfaches Stufenmuster. Und dieses entwickelt sich ganz leicht im Kerbschnitt, der bei den Germanen ja schon während der Bronzezeit und in nachchristlicher Zeit seit dem 2. Jahrhundert in Knochen, seit 300 in Holz, seit 400 (Abb. 285, 286) in Metall bezeugt ist. Außerdem aber war ja das Stufenmuster gerade den Germanen der Völkerwanderungszeit längst vertraut aus der Zellenverglasung, wo die Stege von jeher gern die Gestalt des Stufenmusters annahmen, wie wir schon bei dem Kurzschwert des Frankenkönigs Childerik zu beobachten und zu besprechen Gelegenheit hatten (S. 125, Abb. 118). Auf Fibeln erscheint das Stufenmuster in Kerbschnitt zuerst, noch ganz vereinzelt, bei einer verspäteten, um 500 anzusetzenden, westgotischen Silberblechfibel aus Spanien, später bei der älteren Gruppe

der mitteleuropäischen, in Süddeutschland und am Mittelrhein auf-  
gekommenen Fibeln mit ovaler Fußplatte aus der Zeit von 500—550,  
und zwar ganz am Schluß ihrer Entwicklung, gegen 550. Und kurz  
darauf muß auch in Südwestdeutschland die Wandlung des Kerb-  
schnitts einschließlich des Stufenmusters zum Flechtband vor sich ge-  
gangen sein, das nirgends so zahlreich vertreten ist wie gerade hier.  
Daß das Flechtband seit 550 auch bei den skandinavischen Germanen  
sich einbürgert, erhellt deutlich daraus, daß ein viersträhniges Flecht-  
band seit dieser Zeit auf den norwegischen „blumentopf“-förmigen Ton-  
gefäßen gar nicht ungewöhnlich ist, ferner daraus, daß in der Zeit des  
Ausflanges des Stils I in Skandinavien die einzelnen Teile des Tier-

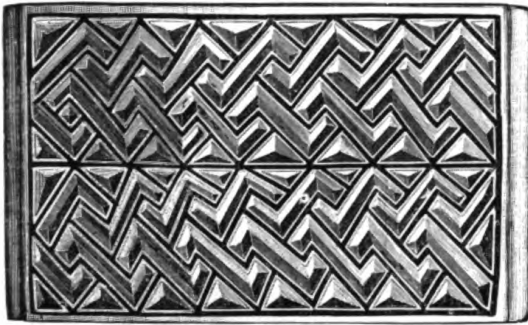


Abb. 285.  $\frac{1}{1}$ . Nydamer Moor, Schles-  
wig. Silber und Niello. Mundblech einer  
Schwertscheide. Jüngerer Moorfund (um  
450 n. Chr.).



Abb. 286.  $\frac{1}{2}$ . Roligheden, Amt  
Larvik, Norwegen. Kreuzförmige  
Silberfibel mit tiefstem Kerbschnitt.  
Um 450 n. Chr. (nach Salin).

leibes so unter- und übereinander gelegt werden, daß in diesem Durch-  
flechten der Glieder unverkennbar Einflüsse der Bandornamentik vor-  
liegen.

Zur Veranschaulichung sei hier zunächst ein südwestdeutsches Stück  
vorgeführt, das dem riesenhaften Friedhof von Nordendorf bei  
Donauwörth entstammt und der Zeit noch tastenden Beginnes der Ge-  
staltung des Flechtbandes angehört, also etwa um 500 fällt (Abb. 287).  
Dies Stück hat auf der Fußplatte ein beiderseits von Kerbschnittzickzack  
eingeschlossenes Rankenornament, auf der Kopfplatte aber eine Ver-  
zierung, die bereits Neigung zur Bildung des Flechtbandes zeigt, falls  
sie nicht etwa als entartetes Rankenornament aufzufassen ist. Bei dem  
mittelrheinischen Stück in Abb. 288 ist die Entwicklung schon stark



Abb. 287.  $\frac{2}{3}$ . Nordendorf, Bayr. Schwaben. Um 550 na. Chr. (nach Kühn). Auf der Fußplatte Kerbschnitt und Ranke, auf der Kopfplatte Neigung zur Bildung des Flechtbandes.



Abb. 288.  $\frac{2}{3}$ . Wolfskehlen, Kr. Groß-Gerau, Hessen. Museum Darmstadt (nach Kühn). Auf der Kopfplatte Vorstufe zum Flechtband; auf der Fußplatte volles Flechtband.



Abb. 289.  $\frac{1}{2}$ . Waiblingen, Württemberg. Bronze. 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts (nach Salin).



Abb. 291.



Abb. 292.



Abb. 290.  $\frac{2}{3}$ . Seidingsfeld bei Würzburg. Versilberte Bronze. Etwa 600 n. Chr. Auf der Kopfplatte 2 Tiere mit Augeneinfassung in Stil I (057a); auf der Fußplatte 2 Tiere ohne Augeneinfassung (057b). (Nach Salin.)

fortgeschritten, denn hier findet sich auf der Kopfplatte zwar auch erst eine Vorstufe des Flechtbandes, auf der Fußplatte aber schon voll ausgebildetes Flechtband. Besonders reich ist das Flechtband an einer Sibel aus Württemberg verwendet (Abb. 289). Sowohl in Süddeutschland wie bei den Langobarden, und zwar schon in ihren mitteleuropäischen Sigen, d. h. in Böhmen und Westungarn (Pannonien), später ebenso in Italien, verbindet sich das Flechtband zuweilen mit dem Tierornament des Stils I (Abb. 290), später des Stils II (Abb. 293) zu einheitlicher Darstellung, und so nimmt dieser Tierstil in Deutschland wie in Italien, nicht aber in Skandinavien, die Formen eines manchmal zwar ver-

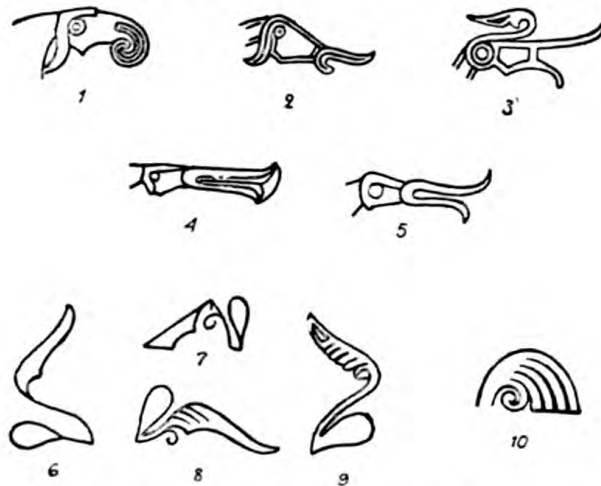


Abb. 293. Tierköpfe und Füße in Stil II (nach Aberg).

wickelten, aber immer doch geordneten und übersichtlichen Flechtbandes in seine Darstellung des vierfüßigen Tieres auf. In Skandinavien dagegen wird das alte Chaos wirrer Gliedmaßen des entarteten Stils I bis zur plötzlichen Übernahme des Stiles II aus Deutschland her um 600 beibehalten.

## Tierstil II

Ausgestattet mit der in Mitteleuropa durch Aufnahme des Flechtbandes gewonnenen Bereicherung, die gleichzeitig zur Klärung der alten Verworrenheit führte, hat der neue Stil, den man Tierstil II nennt, sich wie Stil I zu allen Germanen hin verbreitet mit Ausnahme wiederum der weit abliegenden Westgoten und nun auch noch der schon fast ganz von der Gemeinschaft mit germanischer Kunst gelöst und dem Einfluß der orientalisches-byzantinischen Kunst verfallenen Westfranken in Nordfrankreich, wo der neue Tierstil nur in ganz wenigen und künstlerisch minderwertigen Stücken auftritt. Bei den Lango-

barden in Italien tritt Stil II auch stark zurück gegenüber der Häufigkeit des Stiles I. Stil II dauerte das ganze siebente Jahrhundert hindurch. In der Tiergestalt zeigt er folgende Neuerungen (Abb. 293): Während der von der Seite gesehene Kopf in Stil I mehr wie der Kopf eines vierfüßigen Raubtieres aussieht, nimmt er in Stil II, wohl unter Beeinflussung durch den gotisch-westfränkischen Adlerkopf, mehr die Gestalt eines Vogelkopfes an. Er erscheint jetzt wieder natürlicher, wenigstens unverstümmelt; nur innerhalb der Silbertauschierung auf Eisen, die nach schwachen Versuchen aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, wie sie z. B. im Grabe 84 von Weimar sich zeigen (vgl. oben S. 157f.) erst im 7. Jahrhundert in ausgedehntem Maße stattfindet, besonders bei Eisenschnallen, Waffen und Zaumzeug, lebt der ver-



Abb. 294.  $\frac{2}{3}$ . Feneß,  
Rom. Jala, West-Ungarn.  
Bronze, vergoldet  
(nach Hampel).



Abb. 295.  $\frac{1}{4}$ . Susigke bei Ufen a.  
d. Elbe, Kr. Kalbe a. d. Saale.  
Bronzene Rundfibel des 7. Jahrhund.  
Staatliches Museum für Vor- und  
Frühgeschichte Berlin.

stümmelte Tierkopf aus Stil I weiter fort. Besonders kennzeichnend an dem neuen Kopfe ist das zugespitzte Kinn. Die hintere Augen- umrahmung bleibt in Deutschland und Italien fast dieselbe wie in Stil I, insofern sie den ganzen Hinterkopf umschließt, ein neues Zeichen der hier ohne Abbruch vollzogenen Überleitung von Stil I zu Stil II. Sie erscheint nun weit offen oder winkelig gebrochen, endet unten in eine Schlinge, wie oft schon am Schluß von Stil I, und wird später oft zu einem bloßen Nackenzipfel verkürzt, der zuweilen Blatt- form annimmt. In Skandinavien dagegen, wo Stil II im Verein mit vielen anderen südwestdeutschen Kunstformen zunächst vom Süden

her als etwas Neues eingeführt wird, zeigt sich ein gewisser Abbruch der Entwicklung des Stils I auch daran, daß hier bei Stil II die Augen-umrahmung gewöhnlich schon am hinteren Teile des Auges aufhört. Die Fußzehen erhalten die Gestalt einer gespreizten Palmette. Der Leib, der im allgemeinen dieselbe Gestalt behält, die er am Schlusse des Stils I angenommen hatte, wird zu einem breiten Bande. Eine auffällige Bevorzugung gewinnt jetzt im Gegensatz zu dem sonstigen Wesen germanischer Kunst die streng symmetrische Gruppierung von zwei oder vier Tieren, die mit dem neuen Streben nach klarer Körperdarstellung zusammenhängt.

Außer dem Bandgeflecht nimmt Stil II aus dem älteren fränkisch-westgotischen Stile die Motive des Wirbels (Drei- und Vierbeins, Abb. 294), das aus den längs des Randes oder im Kreise gereihten Adlerköpfen Mitteleuropas stammt, und des durch Gradestreckung aus dem Wirbel entstandenen Wellenbandes auf, die beide in Tierkörpern, meist Vögeln, dargestellt werden. Ein schönes Beispiel des Wirbels bietet eine schon 1888 vom Berliner Museum durch Kauf erworbene, aber bisher unbekannt gebliebene Rundfibul aus Susfigke bei Aken a. d. Elbe, Kreis Kalbe a. Saale (Abb. 295).

In dieser Verfassung, mit neu gewonnener ruhiger Klarheit, übersichtlicher Anordnung der Einzelheiten und zugleich starkem Streben nach Symmetrie, kommt der neue Tierstil von Deutschland nach Ostschweden. Hier erlangt er seine letzte Ausbildung, Vollendung und höchste Blüte auf der Insel Gotland, aber auch in der nördlich von Stockholm gelegenen Landschaft Uppland, wo er hervorragend vertreten ist an den überreichen, prächtigen Beigaben in einigen der schwedischen Fürstengräber zu Vendel nördlich von Uppsala. Er führt danach auch den Namen älterer Vendelstil.

In Norwegen dagegen und in England hält sich Stil I bis in den Beginn des 7. Jahrhunderts und dringt Stil II erst später ein, in Norwegen von Schweden her, in England über Nordfrankreich vom Rheine her. Ein Unterschied im Stil II zwischen Deutschland nebst Italien einerseits und Skandinavien andererseits zeigt sich darin, daß in Skandinavien nach wie vor das vierfüßige Tier im Vordergrund der Darstellung steht, während in den beiden südlicheren germanischen Gebieten Stil II überwiegend nur an Köpfen, die an den Rändern der Gegenstände angebracht werden, oder im Verein mit Bandgeflecht erscheint. Es bleibt indes nicht aus, daß auch in diesem geklärten Stil wiederum die Neigung zu malerischer Wirkung in der Anordnung der Teile, zu stärkerer Betonung von Abwechslung, zu erhöhter Lebendigkeit und Unruhe sich geltend macht. Diesem Streben verhilft der jetzt



zu neuer höchster Blüte gelangende Kerbschnitt mit seinen starken Gegensätzen von Schatten und Licht zu glänzender Entfaltung und Wirkung. Doch verfällt der Stil dabei keineswegs von neuem zu einer stärkeren Auflösung, übt vielmehr in Stücken dieser unruhigeren Art besonderen Reiz auf unser Auge aus.

Ein Beispiel für den ausgebildeten Stil II germanischer Tierornamentik bieten die überaus prächtigen, leider nur zum Teil und vielfach auch nur in zerbrochenem und verstückeltem Zustand erhaltenen, ins Bayerische Nationalmuseum gelangten goldenen und silbernen Beigaben eines der Selsengräber, die 1881 bei Wittislingen unweit Dillingen im bayerischen Schwaben aufgedeckt worden sind (Abb. 296, 297). Die Grabkammer, zu der ein  $2\frac{1}{2}$  m tief in den Fels gehauener Schacht führte, erstreckte sich 3 m lang in den Fels hinein und umschloß das Doppelgrab eines Mannes und einer Frau.

Das herrlichste Stück im Grabe des Mannes, Uffila mit Namen, ist eine vergoldete Silberfibel (Abb. 296, Nr. 5) mit halbrunder, ursprünglich zehnköpfigen Kopfplatte, bedeckt mit Goldfiligranplättchen und Amantinen nebst grünen Glaspasten auf Goldfolie innerhalb der vollendet feinen niellierten Zellenstege. An den Seiten der Fußplatte, aber in sie einbezogen, hängen zwei Adlerköpfe im Tierstil II, scheinbar ein langobardisches Motiv, wie wir es soeben an der Fibel aus Toskana gesehen haben. Indes dürfte dies Motiv an dem Wittislinger Stück eher noch von den unter skandinavischem Einfluß auch in Deutschland Mode gewordenen Sibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen herkommen, deren spätere Gruppe statt der beißenden Tierköpfe vielmehr Adlerköpfe mit geschlossenem Schnabel führt. Die Adlerköpfe werden an diesen deutschen Sibeln in der von den langobardischen Stücken abweichenden, aber der Wittislinger Fibel entsprechenden gesteigerten Größe dargestellt und ebenfalls in die Fußplatte einbezogen, was bei den langobardischen Sibeln nicht der Fall ist. Auf der Rückseite der Fußplatte befindet sich, nicht mehr in Runen, wie an manchen südwestdeutschen und mittelhheinischen Sibeln des 6. Jahrhunderts, sondern schon in lateinischen, mit viel Niello gefüllten Buchstaben eine Inschrift, wonach die Fibel als ein Geschenk der bereits verstorbenen Frau Tisa an ihren Mann Uffila bezeichnet wird. Der den Schluß der Inschrift bildende Name Wigerig deutet vielleicht auf den Meister des Kunstwerkes oder auch nur der Inschrift.

In dem Mannesgrabe finden sich ferner drei Teile eines gleicharmigen Goldblechkreuzes (Nr. 8, 9, 10) mit gepreßtem, viersträhnigen, gepertem Flechtband, das beiderseits in Tierköpfe von entartetem Stil I ausläuft, und ein goldener Singerring, dessen Platte einen bärtigen



Abb. 296. Wittislingen, Bez.-Amt Dillingen, Bayer. Schwaben. Funde aus einem Doppelgrabe. Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. Bayer. Nationalmuseum München.

Kopf in Relief trägt (Nr. 13), Reste eines bronzenen Kettenpanzers, eiserne mit Silber tauschierte Riemenbeschläge, zwei Gürtelschnallen, ein Bronzebecken mit Stiel u. a.

Unter den zahlreichen Beigaben der Frau Tisa, von denen nur die wichtigsten angeführt seien, ragt als Prachtstück eine aus Goldblech auf Bronzeunterlage gearbeitete große runde Scheibensibel hervor (Nr. 7). Diese Art Scheibenbrotschen erscheint bei den Franken zuerst um 500 und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts als eine mit Mandinen in einfacher Zellenfassung besetzte kleine Form, entwickelt sich aber im Laufe des 6. Jahrhunderts und weiterhin zu großen, reich ausgeführten Prachtstücken. Das Wittislinger Stück ist auf dem Grund mit Siligran in Bandgeflecht und Tierköpfen bedeckt und trägt außer-



Abb. 297. Wittislungen, Bez. Amt Dillingen. Funde aus dem Doppelgrabe.  
Ende des 7. Jahrhunderts.

dem in getriebener Erhabenheit vier schlangenartig gewundene, beiderseits in Siligran-Vogelköpfe endigende Tierleiber; diese sind aus Mandinen hergestellt, die in Zellenfassung auf gegitterter Goldfolie ruhen. Als weitere Beigaben der Frau nenne ich zwei silberne Riemenzungen (Nr. 2, 3), ein dreieckiges Gürtelschnallen-Beschläge (Nr. 6) aus massivem vergoldeten Silber mit vielen kleinen, auf gegittertem Goldgrund befestigten Granaten, deren Verwendung unter dem Einfluß der prachtvollen langobardischen Zellschmelzkunst seit 600 auch in Mitteleuropa von neuem aufkommt, und mit Tierornament in aufgelöstem Stil II. Ferner: drei silberne Beschläge (Nr. 11, 12), die mit zwei Tierköpfen in Stil II an den Enden und mit einer Blatt- ranke in der Mitte geziert sind; eine durchbrochene bronzene Zierscheibe mit Tierköpfen in aufgelöstem Stil II (Abb. 297 rechts); eine aus zwei gepreßten Halbkugeln zusammengesetzte Silberkapsel mit

Verzierung in aufgelöstem Stil II (Abb. 297 links), wobei in jedem der drei Felder zwei Tiergestalten mit Kopf, Kumpf und Fuß erscheinen, der Kopf aber nur aus der Augenrahmung besteht, der Fuß mit der zurückgelegten Zehe und den anderen Zehen von einer Konturlinie umgeben ist, was für Stil II kennzeichnend ist; eine Nadel mit abgebrochenem Bronzeschaft und großem hohlen Kopf, der aus zwei aus Goldblech gepressten Halbkugeln zusammengesetzt ist (Nr. 15); eine indische Meermuschel.

Nachträglich, im Jahre 1905, wurden noch vier schöne goldene Schmucksachen aus anderen Gräbern von Wittislingen an das Bayer-



Abb. 298. Fast  $\frac{1}{2}$ . Wüstung Groß Orden, östlich bei Quedlinburg.

rische Nationalmuseum abgeliefert: zwei Nadeln mit reizendem durchbrochenem Kopf (Nr. 14, 16), ein Kettchen (Nr. 4) und eine kleine Sand (Nr. 1).

Als anders geartetes Seitenstück zu der Prunkfibel des Frauengrabes von Wittislingen sei eine Scheibensfibel, ebenfalls des 7. Jahrhunderts, genannt, die 1878 auf dem Kirchhofe der nahe bei Quedlinburg gelegenen Wüstung Groß-Orden ergraben wurde. Das einstige Dorf Orden, die alte Villa Orda, war der Sitz der von einem Ahnherrn Amalung aus dem Ende des 8. Jahrhunderts abstammenden Billunger, die vom 10. bis 12. Jahrhundert Herzöge von Sachsen waren und aus denen die Herrschergeschlechter der Welfen und Askanier hervorgegangen sind. Der zu dem Wohnsitz Groß-Orden gehörige Friedhof lag auf der benachbarten Höhe der Borphornschanze, wo 1914 unter zahlreichen ärmlicher ausgestatteten Skelettgräbern der Zeit um 800 zwei reiche aufgedeckt wurden, die teils mit Beigabe von Tieren, 2 Pferden und

2 Stunden, teils mit Tieropfern bedacht waren und als Grabstätten der Vorfahren der Billunger anzusehen sind.

Die Groß-Ordner Scheibensibel ist in der Mitte mit einem in Gold gefassten Achat geschmückt, einer auf der Unterseite zerbrochenen antiken Gemme mit dem Bilde Apollos in ganzer Gestalt. Umgeben ist dieser Stein von vier granatgefüllten Zellensystemen und dazwischen vier goldgetriebenen Bienen nebst acht Edelsteinen, darunter drei Lapis lazuli, zwei nur halb erhaltene Malachiten und zwei halbe Perlen. Der Grund der Oberseite zeigt reiche Filigranverzierung. Bemerkenswert ist, daß sich Zellensysteme von ganz entsprechender Gestalt, wie sie das Groß-Ordner Schmuckstück aufweist, an einer gleich großen, auch im einzelnen sehr ähnlich verzierten goldenen Scheibensibel aus einem reichen Frauengrabe des im Jahre 1930 aufgedeckten Merowingerfriedhofs in Soest-Süd, Westfalen, aus dem 7. Jahrhundert befinden.



Abb. 299.  $\frac{1}{1}$ . Vergoldeter silberner Beschlag auf Bronzeunterlage, angeblich aus Ulm (vielleicht aus Nordendorf, Bez.-A. Donauwörth, Bayr. Schwaben). 7. Jahrhundert. Phot. des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin.

In Abb. 299 ist ein 4,4 cm langer, rechteckiger silberner, vergoldeter Beschlag mit vier gewölbten Knieten wiedergegeben. Trotz der mehr schematischen Darstellung lediglich von Kopf und Beinansatz der beiden Tiere, die das Ornament des Stückes bilden, muß es wegen seiner ganzen Gestalt wie seines klar gehaltenen Flechtbandmusters dem Stil II und also dem 7. Jahrhundert zugesprochen werden. Es stammt, wie die beiden um ein Jahrhundert älteren Silberfibeln (Abb. 140) angeblich aus Ulm, dürfte aber eher ein Raub aus dem großen merowingischen Gräberfelde von Nordendorf bei Donauwörth sein. Bei dem Tierornament handelt es sich um eine Entstellung des kauernenden, rückwärts blickenden Tieres, dessen Kopf einmal links oben, dann in umgekehrter Stellung rechts unten sich befindet. Vom Hinterkopfe des links oben dargestellten Tieres gehen zwei Konturlinien aus. Die obere läuft zunächst gerade rückwärts bis zur Umbiegung nach unten, wo eine mandelförmige Schleife den Beinansatz andeutet, um sich dann im Bogen mit den Kiefern und der unteren Konturlinie desselben Tieres zu verflechten. Die untere Konturlinie dagegen läuft vom Hinterkopfe sogleich

abwärts parallel der oberen Konturlinie und reicht bis zum Kopf des anderen Tieres. Eigentliche Tierleiber sind also nicht vorhanden, sondern nur zwei leere, ineinandergeflochtene Konturlinien.

Solche rechteckige Beschläge gehören zu jenen neuen süddeutschen Formen, die zu Beginn der älteren Vendelzeit durch Schweden übernommen werden. Hierunter befinden sich weiter quadratische bronzene Riemenkreuzbeschläge vom Pferdegeschirr, wie in Abb. 302 und 368, lange schmale, eckig ausgeschweifte, an der Spitze abgerundete Riemenzungen (Abb. 300), Rundfibeln mit Tierköpfen in Stil II, meist in Dreibein- oder abgerundeter Sakentkruzform (Abb. 294), S-för-



Abb. 300. <sup>1</sup>/<sub>1</sub>. Mayen i. d. Eifel, Gräberfeld „Auf der Eich“. Schnalle mit Schilddorn. 7. Jahrhundert (nach P. Förster).

mige Fibeln mit Tierköpfen in Stil II (Abb. 301), Fibeln oder Beschläge in der schon älteren Form eines gekrümmten Vogels (vgl. Abb. 143), aber nun mit einem Kopf in Stil II, gepresste Bleche mit Flechtbändern und Tierornamentik in Stil II (vgl. die Silberkapsel Abb. 297 links), Schnallen mit Schilddorn (Abb. 300), durchbrochene Zierscheiben (vgl. Abb. 297 rechts), Ringschwerter und Spangenhelme. Auf die letzteren beiden Formarten kommen wir noch näher zurück.

Wir wollen vorher noch einige einschlägige Altertümer aus dem namengebenden Fundorte selbst, aus Vendel, betrachten.

Da ist zunächst ein quadratischer, vergoldeter Bronzeriemenkreuzbeschlag (Abb. 302) zu nennen. Das Innere der Oberseite ist mit vier verschlungenen Tieren im späteren Stil II gefüllt; die Köpfe der Tiere liegen in den vier Ecken; der Rahmen zeigt Bandgeflecht.

Ferner ein vergoldeter Bronzebeschlag mit seitlicher Ringöse (Abb. 303), auf dem sich leicht vier kauende, rückwärtschauende Tiergestalten in spätem Stil II erkennen lassen; dazwischen Bandgeflecht und unterhalb des Ringes ein furchtbar dräuendes Angesicht mit weitgeöffnetem Rachen, das beiderseits von je einem Tierkopf umgeben ist. Man hat neuerdings die gesamte Verzierung des Stückes als einen bösen Dämon, als ein Untier gedeutet, dessen Ober- wie Unterleib von den zwei Tierpaaren des Beschlages gebildet wird. Die Deutung ist geistvoll; sie geht aber doch wohl zu weit, wenn das mitten und auf den Seitenflächen bis hinauf zum Gesichte des Untiers laufende Bandge-



Abb. 301.  $\frac{3}{4}$ . Mörsstadt, Rheinhessen. Bronzefibel in Tierstil II (nach Salin).



Abb. 302.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab I. Vergoldeter Bronze-Riemenbeschlag; mit spätem Tierstil II (nach Stolpe-Arne).

schlinge als eine Kette aufgefaßt wird, mit der das Untier gefesselt und gebannt werden sollte.

Ein letzter Beschlag (Abb. 304) in Form eines Tierkopfes, aus gepreßtem Bronzeblech der mit bloßem Bandgeflecht bedeckt ist, gehört nebst drei anderen in kreuzförmiger Anordnung zur Verzierung der Wölbung eines Prachtschildbuckels. Er stammt aus einem Grabe, dessen Beigaben es schon in die Übergangszeit von Stil II zu Stil III weisen, also in die Zeit von etwa 700 nach Chr.

Endlich sei noch als Beispiel genannt der in veränderter Form fortlebende „Spangenhelm“, eine eiserne Helmhaube (Abb. 305), die hier ohne die zugehörigen Wangenklappen und den Nasenschutz wiedergegeben ist. Während die etwas älteren germanischen Spangenhelme, die aus sechs, selten vier hochgestellten, oben zusammenfließenden Eisenrippen und einem sie unten verbindenden Stirnbände bestehen, eine stehende Eberfigur rein als krönendes Ornament, später einen

sitzenden und tief eingesunkenen Eber oder Adler als wertvolle Verstärkung der Helmspitze besitzen, finden sich bei dem Helm aus dem Vendelgrab XIV (Abb. 305), das etwa der Mitte des 7. Jahrhunderts angehört, keine Spitzenzier und kein Kamm mehr; doch die gepressten Bronzeblechstreifen sind so angebracht, daß sie die Konstruktionsart aus Rippen und Stirnband noch durchleuchten lassen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kunst der Tierornamentik, genau so wie die germanische Kunst der gesamten früheren Zeiten, ihre



Abb. 303.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab I. Vergoldeter Bronzebeschlag mit spätem Tierstil II und Bandgeflecht (nach Salin).



Abb. 304.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab XI. Gepresster Bronzeblechbeschlag von der Wölbung eines Prachtschildbuckels. Um 700 (nach Stolpe-Urne).

Verwendung und ihren Ausdruck hauptsächlich am weiblichen Schmuck und hier wieder in besonderem Maße an den Fibeln findet, während Männergräber in dieser Zeit selten Schmucksachen und für gewöhnlich keine Fibeln enthalten. Darum seien hier noch drei Männergräber aus der Übergangszeit von Stil I zu Stil II, also annähernd um 600 nach Chr. und ein weiteres aus der Zeit des fertigen Tierstils II, beschrieben, deren Beigaben die Kultur dieser Zeit von einer neuen Seite her zeigen.



Das eine wurde zu Gammertingen bei Sigmaringen, das andere zu Hintschingen im südlichen Baden, das dritte zu Sérebrianges in Nordfrankreich, das vierte zu Gutenstein bei Sigmaringen aufgedeckt.

In dem großen, aus 260 Bestattungen bestehenden alemannischen Reihengräberfeld von Gammertingen ragt ein besonders vornehmes Grab hervor, das „Hauptgrab“, die Ruhestätte eines Fürsten, neben der sich 4–5 reiche Frauengräber befinden.

An Waffen waren dem Fürsten beigegeben: ein einfaches Langschwert (Spatha), ein einschneidiges Kurzschwert längerer Art (Langsax), eine Lanze, ein großer Wurfspeer mit Widerhaken (Ango), eine Streitaxt,



Abb. 305.  $\frac{1}{2}$ . Vendel, Uppland, Grab XIV. Eiserner Helmhaube (ohne die zugehörigen Wangenklappen und den Nasenschirm) mit gepreßter Bronzeblechbedeckung. Um 650 (nach Stolpe-Urne).

ein Schild mit Eisenbüchel, zwölf Pfeilspitzen, ferner eine Ringbrünne, ein Spangenhelm, ein Eisenpfriem, eine Eisenschere, eine Eisentrense, ein silbernes Sieblöffelchen, eine silberne Nähnaedel, eine Bronzeschüssel, ein Bronzekessel, ein grüner Glasbecher, ein kleiner bauchiger Henkelkrug und folgende für die Zeit um 600 bezeichnende Schmuckstücke: drei länglich rechteckige Beschläge von der Form der Abb. 299, davon die eine aus Silberblech gepreßt mit Flechtband und Tierköpfen in Stil I, die beiden anderen aus Bronze mit Tierköpfen in spätem Stil I und in Stil II, zwei vergoldete Bronze-Riemenzungen vom Vendeltyp (Abb. 306); zwei bronzene, mit Gold und Silber verzierte quadratische Riemenkreuzbeschläge vom Vendeltyp (Form wie 302), eine Schnalle aus Eisen und Gold mit beginnendem Schilddorn und zwei solche aus Gold mit voll ausgebildetem Schilddorn (Form wie Abb. 300, 303).

Die wichtigste, weil seltenste Beigabe des Grabes ist der Spangenhelm (Abb. 307), ein sicherstes Zeichen des Fürstenstandes seines Besitzers. Das kegelförmig gestaltete Stück besteht aus sechs in Rotkupfer geschmiedeten Spangen, die aufsteigend sich verjüngen und oben durch eine runde Kupferplatte zusammengehalten werden. Nach unten verbreitern sie sich in zwei Flügel, die den Übergang zu dem umlaufenden Stirnreif bilden. Zwischen den sechs Spangen sitzen spitzovale Kupferplatten. Alle diese Teile sind miteinander vernietet. Die Wangenflappen sind ebenfalls aus Rotkupfer. Der ganze Helm ist außen goldplattiert. Das gestanzte Ornament des Stirnreifens zeigt vorn eine menschliche Maske über zwei springenden Löwen, weiterhin, durch einen Perlstab geteilt: Wellenranken und Trauben, an denen Tauben picken. Spangen, Füllungsplatten und Scheitelplatte sind durch eingepunzte Dreiecke mit Schuppenmuster verziert. Schuppenmuster tragen auch die Wangenflappen. Die Füllungen sind in der Mitte noch mit



Abb. 306.  $\frac{3}{4}$ . Gammertingen bei Sigmaringen. Riemenzunge, Bronze, vergoldet (nach Groebbels).

Tierfiguren und Rosetten regellos bedeckt. Im Innern des Helms sind Reste des Lederfutters erhalten.

Wir kennen jetzt zehn solcher Spangenhelme, die in Dalmatien, Italien, Südostfrankreich, Südwestdeutschland und Nordost-Thüringen zum Vorschein gekommen sind, zumeist zweifellos als Hinterlassenschaft germanischer Fürsten. Wissen wir doch durch gleichzeitige einheimische Geschichtschreiber, daß bei Franken, Ostgoten und Langobarden nur die Führer und Edelsten Helme und Brünnen besaßen. Nach dem Gesetzbuche der ripuarischen Franken unter Childebert II. (575—596) betrug der Wert eines Helmes mit Zimier 12 Solidi, der einer Brünne das Doppelte.

Die Fundorte der zehn Helme sind: St. Vid bei Metkovic in Dalmatien, wo ein vier- und ein sechsspangiges Stück, das erstere altertümlichste im Verein mit Waffen und einer Sibel des 2. Jahrhunderts nach Chr., das andere im Verein mit einer Brünne zum Vorschein gekommen ist. Auch der Helm von Giulianova, Provinz Terano, südlich von Ancona, ist nach Ausweis der Stirnreifenzier mit ihren allerdings entarteten griechisch-orientalischen, altchristlichen Motiven noch recht

altertümlich. Alle übrigen, d. h. der aus Veronce bei Grenoble, der zu Chalons-sur-Saône aus der Saône gebaggerte, der aus Baldenheim, Kr. Schlettstadt im Elfaß begleitet von einer Brünne, der zu Giltlingen, Oberamt Nagold, Württemberg, aus einem Grabe der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts gehobene, der aus Gammertingen

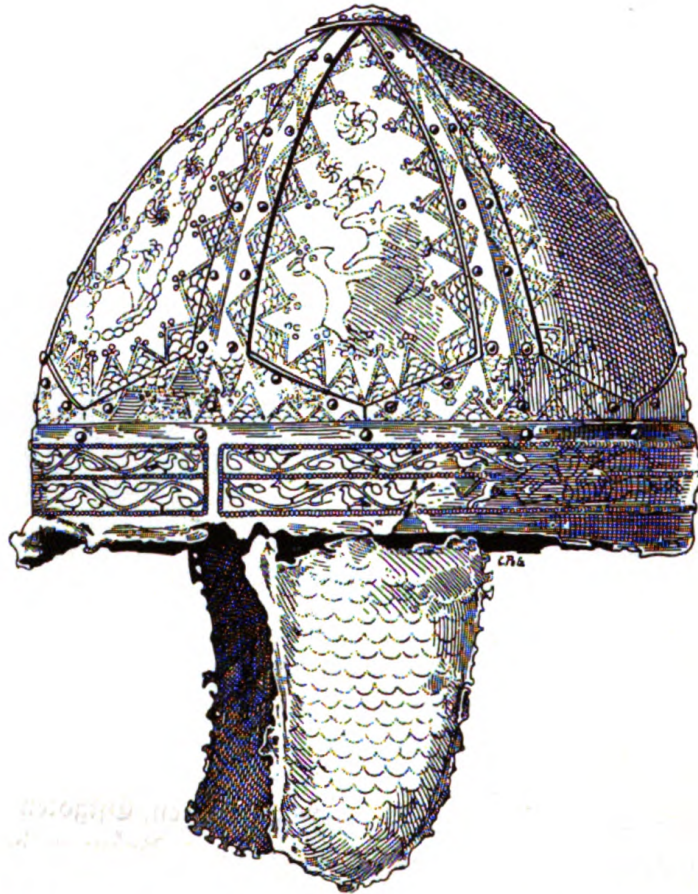


Abb. 307. Gammertingen bei Sigmaringen. Hauptgrab, Spangenhelm aus goldplattiertem Kupfer, nur wenig aus Eisen (nach Groebfels).

um 600 vergrabene, ein diesem ganz ähnlicher zu St. Petersburg befindlicher, dessen Herkunft unbekannt ist, endlich ein erst 1930 aus einer Kiesgrube bei Weissenfels a. Saale gewonnener (Abb. 308), sind mehr oder weniger gleich verziert und annähernd gleichaltrig.

Aber alle diese Helme sind, wie ihre konische, asiatische Form, ihre Machart und besonders auch ihre Verzierung beweist, keine germanische Arbeit, sondern stammen aus den bosporanischen Waffenfabriken Südrusslands, die auch noch unter der Gotenherrschaft weiterarbeiteten.



Abb. 308. Weissenfels a. d. Saale. Nach Photographie der Sallischen Landes-  
anstalt für Vorgesichte.

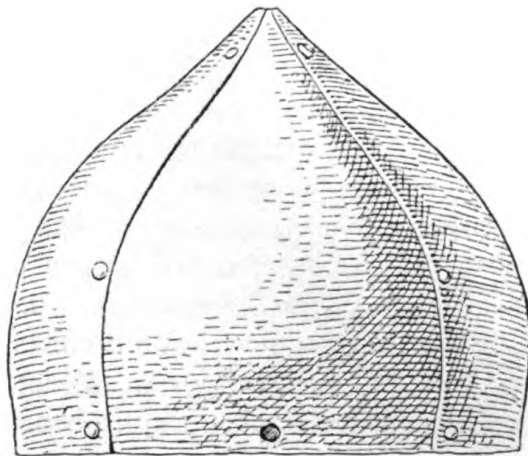


Abb. 309. 17,5 cm hoch. Südrussland. Eisenhelm (nach M. Ebert).

Wir kennen Vorstufen der Spangenhelme aus Südrußland, die nur in einer aus vier dreieckigen Lappen zusammengenieteten Eisenkappe mit Wangenklappen bestehen, aber weder Stirnreif noch Scheitelplatte besitzen und ganz unverziert sind (Abb. 309). Eine spätere Stufe fügt Stirnreif und Scheitelplatte aus Eisen hinzu, wie ein in Ägypten gefundener Helm des Leidener Museums bezeugt. Die dritte Stufe wird dargestellt durch einen in der Petersburger Ermitage befindlichen, erst kürzlich veröffentlichten, zu Concesti in der Moldau in einem mit Goldschmuck und besonders mit Silbergefäßen überreich ausgestatteten Grabe gefundenen Helm, der um 400 angesetzt wird. Dieser Helm hat ein Gerüst von zwei leichten, stabförmigen, auf dem Scheitel sich kreuzenden goldenen Spangen erhalten, zwischen denen dreieckige Eisenlappen angenietet sind. Diese Lappen und der Stirnreif sind mit Silberblechplatten belegt, auf denen als Muster sich kreuzende Linien, Kreise und Punktstriche eingepreßt sind. Auf einer vierten Stufe, vertreten durch einen Bronzehelm des Britischen Museums und ein erst neuerdings aufgetauchtes Stück des Städtischen Museums für Naturkunde zu Bremen, sind die Spangen breitbandig geworden und zeigen an ihrem Unterteile eine Ausschweifung. Der stark beschädigte Eisenhelm des Bremischen Museums (Abb. 310) kam in der Altstadt von Bremen, 6 m tief im Sande der Balge, eines ehemaligen Zuflusses der Weser, etwa 45 m vom Strome entfernt, 1925 beim Ausheben einer Hausfundamentgrube als Einzelfund zum Vorschein. Sein Aussehen und sein Aufbau werden aus den vorzüglichen Zeichnungen, die ich Prof. Schauinsland verdanke, deutlich: Kräftiger Stirnreif von 19:16,5 cm Weite, unten mit kleinster Krempe und in der oberen Hälfte mit einem gezähnten Eisenband bedeckt. Angenietet hieran sind zwei breite, aufwärts abschmalende Spangenzbänder, die von vorn nach hinten und von einer Seite zu der anderen zur Helmspitze aufsteigen und dort über und untereinander hinweglaufen. Die spitzovalen offenen Stellen zwischen den Bändern sind durch Füllplatten aus Eisenblech geschlossen, die mittels 46 Nieten von unten her an den Bändern befestigt sind, wobei die Nieten auf der Außenseite zu hohen, pyramidenförmigen Stacheln ausgeschmiedet worden sind. Der Helm war außen mit Silber belegt, wovon nur noch unscheinbare Reste sichtbar sind. Nietlöcher am Stirnreifen machen es wahrscheinlich, daß er einst mit einem heute nicht mehr vorhandenen Schmuckbande aus Bronze oder Edelmetall belegt war. Die fünfte Stufe endlich bilden die oben besprochenen zehn Helme der Gammertinger Art, bei der das vier- oder, wie meist, sechsspangige Gerüst eine flügelartige Erweiterung der unteren Spangenteile erhält.

Man hat vermutet, daß die ältesten dieser Helme nach Dalmatien und

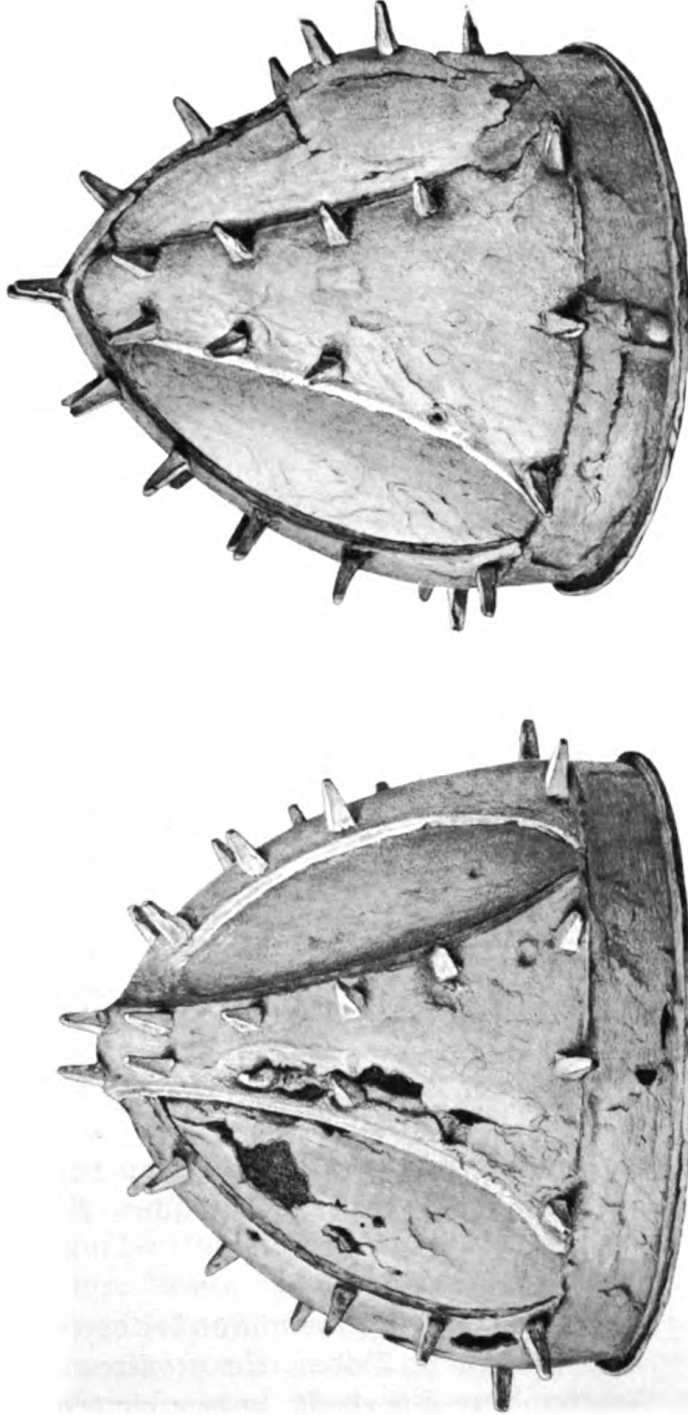


Abb. 310.  $\frac{1}{3}$ . Bremen, Altstadt. Eisener, ver Silberter Helm. Nach Zeichnungen des Städtischen Museums für Natur- und Völkerkunde, Bremen.

Italien durch Alanen oder eher wohl noch durch Goten gebracht worden sind. Die späteren Stücke sind dann wohl durch den Handel über das Mittelmeer nach Westeuropa gekommen, vielleicht die Rhonestraße aufwärts nach Ostfrankreich, Südwestdeutschland und bis an die Saale. Daß aber solche Helme auch in Italien wahrscheinlich sogar von langobardischen Künstlern verfertigt worden sind, beweist eine weiter unten

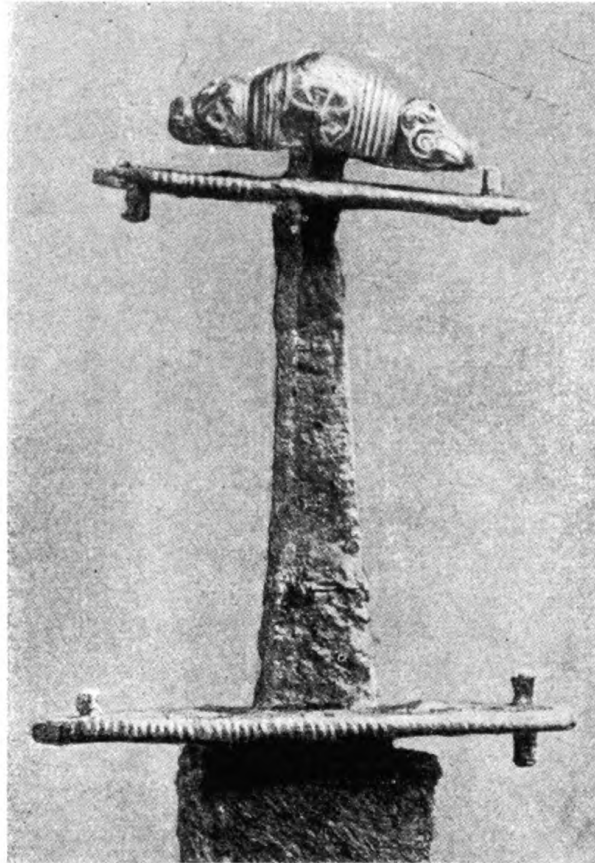


Abb. 311.  $\frac{1}{3}$ . Hintschingen, Baden: Spatha.

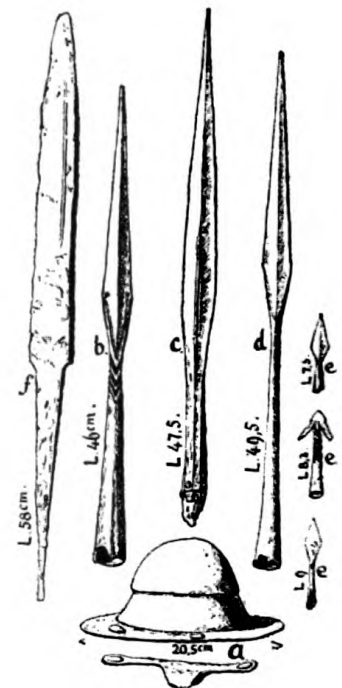


Abb. 312.  
Hintschingen.

in dem den Langobarden gewidmeten Abschnitt zu besprechende getriebene Goldplatte aus der Zeit des langobardischen Königs Agilulf (Abb. 372).

Im Frühling des Kriegsjahres 1915 wurde an der obersten Donau zu Hintschingen, Amt Engen in Baden, ein größerer alemannischer Friedhof des 7. Jahrhunderts aufgedeckt, in dem ein durch seine kostbaren und zahlreichen Beigaben ausgezeichnetes Grab eines vornehmen Reitersmannes sich befand, dessen Skelett, mit kräftigem Langschädel,

auch gut erhalten war. Auf seiner Brust lag eines der uns schon von Wittislingen (Abb. 296) her bekannten Kreuze aus dünnem Feingoldblech mit Tieraten, die in getriebener Arbeit Tierfiguren mit Augeneinfassung in richtigem Stil I enthalten. Solche Goldkreuze erscheinen in Süddeutschland nicht selten, bei den Langobarden in Italien aber



Abb. 313.  $\frac{1}{2}$ . Sintschingen. Silbertauschierter Eisensporn nebst Eisenschnalle.



Abb. 314.  $\frac{1}{1}$ . Sintschingen.

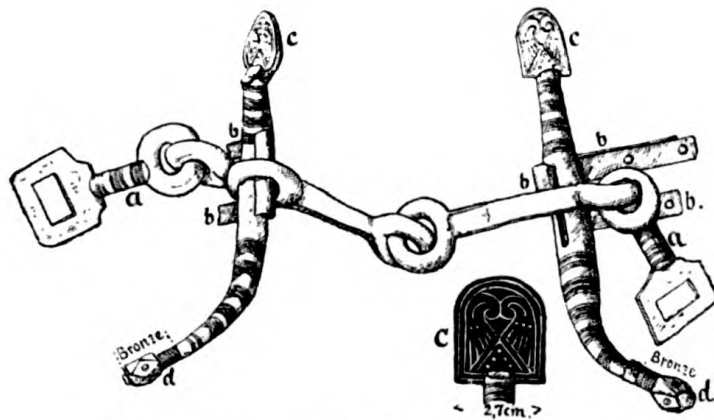


Abb. 315. Etwa  $\frac{1}{4}$ . Sintschingen.

sehr häufig. Auf der Mittelscheibe befindet sich eine sechsblättrige Rosette und auf den vier Armen das Tierornament in Stil I. An der rechten Hand lag ein goldener Fingerring, dessen Schildplatte ein abgenutzter Goldsolidus des Kaisers Justinus II (565—578) bildete. Ebenfalls an der rechten Körperseite lag, mit dem Knauf in Gürtelhöhe, eine zweischneidige Spatha mit geringen Resten der Holzscheide und ganz vergangener Griffhilfe (Abb. 311); am untern wie am obern Ende der



Griffangel befindet sich je eine ovale Eisenplatte mit silbertauschiertem Rande und zwei Eisennieten zum Festhalten jetzt vergangener Holz- oder Knochenplatten; der eiserne Knauf, der beiderseits in Tierköpfe endigt, ist mit Silbertauschierung bedeckt. Auf der Klinge der Spatha lag ein einschneidiger, langer Skramasax und ein kurzes Eisenmesser. Weiter abwärts befand sich am rechten Unterschenkel mit der Spitze nach unten gekehrt eine 46 cm lange Lanzenspitze mit eingeschlagener Winkelverzierung (Abb. 312, Nr. b), auf dem linken Unterschenkel ein Schildbuckel nebst Schildfessel (Abb. 312, Nr. a). Den linken Fuß bewehrte (zum Rechts-



Abb. 316. Etwa  $\frac{2}{5}$ . Sintashtingen.

galopp) ein 13 cm langer, mit reicher Silbertauschierung, 3. T. in spätestem Tierstil I, gezielter Eisensporn (Abb. 313), dessen scheibenförmige Armerweiterungen in Abb. 314 besonders vorgeführt werden. In der Lendengegend waren 24 silbertauschierte, eiserne Zierstücke vom Gürtel und Wehrgehänge, teils Schnallen mit Schilddorn, teils kleine Riemenzungen und Beschläge. Zu Füßen des Mannes endlich ruhte das Zaumzeug (Abb. 315) seines Streitrosses, das selbst nicht mit bestattet war. Das Hauptstück davon ist die Eisentrense (a, b), deren beide silbertauschierte Knebel (c, d) oben in feinverzierte Platten und

unten in Bronzeknöpfe auslaufen. In den äußeren Ringen hingen die gedösten Stangen für die Zügel. Weiter gehören dazu zwei prächtige Eisenrosetten mit Silbertauschierung und vergoldeten Nagelköpfen, die

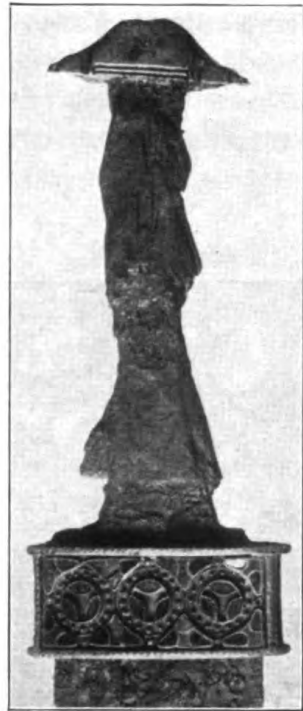


Abb. 317. Etwa  $\frac{1}{2}$ . Férebrianges, Dep. Marne (nach Ebert).

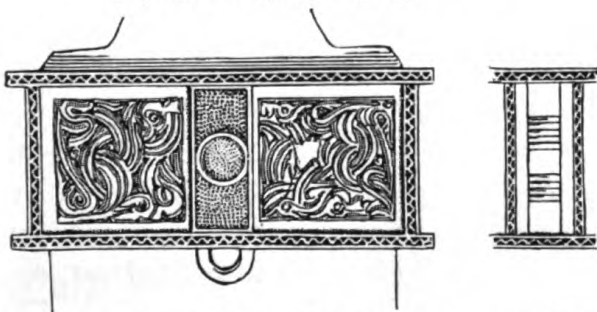


Abb. 318. Fast  $\frac{1}{1}$ . Férebrianges, Dep. Marne. Rückseite des Scheidenmundblechs des Schwertes in Abb. 317 (nach Ebert).



Abb. 319. Gutenstein bei Sigmaringen. Eisenschwert mit silberner Scheidenbekleidung (nach Lindenschmit).

das Stirnband des Kopfstückes festhielten (Abb. 316) (a), zwei Eisenplättchen mit Tierornament im Übergang von Stil I zu Stil II (b), vier andere Plättchen (c), ein rechteckiges Plättchen (e), alles reich silbertauschiert; zwei Bronzeringe (f, g); 25 Bronzenägel (k); eine kleine Schnalle (d).

Die abgenutzte Justinusmünze, die Schnallen mit entwickeltem Schilddorn und die Silbertauschierung beweisen, daß der Grabfund etwa um 600 oder in den Beginn des 7. Jahrhunderts nach Chr. anzusetzen ist.

Als dritten Beleg der so unverhältnismäßig seltenen Prachtschwerter aus der Zeit der Tierornamentik, besonders aus ihren späteren Stufen, füge ich ein fränkisches Schwert aus dem Gräberfelde von Sérebrianges im Dep. Marne hinzu, das wohl in eine Übergangszeit von Tier-



Abb. 320.  $\frac{1}{1}$ . Gutenstein. Oberstes Feld des silbernen Schwertscheidenbeschlags (nach Lindenschmit).



Abb. 321.  $\frac{1}{1}$ . Torslunda, Öland. Bronzeformplatte.

stil I zu Tierstil II, also um 600, zu setzen ist. Die Eisenteile haben sehr gelitten, die Griffhülle und die beiden Querstücke des Griffes sind leider abhanden gekommen. Um so bedeutungsvoller ist das wohlerhaltene Mundblech der vergangenen Holz- oder Lederscheide, das aus einem 2,5 cm breiten, vergoldeten Silberbände besteht. Sein rechteckiger, aufstehender Rahmen besitzt Nielloeinlage. Die Vorderseite (Abb. 317) zeigt das Motiv sich schneidender Kreise, die von aufgelöteten Goldblechzellen und -stegen gebildet werden und auf Goldfolie liegende Almandine und dunkelgrüne Glaspaste fassen, während die dazwischenliegende tiefere Fläche durch aufgelötetes Goldfiligran geziert ist. Die andere Seite (Abb. 318) trägt zu beiden Seiten einen farbigen Mittelstreifen aus Almandin und grünem Glas in Zellenfassung, auf den tiefer liegenden Hauptflächen aber eine Verzierung, die aus entartetem Tierstil besteht.

Das vierte hier zu besprechende Männergrab kam bei einem Hausbau zu Gutenstein bei Sigmaringen zutage und war schon fast ganz zerstört. Ubriggeblieben sind von den Beigaben nur die Griffangel nebst Parierstange eines Eisenschwertes mit daranhängender Vorderseite der Silberblechbekleidung seiner Scheide (Abb. 319), sowie eine Anzahl in entartetem Tierstil II verzierter Silberknöpfe vom Gürtel, endlich das silberne Ortband einer Stramasafscheide.

Der silberne Scheidenbeschlag wird durch schmale Bronzeblechstreifen mit seiner jetzt verlorengegangenen Rückseite zusammengehalten.

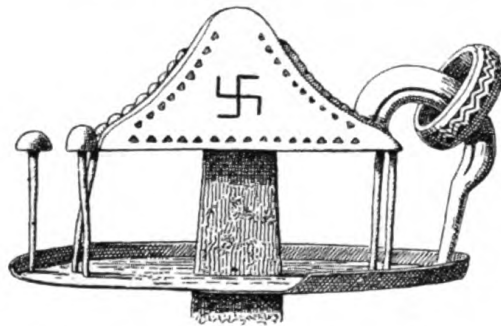


Abb. 322.  $\frac{1}{1}$ . Bifrons, Kent. Bronze.



Abb. 323.  $\frac{1}{1}$ . Sarre, Kent. Bronze.

Er zeigt auf drei durch Bronzeblechquerstreifen eingeteilten Feldern in getriebener Arbeit zu oberst eine mit langem, ärmellosen, geschlossenen Schuppenrock bekleidete menschliche Gestalt, die einen Wolfskopf hat und eine Lanze sowie ein mit dem Gürtelriemen umwickeltes Schwert von der seltenen Art der Ringschwerter in den Händen hält, endlich hinter sich noch einen mit Pfeilen gefüllten Köcher hängen hat (Abb. 320). Darunter befindet sich ein Tier und auf dem Mittelfelde sechs Tiere sowie auf dem untersten Felde als Umgebung eines Kreuzes noch zwei Tiere, alle in undeutlichem Stil II und mit bandartigen Halsen. Sehr bemerkenswert ist, daß auf einer der gleichaltrigen gepreßten Bronze-



Abb. 324. Etwa  $\frac{2}{3}$ . Kastel am Rheinufer, gegenüber Mainz. Ringschwert mit Silberknäuf, Silberplatte der (verlorenen) Parierstange und Silbermundstück der Scheide (nach Lindenschmit).



Abb. 325.  $\frac{1}{1}$ . Torslunda, Öland. Bronzeformplatte.

blechplatten von Torslunda auf Oland, die als Formen für solche gepressten Bleche gedient haben, wie sie z. B. am Stirnband des oben beschriebenen Prachthelms von Vendel angenietet sind, eine nah verwandte Darstellung eines menschlichen Kriegers mit Wolfskopf, Lanze und Ringschwert sich findet (Abb. 321).

Es herrscht Übereinstimmung darüber, daß diese seltsamen Mischgestalten einen mythologischen Gehalt haben. Eine Erklärung bieten die Ausdrücke althochdeutsch wulhetan (angelsächsisch heden) und altnordisch ulfhedinn, die einen Mann im Wolfspelz bedeuten, also dasselbe wie Werwolf (althochdeutsch weriwolf). Anfangs stellte man sich dabei vor, daß es Menschen gäbe, die sich vollständig in ein Tier verwandeln können und dann die Lebens- und Handlungsweise dieses Tieres annehmen, wie es der Fall ist in der ursprünglich südgermanischen Sage von Sigmund und seinem Sohne Sinfizilo, dessen Name einen Decknamen für „Wolf“ darstellt. Beide verwandeln sich bekanntlich in Wölfe und verüben dann wölfische Taten. Später bedeutet Werwolf einfach „Mann im Wolfspelz“.

Das Prachtschwert von Gutenstein gibt Anlaß, auf die Ringschwerter des ausgehenden 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts näher einzugehen.

„Ringschwert“ ist im angelsächsischen Beowulfepos die Bezeichnung für ein als „Schatz“ betrachtetes, besonders prachtvolles, am Griff reich verziertes und mit einem Goldring geschmücktes Schwert, das nur für hervorragende Helden bestimmt war. Doch erst die Archäologie konnte erweisen, wie solche Schwerter tatsächlich aussahen. Sie haben in einer am Knäuf angelöteten Öse einen meist goldenen Ring, der bei den frühesten Stücken in der Öse lose spielt, bei den späteren aber mit dem



Abb. 326 Modell eines fränkischen Kriegers. Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz.

Knäuf fest verschmilzt und unbeweglich wird. Die ältere Art mit losem Ring kommt fast nur in England vor, jedoch nicht bei den Angelsachsen, sondern ausschließlich im jütischen Kent: in fünf Fällen haben sich solche erhalten (Abb. 322, 323). Hier gehören die Schwerter in die Zeit um 600 nach Chr. oder bald danach. Die jüngere Art mit festem Ring, die in Kent nur einmal vorkommt, erscheint zahlreicher auf dem Festlande: einmal in Nordfrankreich (Dep. Aisne), dann zu Kastel gegenüber Mainz aus einem am Rheinufer entdeckten Kriegergrabe mit reicher Beigabe von Waffen nebst einer Bronzeschüssel mit gebuckeltem Rande, wie von Teterow (oben Abb. 153 Mitte), einer hohen Glasflasche und einem Glasbecher mit ausgewölbtem Boden (Abb. 324), weiter zu Gutenstein bei Sigmaringen (Abb. 320), zu Schrengheim in Bayrisch-Schwaben, endlich dreimal im langobardischen Italien, hier an den Knäufen und Futteralen der Griffangelbekleidung aufs reichste, teils mit Granaten in Zellenfassung, teils in Siligran verziert. Von Süddeutschland her scheint der Typus der Kingschwerter mit einer Reihe anderer, oben schon erwähnter Formen von Altsachen zur beginnenden Vendelzeit nach Schweden eingeführt worden zu sein, wo er in ähnlich prächtiger, ja noch prächtigerer Ausgestaltung als in Italien von Gotland (Vallstenarum), Uppland und Södermanland bekannt geworden ist. Hier sind nicht nur die Knäufe und Griffstangen, sondern zuweilen auch die beiden Querstangen des Griffes aus Gold, vergoldetem Silber oder vergoldeter Bronze und mit reicher Flechtornamentik geschmückt. Auch auf einer der vier Formplatten von Toroslunda (Abb. 325), sowie auf einer Bronzeplatte am Stirnbande des oben beschriebenen Prachthelms aus Grab XIV von Vendel (Abb. 305) trägt der vordere, also vornehmere der beiden Krieger ein Kingschwert, der andere ein einfaches Schwert.

An die Beschreibung dieser Fürstengräber sei noch ein kurzer Hinweis auf die Wiederherstellung der Ausrüstung eines fränkischen Kriegers geschlossen, wie sie das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz versucht hat (Abb. 326). Die Figur zeigt einen durch einen Ledergürtel geschlossenen Rock, kurze Hosen, Beinbinden, Bundschuhe, einen Mantel, der durch eine vielknöpfige Sibel, wie sie nur von Frauen getragen wurden, befestigt ist und eine reiche Bewaffnung: die Lanze in der Linken, in der Rechten das Wurfbeil, die „Franziska“, am Gürtel links die Spatha, das Langschwert, und rechts der Sax, das Kurzschwert mit langem Griff. Das Haupt bedeckt ein Spangenhelm, wie er im 6. Jahrhundert von Fürsten getragen wurde. Der Gürtel wird durch eine silbertauschierte Eisenschnalle geschlossen, wie sie im 7. Jahrhun-

dert üblich war. Die zeitliche Einheitlichkeit ist also bei diesem Modell nicht voll gewahrt worden.

### Die Alemannen

Wir haben uns nun noch mit einem wiederum alemannischen Gräberfelde zu beschäftigen, das hier unmöglich übergangen werden kann, weil es nach vielen Richtungen völlig Neues, in mancher Hinsicht sogar Einzigartiges bietet. Das ist das Reihengräberfeld von Oberflacht, Oberamt Tuttlingen, im südlichen Albvorlande Württembergs.

Die Alemannen waren aus der Mark Brandenburg, wo sie als Semnonen eine der mächtigsten Völkerschaften, ja das Kernvolk der svebischen Stammesgruppe bildeten, bald nach 200 nach Chr. an den Main abgerückt und besetzten nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Limes um 260 das ganze südwestdeutsche Gebiet zwischen Rhein, Bodensee, Iller und Donau, dazu nördlich des Mains noch den Rheingau und die Wetterau. Nordostwärts in ihrem Rücken, mit dem ehemaligen Limes als Grenze, saßen die ostgermanischen Burgunden. Als im Jahre 454 der Rest der römischen Herrschaft in Gallien zusammenbrach, besiedelten die Alemannen auch von dem linksrheinischen Gebiete Elfaß, Rheinpfaß und südliches Rheinhessen, sowie die Nordschweiz. Im Jahre 496 mußten sie jedoch dem siegreichen Frankenkönig Chlodwig den Nordteil ihres Landes überlassen, so daß nun ihre Grenze gegen die Franken im Osten bei Wassertrüdingen begann, um dann über Ellwangen, den Affalterbach, Hohenasperg, die Hornisgründe, den Gosbach an den Rhein und linksrheinisch am Selzbach, nördlich des Sagenauer Forstes, nach dem Vogesenkamm zu laufen. Südlich dieser Linie saßen die Alemannen im wesentlichen rein und unvermischt. Die frühalemannischen Niederlassungen zeigen sich am stärksten im Winkel zwischen Bodensee und Schwarzwald, im Linzgau, in der Baar, im Hegau. In diesem Gebiete liegt die Mehrzahl der oben genauer beschriebenen Gräberfelder, wie Gammertingen, Gutenstein, Sintschingen. Und ebenso liegt hier, und zwar am Fuße des Tafelberges „Lupfen“, das Reihengräberfeld bei Oberflacht.

Die Reihengräberfelder ähneln im ganzen den heutigen Friedhöfen, deren Vorläufer sie meist auch sind. Die Toten wurden reihen- oder gruppenweise in Flachgräbern bestattet, etwa 1,5 m tief, entweder in der bloßen Erde, oder in einem hölzernen oder steinernen Sarge, mitunter auch in einer aus Holzbohlen oder Steinen errichteten Grabkammer, stets in der Richtung West-Ost, so daß der Tote, dessen Kopf



im Westen lag, sein Gesicht der aufgehenden Sonne zuwandte. Nur äußerst selten noch wurde der aus der norddeutschen Heimat mitgebrachte Brauch der Leichenverbrennung beobachtet; sehr selten erscheint auch die Beisetzung in einem Hügel.

In Oberflacht waren die Holzsäрге meist sogenannte Totenbäume aus einem Eichen- oder Birnbaumstamm, der über 2 m Länge hat, mit der Art zugerichtet, der Länge nach gespalten, trogartig ausgehöhlt und entrindet. Der als Deckel dienende Oberteil wurde sorgfältiger mit abgeschrägten Kanten bearbeitet und längs seiner Mitte wurde ein Schlangenleib mit kammartigem Rücken und gehörntem und

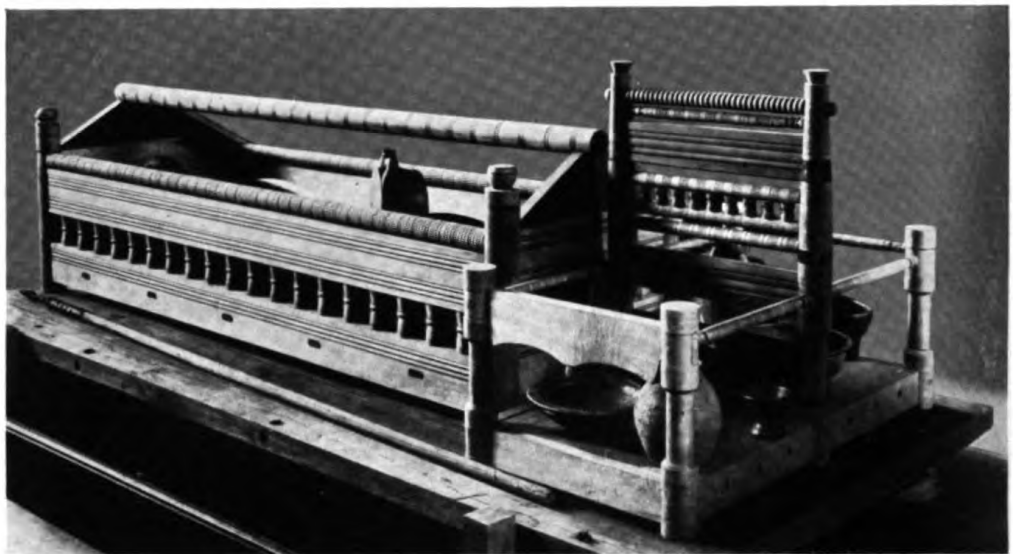


Abb. 327. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Süd-Württemberg. Eichene Totenbettstatt nebst Webstuhl (?) und Holzgefäßen. Photographie des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin.

gezähntem Kopf kantig aus dem Holz gehauen (Abb. 238, Nr. 4). Diese mit Schlangen bekrönten Totenbäume dienten hauptsächlich als Männersäрге, während die Frauensäрге meist nur aus ausgehöhlten, entrindeten Stämmen bestanden.

Seltener waren sogenannte Totenbettstätten (Abb. 327), die zwischen vier Pfosten zierlich gedrechselte Geländer besitzen.

Alle besseren Säрге waren außerdem durch ein Dach von längs oder quer gelegten Brettern geschützt; die besten Säрге waren von einem aus Eichenbohlen hergestellten rechteckigen Verschlag umschlossen.

Sehen wir die Masse der Beigaben des Gräberfeldes genauer an, so fallen zunächst Gewebestücke auf; es sind Stoffreste aus Wolle, Leinen, Seide, dazu Filz; als Ornament zeigt sich ein Kautenmuster.

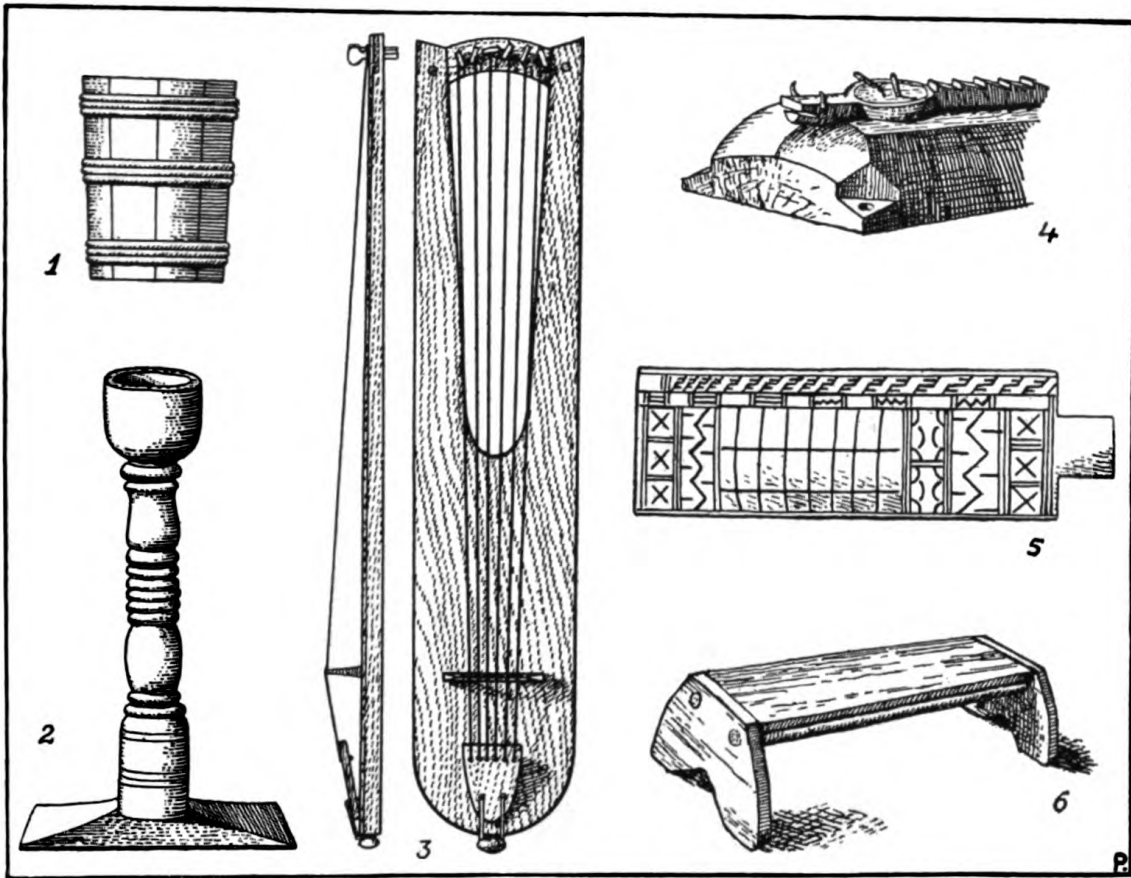


Abb. 328. Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Württemberg. Holzgegenstände aus verschiedenen Gräbern: 1. Eimer ( $\frac{1}{7}$ ), 2. Leuchter; 3. Harfe; 4. Endstück des Deckels eines Totenbaumes; 5. Verziertes Brett (Webegerät?) ( $\frac{1}{7}$ ); 6. Schemel ( $\frac{1}{10}$ ).

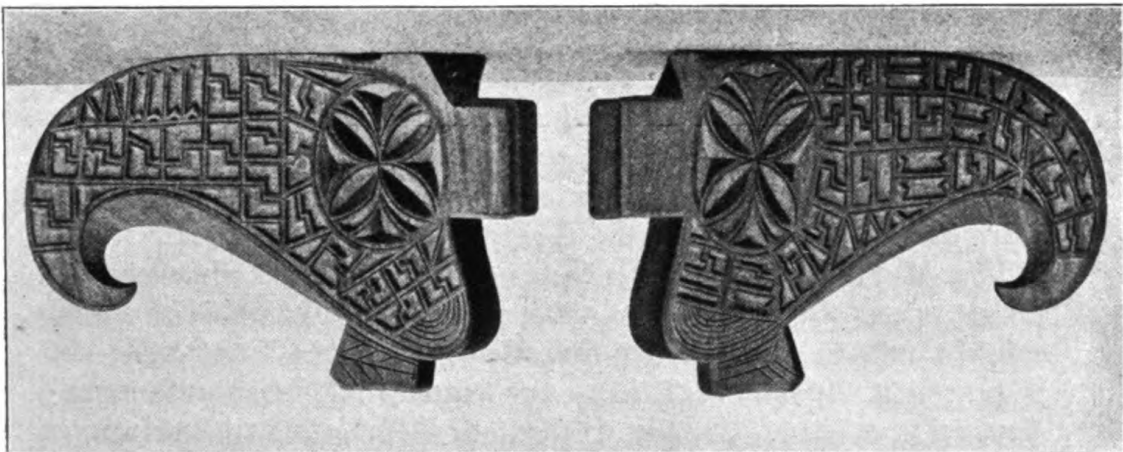


Abb. 329.  $\frac{1}{2}$ . Oberflacht, O.-A. Tuttlingen, Württemberg. Sogenannte „Totenschuhe“, aus Holz (nach Goessler). Die Abbildung ist absichtlich auf den Kopf gestellt.

Aus Leder, und zwar aus feinem Wildleder, sind erhalten zwei Sandalen sowie die Handschuhe einer Frau, die mit einem feinen Tuch gefüttert sind. An Nahrungsmitteln sind vorhanden Überbleibsel von Obst; vertreten ist der Apfel, die Birne, die Mehlbeere, die Schlehe, die Pflaume, die Süß- und die Traubenkirsche, der Pfirsich, die Hasel- und die Walnuß, der Kürbis. Schmucksachen aus Metall und Perlen sind nicht übermäßig reich vorhanden und unterscheiden sich in nichts von den fränkischen. Dagegen fällt unter den Waffen die Seltenheit der Lanze auf, die nur dreimal, und die Häufigkeit des kunstvoll aus Eibenholz geschnitzten Bogens, der mit den zugehörigen, zwei Fuß

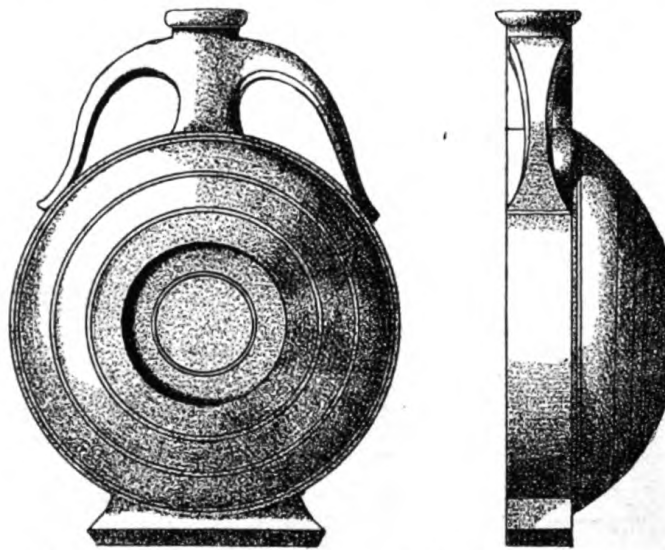


Abb. 330. Oberflacht, O.-A. Tuttingen. Holzene Feldflasche. Nach Zeichnung angefertigte Nachbildung. Vorder- und Seitenansicht (nach Basler).

langen Pfeilen, in neun Gräbern vorkam. Der Bogen muß also in der Ausrüstung des germanischen, zum mindesten des alemanischen Kriegers des 6. und 7. Jahrhunderts keine geringe Rolle gespielt haben.

Alles dies tritt aber an Merkwürdigkeit weit zurück hinter der einzigartigen Menge fein gearbeiteter Holzgegenstände, wie wir sie in ähnlicher Weise nur in dem fränkischen Friedhofe von Leihgestern bei Gießen wiedergefunden haben. Vornean stehen hier die Gefäße, Schüsseln und Schalen, Teller und Becher, Trinkflaschen, sogar ein Säßchen. Mit Ausnahme kleiner, aus einzelnen Dauben zusammengesetzter Eimer (Abb. 328, Nr. 1) sind alle Gefäße aus einem einzigen Stück Holz, Nadelholz, Buche oder Eiche, auf der Drehbank des Drechslers angefertigt worden. Außer den Gefäßen kam noch allerlei Holzgerät vor, wie Schemel (Abb. 328, Nr. 6), Bretter mit ein-

geringster Verzierung der Oberseite (ebd. Nr. 5), häufiger auch Leuchter nebst Wachskerzen, ganz wie zu Leihgestern (ebd. Nr. 2), Schubleisten (auch in Leihgestern), Webegeräte, endlich in zwei Gräbern eine Leier (ebd. Nr. 3), auf die wir bei der Beschreibung des im Berliner Museum befindlichen Grabes aus Oberflacht noch zurückkommen werden.

Besonders hervorragende Holzarbeiten sind einmal die beiden sogenannten „Totenschuhe“, die einem Mann links und rechts zu seinen Häupten beigegeben waren, und die häufigen Feldflaschen.

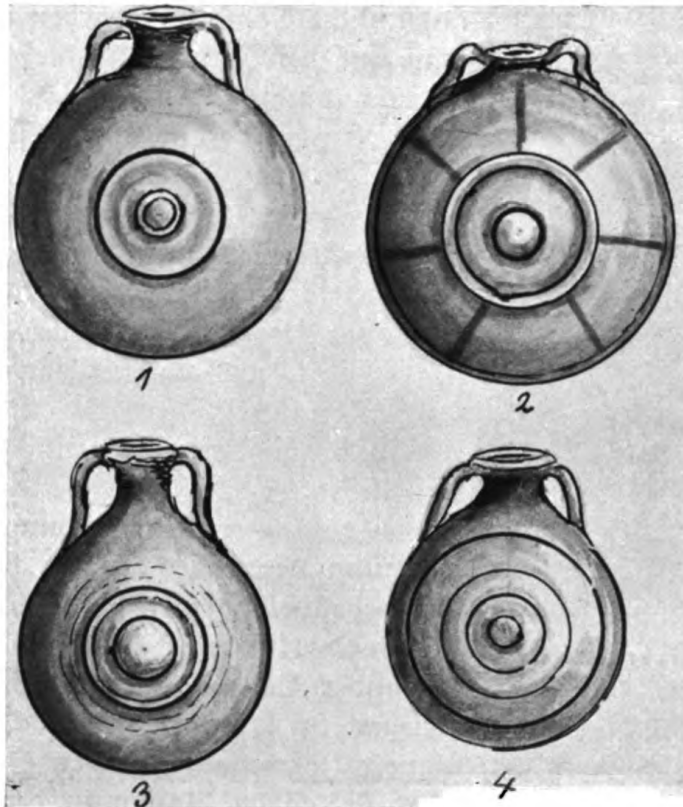


Abb. 331.  $\frac{1}{5}$ . Mayen i. d. Eifel. Fränkische Feldflaschen aus Ton (nach P. Förster).

Die in ihrer Formgebung entfernt an Schnabelschuhe erinnernden Totenschuhe (Abb. 329) sind auf ihrer Vorderseite mit prachtvollem Kerbschnitt reich bedeckt: die an beiden Stücken verschieden gehaltenen Muster bestehen aus einer Rosette nebst Rechtecken, die mit Stufenzier gefüllt sind. Die Stücke müssen durch den an ihrer Rückseite angebrachten Salz mit irgendeinem anderen Gegenstand verbunden gewesen sein. Die beste Deutung dieser herrlichen Zierstücke ist noch die, in ihrer Form krummschnäbelige Vogelköpfe zu sehen, bei denen die Rosette als Auge zu deuten wäre. Doch gibt uns auch diese ansprechendste

Auffassung keine Aufklärung über den Zweck und die Verwendung dieser Kunstwerke.

Mehrfach erscheinen Holzflaschen in Form von tragbaren Feldflaschen (Abb. 330), d. h. sie haben am Ausguß beiderseits einen Henkel, sowie abgesetzten Fuß und sind am Bauche auf der einen Seite völlig flach, auf der anderen gewölbt und mit gleichmittigen Kreisen abgedreht; in der Mitte der Wölbung befindet sich ein Deckel. Im



Abb. 332. Niederdollendorf, Siegkreis, Rheinprovinz. Fränkischer Grabstein.

Frankenlande, und zwar zu Mayen in der Eifel, wo in der merowingischen Zeit eine ansehnliche Töpferei getrieben wurde, kam man auf den Gedanken, die Holzflaschen in Ton nachzubilden, zumal Tonflaschen leichter und wasserdichter herzustellen waren als Holzflaschen. Wir kennen mehr als ein halbes Duzend solcher in fränkischen Gräbern, anscheinend nur Frauengräbern, gehobener tönerner Feldflaschen, die sämtlich aus Mayen selbst, aus dem Kreise Mayen oder dessen nächster Umgebung stammen (Abb. 331). Nur je ein Stück aus Ton und aus Bronze ist außerdem in dem fränkischen Gräberfeld zu Conzevreux (Dep. Aisne) zum Vorschein gekommen. — Erwähnung verdient noch der bekannte, in Bonn befindliche fränkische Grabstein aus Niederdollendorf a. Rhein (Siegkreis), gegenüber Bonn, auf dem ein fränkischer Krieger in langem Armelrock mit Kurzsword (Skramasax), dessen Scheide durch

Beschläge und Knöpfe verziert ist, einem Kamm in der erhobenen Rechten und einer neben ihm stehenden Feldflasche abgebildet ist (Abb. 332). Die ihm weiter beigefügten Schlangen haben wohl dieselbe Bedeutung als Sinnbild für das Fortleben nach dem Tode, wie die auf den Oberflächter Totenbäumen angebrachte Schlangenbekrönung.

Das bemerkenswerteste unter den im Stuttgarter Museum geborgenen 40 Gräbern aus Oberflacht ist das sogenannte „Grab des Sängers“. Es enthielt eine in drei Kammern geteilte mächtige, schön gezimmerte Bettstatt. In der vordersten, größten, ruhte der Tote selbst, ein Jüngling, das Haupt nach rechts geneigt auf sein gutes Schwert. Im Arm hielt er die Harfe, die er, „zugleich ein Sänger und ein Held“ wie der Siedeler Volker im Nibelungenliede, seinen Volksgenossen so

oft geschlagen hatte, als er ihnen in seinen Liedern erzählte von den Fahrten und Wanderungen germanischer Stämme und Helden. Sein Gewand war zerfallen; von dem Gürtel, der es einst zusammenhielt, wurde nur noch der Rest einer Eisenschnalle mit zwei vergoldeten Zierknöpfen geborgen. Einst hing ihm der kurze Sax in prächtiger, mit Bronzebeschläge verzierter Lederscheide. Ein kleines Messer und eine große Anzahl Haselnüsse lagen bei dem Toten. Die zweite Kammer barg das reich mit silbertauschiertem Eisen- und getriebenem Bronzebeschläge gezierte Zaumzeug seines Rosses, und endlich die dritte die Reste



Abb. 333.  $\frac{4}{5}$ . Oberflacht, O.-U. Tuttlingen, Süd-Württemberg. Knochenkamm mit Futteral. Photographie des Berliner Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte.

des hölzernen Sattels und Teile des mit Bronze beschlagenen Pferdebrustgurts. Daneben standen ein hölzerner Leuchter mit zwei Feuerschlagsteinen, eine große vierfach umreifte Holzschale, ein hölzerner Schubleisten und eine hölzerne Tafel mit eingeritzten Linienzeichnungen (Abb. 328, Nr. 5). „In hohen Ehren muß dieser Sänger bei seinen Volksgenossen gestanden haben“ (W. Veck).

Ein zweites, noch reicher ausgestattetes „Sängergrab“, bei dem die Särge, von der im Stuttgarter Grabe nur noch Trümmer zum Vorschein gekommen sind, in vorzüglichem Erhaltungszustand geborgen worden ist (Abb. 328, Nr. 3), befindet sich im Berliner Staatlichen Museum für Vorgeschichte. Über die Erwerbung dieses Grabes durch das Berliner Museum gab es bisher nur eine aus zwölf Zeilen bestehende gedruckte Mitteilung vom Jahre 1894. Es sei daher gestattet, hier näher darauf einzugehen.

Es handelt sich um eine Grabung, die im Oktober 1892 von dem s. Zt. als deutscher Volkskundeforscher hochverdienten Dr. Ulrich Jahn vorgenommen wurde. Die Funde wurden gleich nach der Grabung verpackt und nach Berlin geschickt. Über die Fundumstände, die Lage des Grabes und der einzelnen Beigaben ist leider nichts bekannt. Doch scheint aus einem Brief Jahns hervorzugehen, daß außer der von ihm selbst gehobenen Bestattung noch Gegenstände aus drei früher ausgehobenen Oberflachter Gräbern nach Berlin gekommen sind. In dem Jahnschen „Inventar“ wird folgendes aufgezählt:

I. Ein vollständiger Totenbaum, eichen, mit Deckel.

II. Vollständige Ausrüstung einer Oberflachter Grabkiste:

1. Zwei Holzteller
2. Ein Leuchter
3. Zwei hölzerne Feldflaschen
4. Acht Haselnüsse in einem Behälter
5. Tonkrug mit Henkel
6. 28 Glas- und Emailperlen
7. Geschmackvoll mit Zirkelschlag verzierter einreihiger Knochenkamm nebst Futteral (Abb. 333)
8. Großes Bronzebecken
9. Bronze-Haarzängchen
- 10.—16. Sieben Zierstücke: 1 Spange; 1 „ornamentierte Platte“ [vielmehr: ein in Tierstil II verzierter rechteckiger Bronzebeschlag (Abb. 334)]; zwei S-förmige Fibeln; 3 Münzen
17. Zwei Pfeile mit Eisenspitzen
18. Eisennadel
19. Angelrute aus Haselholz
20. Vollständig erhaltener Bogen aus Eibe
21. Langschwert mit lederüberzogener, bastumwickelter Holscheide
22. In den Holzteilen tadellos erhaltene, 80 cm lange und für sechs Saiten eingerichtete Leier mit Resonanzboden
23. Mit Kerbschnitt verziertes Brett aus sehr weicher Holzart
24. Gebogenes Stück Eichenholz
25. Vollständiges Skelett
27. Vollständige Einfassung der Grabkiste.

Nicht mit aufgeführt ist hier eine schon in der kurzen gedruckten Mitteilung von 1894 erwähnte und auch im Berliner Museum mit aus-

gestellte Lanze, die um so weniger hätte übersehen werden sollen, als, wie schon erwähnt, Beigabe von Lanzen in den Oberflachter Männergräbern nur ganz ausnahmsweise erfolgt ist.

Die Leiche lag in einem Doppelsarg: der innere bestand aus einer auf dem oberen Rande mit einem Geländer (Galerie) geschmückten Bettstatt (Abb. 327), der äußere war eine große, aus festen Eichenplanken gezimmerte Kiste, „deren Holz bei der Ausgrabung noch so gut erhalten war, daß man es, nachdem es getrocknet war, zu Möbeln verarbeiten konnte!“

Als Seitenstück zu dem schönen Oberflachter Kamm sei hier ein gleichfalls sehr schöner, in der Form nicht bedeutend, aber in der ein-



Abb. 334.  $1\frac{1}{2}$ . Oberflacht, O.-A. Tuttlingen. Bronzebesatz mit Tierornament in Stil II: 2 Tiere mit Kopf ohne Augenumrahmung, die Leiber in Bandschlingerverschlingung. Photographie des Staatsmuseums für Vor- und Frühgeschichte, Berlin.

gerigsten Verzierung außerordentlich von jenem abweichender, ebenfalls einreihiger, doch des Futterals entbehrender Knochenkamm aus einem der Gräber des oben besprochenen Reihengrabfriedhofs von Gammertingen vorgeführt.

Was die Harfe anlangt, die wir in Oberflacht dank außerordentlicher Gunst der Überlieferungsumstände ausnahmsweise erhalten sehen, sogar in zwei Gräbern, so wird gerade ihr germanischer Name harpa, nicht der griechische „Leier“, bereits im 6. Jahrhundert von dem lateinischen Dichter Venantius Fortunatus, der als Bischof von Poitiers starb, erwähnt. Geschichtlich wird die germanische Harfe der Vornehmen, die bei den weniger Vornehmen gige oder „Siedel“ hieß, kein Streich-, sondern ein Zupfinstrument, schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bezeugt. Der letzte Wandalenkönig Gailamir erbat



bei der Belagerung seiner letzten Zufluchtsburg durch den im Dienste des Kaisers Justinian stehenden Anführer einer herulischen Hilfstruppe von diesem ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe. Im skandinavischen Norden ist der einzige Rest einer Harfe, wie wir später sehen werden, erst aus dem 8. Jahrhundert und dann einige Male aus der Wikingerzeit erhalten.

Wir haben in den näher beschriebenen Gräbern und Gräberfeldern aus der Zeit der Tierornamentik im wesentlichen nur die alemanische Kultur und hier wiederum nur die Kunstwerke und Waffen aus Metall überblickt. Da aber eingehende Vergleiche alemanischer und fränkischer Kunstübung auf diesem Gebiete bisher keine wesentlichen Unterschiede zwischen beiden zu ergeben vermocht haben, so entfällt die Notwendig-



Abb. 335.  $\frac{1}{2}$ . Gammertingen bei Sigmaringen. Knochenkamm (nach Groebfels).

keit, nun auch noch die fränkische Kultur nach dieser Richtung hin vorzuführen.

Anders dagegen liegt die Sache, sobald wir die beiderseitige Tonware ins Auge fassen. Hier zeigen sich erhebliche Unterschiede, und zwar nicht nur bis zum Zeitpunkte, da Chlodwig den Nordteil des ursprünglichen Alemannengebiets unter seine Herrschaft brachte, also bis 496, sondern noch ein halbes Jahrhundert weiter, also bis etwa 550.

Wir haben schon im vorigen Kapitel einige Hauptzüge im Gesichte der frühalemanischen Keramik kennengelernt. Wir konnten da eine römisch beeinflusste Gruppe von einer rein germanischen Gruppe von Gefäßen trennen. Zur ersteren gehören auf der Drehscheibe gefertigte Nachbildungen provinzialrömischer Terra-nigra-Schalen, teilweise verziert mit eingeglätteter Wellenlinie, und kleine Töpfe mit eingeglätteten Strichmustern; ferner schlanke Kannen mit Kleeblattmündung. Die zweite, handgearbeitete, dunkelfarbige, germanische Gruppe umfaßt Weiterentwicklungen spätkaiserzeitlicher Arten aus Inner-Germanien. Dazu gehören rohe dickwandige Kumpen und Töpfe,

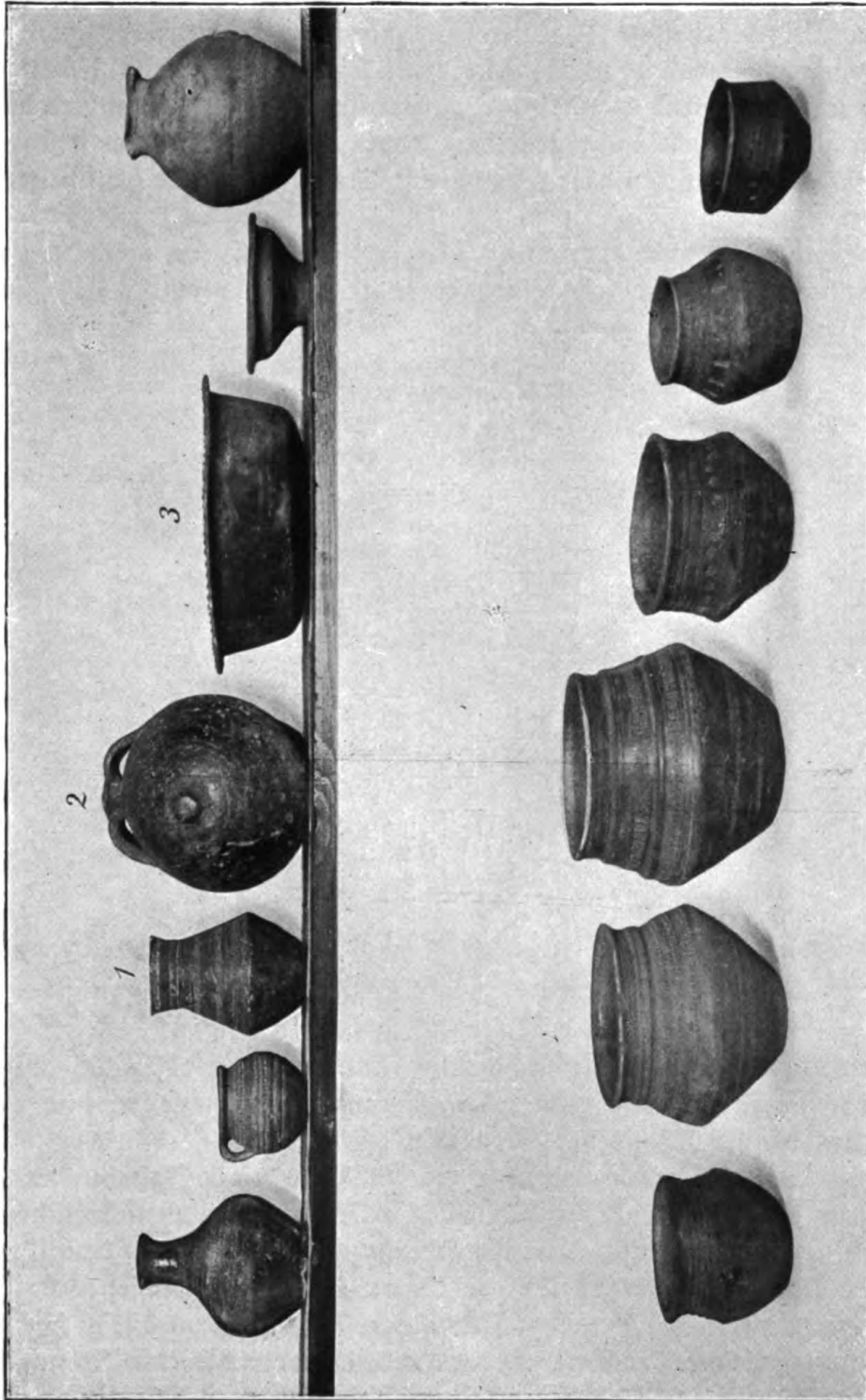


Abb. 336. Mühlhofen bei Engers, Kr. Neuwied. Merowingische Tongefäße; nur Becher Nr. 1, Feldflasche Nr. 2 und  
Bronzefüßel mit gepeltem Rande Nr. 3 aus Metternich bei Koblenz (nach H. Günther).

sowie große bauchige Krüge und Senkeltöpfe, die letzten Endes auf ähnliche Gefäße der Latène-Zeit zurückgehen. Daneben gibt es aber auch eine sorgfältig gearbeitete Ware; zu ihr gehören die früher besprochenen weitbauchigen Schalen mit zahlreichen senkrechten, meist herausgetriebene Rippen und dazwischen gesetzten senkrechten Strichbündeln, sowie solche mit weitläufig gestellten Rippen und dazwischen befindlichen Stempeldrücken oder seltener mit Wellenlinien und gestichelten Punkten.

Die Eigenkultur auch des von fränkischer Herrschaft frei gebliebenen Südtails des Alemannenlandes wurde indes schwer beeinträchtigt, ja



Abb. 337. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Stöß, Kr. Weiffenfels. Glasbecher des 7. Jahrh. (nach Reuß: Gallische Jahreschrift 9). Provinzial-Museum zu Halle a. S.

mehr und mehr aufgehoben, nachdem im Jahre 536 der Ostgotenkönig Witigis seine schützende Hand über Alemannien zurückziehen und es dem Frankenkönig Theudebert überlassen mußte.

Infolge dieses Vorgangs gewann um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Kultur der herrschend gewordenen Franken auch im alemannischen Lande über die altheimische Art die Oberhand, besonders auf dem Gebiete der Tonware. Die fränkische Tonware stand von jeher stark unter dem Einfluß der provincialrömischen Kultur. Von dieser hatte sie die ausnahmslose Verwendung der Drehscheibe, das scharfe Brennen in gut gemauerten, geschlossenen Brennösen und manche provincialrömische Gefäßform übernommen, auch ihre eigenen Formen dem

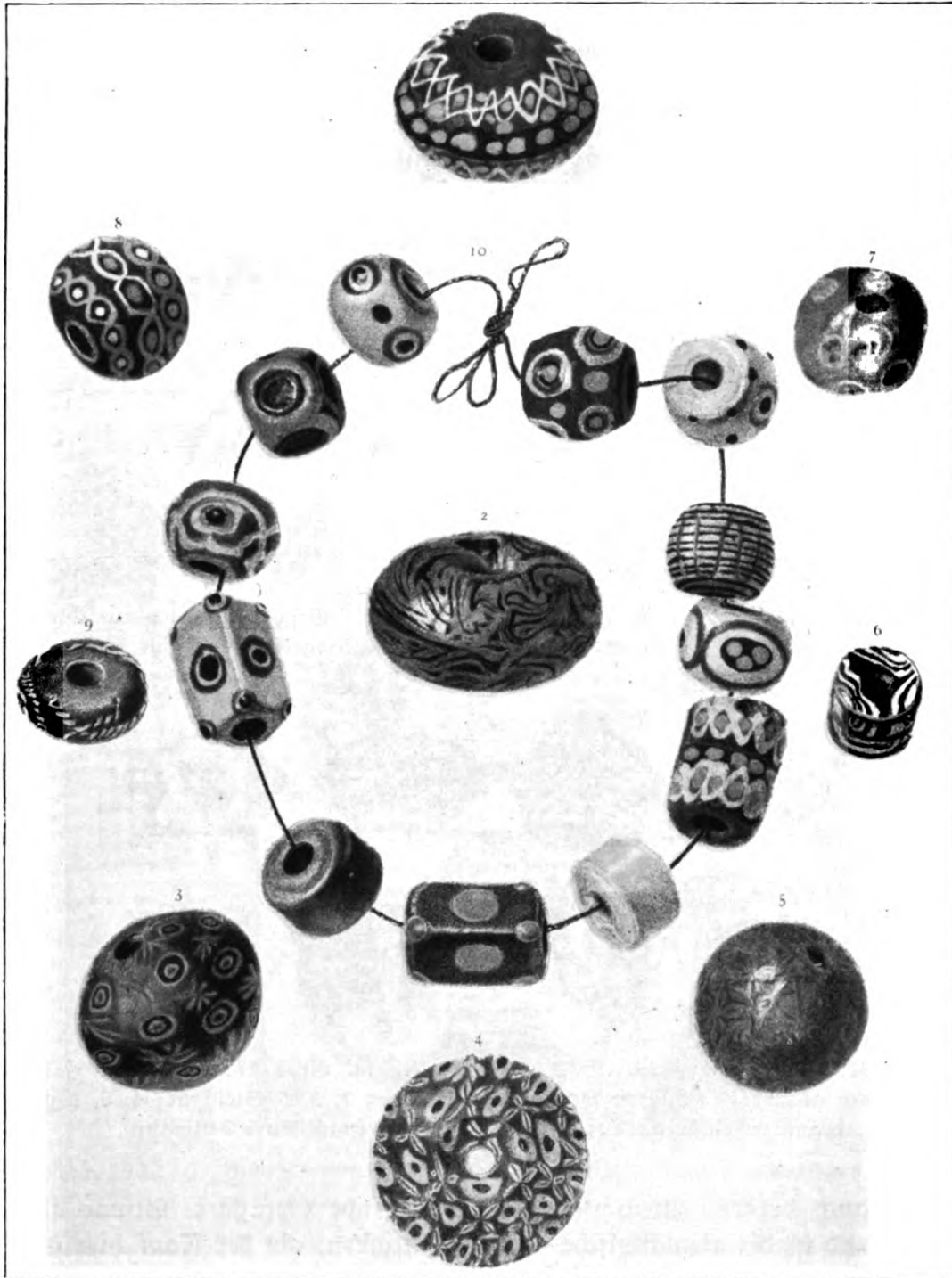


Abb. 338. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>. Schmuckperlen aus merowingischen Frauengräbern. 1. (ganz oben). Gersheim, Rheinpfalz; 2—4. Nordendorf, Bayr. Schwaben; 5. Langeneringen, Bayr. Schwaben; 6. Gauting bei Starnberg, Oberbayern; 7. Wiesoppenheim, Rheinhesen; 8. Lothen, Kr. Meppen, Hannover; 9. Seimersheim, Rheinhesen; 10. Gersheim, Rheinpfalz (nach Lindenschmit).

römischen Einfluß unterworfen. Das kennzeichnende, der Form nach einheimische Gefäß der Franken ist der doppelkonische Topf mit scharfem Umbruch in der Bauchmitte. Hergestellt wird er in scharfem Brand und dann auf der Scheibe abgedreht; auch die Technik seiner Verzierung ist insofern provinziäl-römisch, als sie mit dem Töpfer- rädchen hergestellt wird (Abb. 336). Dieser doppelkonische Topf wird

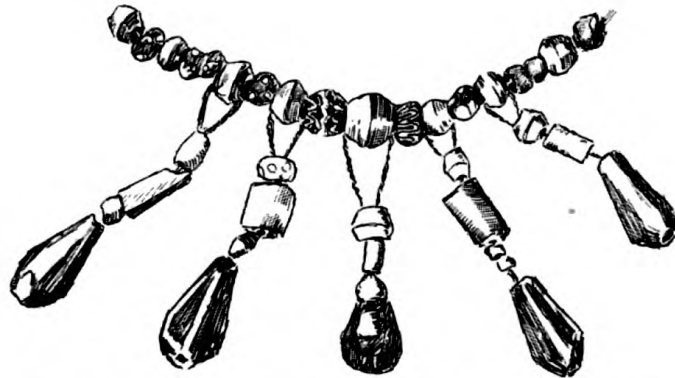


Abb. 339.  $\frac{1}{1}$ . Iffezheim, Bez.-A. Rastatt, Baden. Grab 14. Perlen aus Glas, weiß, grün, rot, gelb, und aus Bernstein; der mittlere Anhänger aus Eisen (nach Karl Gutmann).



Abb. 340.  $\frac{1}{1}$ . Iffezheim, B.-A. Rastatt, Baden. Grab 21: Teile eines Hals- gehänges aus großen bunten Perlen. Nr. 1 Glas; 2, 3, 5 Steingut; 4, 8, 9 ge- brannter, glasierter Ton; 7. Goldanhänger (nach Karl Gutmann).

nun auch bei den Alemannen die herrschende Gefäßart. Etwas ab- weichend ist die alemannische Art nur insofern, als der Topf hier ge- drungener, weitbauchiger gestaltet wird, als es bei den Franken geschieht, wo seine Form schlanker ist. In der Übergangszeit zur fränkischen Periode erscheinen bei den Alemannen zwar schon doppelkonische Töpfe, aber noch mit der altheimischen Rippenverzierung. Solche Töpfe, die in der Ulmer Gegend häufiger vorkommen, konnten natur-

gemäß noch nicht auf der Drehscheibe hergestellt werden, weil bei Anwendung derselben die Ausschmückung mit Rippen ausgeschlossen war.

Auf dem großen Friedhof von Schrezheim, Bezirksamt Dillingen im heutigen Bayerisch-Schwaben, kann man auch eine Änderung der



Abb. 341. Iffezheim, Bez.-A. Rastatt. Grab 6. Silberner Ohrring; Aauf mit Granat- und filigranzier (nach Karl Gutmann).

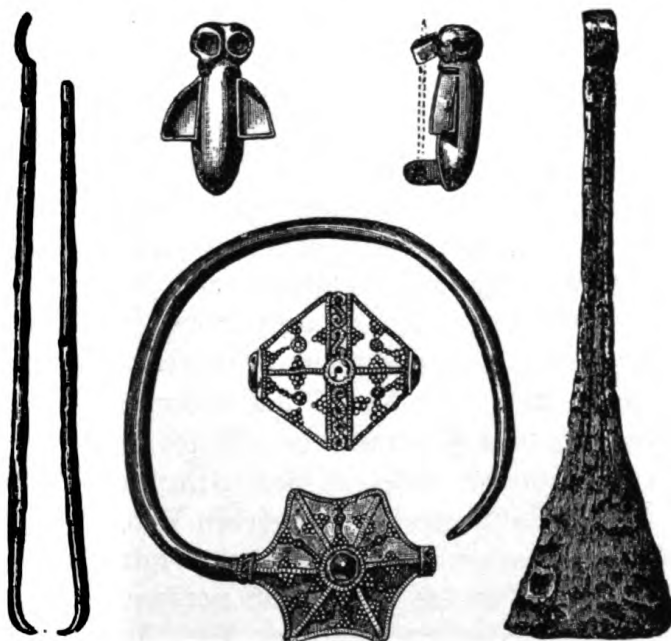


Abb. 342.  $\frac{1}{2}$ . Mezöberény, Kom. Békés, Südost-Ungarn. Grabfund: Goldfibel, 2 Goldohrringe, Bronzezähngchen (nach Sempel).

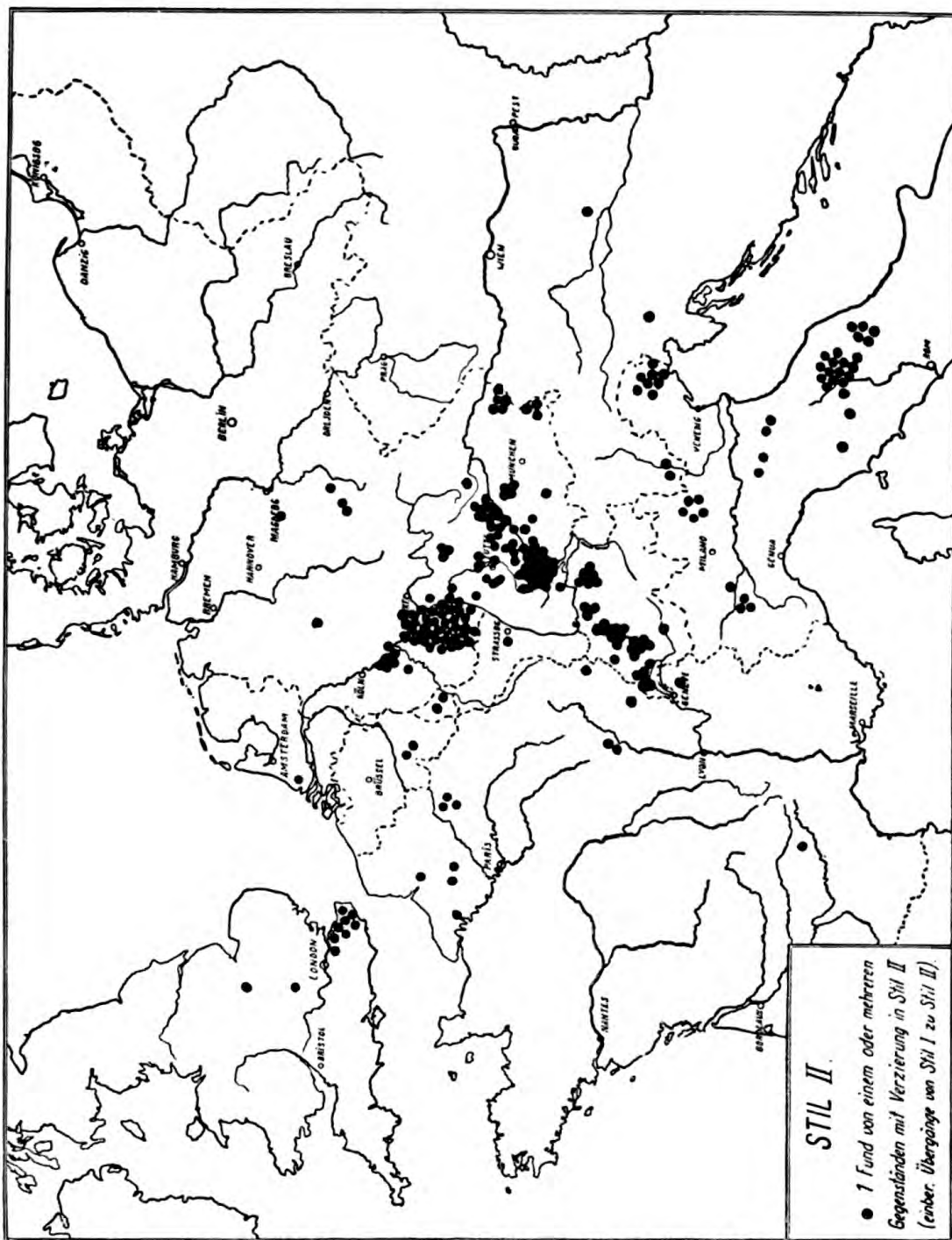
Schmucksachen und Waffen mit Beginn der fränkischen Periode der Alemannen erkennen. In Schrezheim-Mitte, dem ältesten Teile des Friedhofes, erscheinen ovale oder viereckige Schnallen mit einfacherem Dorn, sowie Lanzen mit geschlitzter Tülle und überwiegen die Langschwerter (Spathen) bei weitem den kurzen, einschneidigen Sax. Da-

gegen fehlen die genannte Art von Lanzenspitzen in Schrengheim-Nord und -Süd, den später belegten Teilen des Friedhofes; es erscheinen dort aber neben dem fränkischen doppelkonischen Topf die jüngeren großen ovalen Schnallen mit langem dreieckigen Beschlag und fast nur noch der Skramasax.

An der Tonware können wir auch Typen erkennen, die für den Stamm der um 535 aus Böhmen nach der Oberpfalz und Rätien nebst Norikum übergesiedelten Baiwaren kennzeichnend sind. Vor allem sind hier die sog. Flaschenkürbis-Gefäße zu nennen, bauchige Töpfe mit kugeligem Boden oder mehr oder minder abgeplatteter Standfläche, sowie mit niedrigem steilen Rande, übrigens mit der gleichen Stempelzier geschmückt wie der fränkische Topf. Die Verbreitung dieser Gefäßart erstreckt sich westwärts nicht über den zwischen Iller und Lech gelegenen baiwarisch-alemannischen Grenzstrich, strahlt aber von Bayern sowohl nach Südosten (Ungarn), als besonders nach Italien aus, wo sie von den Langobarden übernommen wird, deren politisch wie kulturell enge Beziehungen zu den Baiern bekannt sind.

In die jetzt von uns behandelte Zeit, das 7. Jahrhundert, gehört auch die eigenartige, prächtige Form des gläsernen „Rüffelbechers“ von Kölner Arbeit. Solche Prunkgläser waren über das ganze Gebiet der fränkischen Kultur in Westdeutschland nebst westlichem Mitteldeutschland und Nordfrankreich stark verbreitet und darüber hinaus auch nach England und Skandinavien verhandelt worden. So erscheint ein solches auch im Thüringer Lande, wie das ausgezeichnet erhaltene Stück aus einem reich mit Waffen ausgestatteten Männergrab von Stößen bei Weiffensfels es zeigt (Abb. 337). Der Name dieser Becherart stammt von den rüffelartigen, mit dem Hohlraum des Glases in Verbindung stehenden hohlen Beuteln, die bei unserem Becher in zwei Stufen, zu je fünf übereinander, verschränkt angebracht worden sind.

Vorwiegend aus buntem Glasschmelz oder mit Schmelzwerk überzogener Tonmasse bestehen die so reichlich vorkommenden Perlen der Halsgehänge der Frauen merowingischer Zeit. In dem Frühabschnitt sind nur einfache helle oder blaue Glasperlen oder schwarze mit gelben oder weißen Einlagen üblich; außerdem Bernsteinperlen. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts zeigen sich außer Bernsteinperlen große Glaswirbel mit weißen Schlieren und es beginnt das Auftreten der für die Merowingerzeit besonders kennzeichnenden großen bunten Glasperlen, die sich bis zum Ende dieses Zeitabschnitts halten (Abb. 338). Gegen Schluß erscheinen daneben wiederum kleine, vierfarbige Glasperlen in Rot, Blau oder Weiß. Abb. 339 und 340 geben Beispiele



216b. 343 (nach Aberg).



merowingischer Perlengänge aus dem 1929 aufgedeckten Reihen-  
gräberfelde der im ehemaligen Alemannenlande nach 536 errichteten  
fränkischen Kolonie Iffezheim, Bez.-Amt Kastatt in Baden: die  
erstere Abbildung bringt die früheren kleinen Stücke, die zweite die  
großen bunten.

Anschließend seien dann noch die Ohrringe erwähnt. Zweierlei  
Formen gehen durch die ganze Merowingerzeit: silberne oder goldene  
Ohrringe mit Klapperblechen und solche mit polyedrischem oder würfel-  
förmigem Knaufe, der Granateinlage oder Siligranzier oder beides zu-



Abb. 344—346.  $\frac{1}{1}$ . Nordhausen a. Harz. Versilberte Bronzebeschläge. Aus  
einem Krieger-Skelettgrab (nach Kossinna).

gleich trägt, wie es bei dem abgebildeten Stücke aus Iffezheim (Abb.  
341) der Fall ist. Diese letztgenannte Form erscheint nicht nur bei den  
gotischen Stämmen Südrusslands, Ungarns und Italiens, und zwar  
schon seit der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, sondern auch bei den  
Wandalen in Afrika, so bei Bona. Dagegen ist sie unbekannt bei den  
Langobarden in Italien, wo die Form mit angehängtem Halbkugel-  
förmchen in durchbrochener Siligranarbeit üblich ist, wie wir noch sehen  
werden. Eine alleinstehende Form von goldenen Ohrringen bietet ein  
gepidischer Grabfund von Mezöbereny im südlichen Ungarn, wo  
der kunstvoll mit Siligran verzierte Knauf Doppelpyramidengestalt auf-  
weist (Abb. 342).



Abb. 347. Hornhausen, Kr. Oschersleben. Einer der Bildsteine, 78 cm hoch, 66 cm breit. Ein Reiter mit Rundschild, Schwert und langer Hakenlanze, trabt über einer mäanderartig gewundenen Schlange; darunter 2 Tiere mit verflochtenen Leibern und Tierköpfen in Stil II. 7.—8. Jahrhundert. Provinzialmuseum in Halle (nach S. Sahne).

Stil II hat seine Hauptverbreitung in der West- und Nordschweiz, in Württemberg, Hohenzollern, Bayrisch-Schwaben, weniger dicht zeigt er sich in Ober- und Niederbayern, am dichtesten aber in Rheinhessen, vgl. die Karte Abb. 343. Nördlicher erscheint er noch in der Südostecke der Rheinprovinz und östlich des Rheins nördlich des Mains



Abb. 348.  $\frac{1}{1}$ . Ober-Eßlingen a. Neckar. Museum Eßlingen (nach Originalphotographie vermittelt durch die Stuttgarter Staatsammlung).

nur noch vereinzelt in Thüringen, und zwar nordwärts bis nach Nordhausen am Harz, wo kürzlich ein Kriegergrab mit Beigabe kleiner Beschlagplatten aufgedeckt worden ist, die teils auf der versilberten Oberseite Verzierungen im Tierstil II bieten (Abb. 344, 345), teils dem in Abb. 299 vorgeführten Stücke entsprechen (Abb. 346). Versprengte Ausläufer im Norden sind Katwijk in Südholland, Soest in Westfalen, Susigke bei Aken a. d. Elbe (Abb. 295) und Hornhausen, Kr. Oschersleben.

Der Nordostpunkt Hornhausen ist nun aber gerade der Ort, wo das wichtigste und umfangreichste Denkmal dieses Stiles entdeckt worden ist. Es sind die Bildsteine, die dort auf dem Salberg teils ausgepflügt, teils dann ausgegraben worden sind und wahr-

scheinlich als Grabsteine zu zwei dabei gefundenen Skeletten gehörten. Als einzige deutsche Gegenstücke zu den berühmten gotländischen Bildsteinen mit ihrer Darstellung der Schiffahrt des Toten und seines Rittes nach Walhall sind die Hornhäuser Steine von einzigartiger Bedeutung für die deutsche Kultur- und Kunstgeschichte und zugleich die kostbarste Zierde des Hallischen Provinzialmuseums.

Das hervorragendste Stück ist der besser erhaltene der beiden Reitersteine (Abb. 347). Der Stoff ist weicher Sandstein, in den die Figuren und Ornamente nach holzgemäßer Arbeitsweise eingeschnitten sind. Der kleine Reiter mit Schwert, gewaltiger Knebellanze und dem mit



Abb. 349.  $\frac{1}{2}$ . Soest (Süd), Westfalen, Grab 105. Gürtelzierscheibe, Bronze (nach Stieren).



Abb. 350.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab I (nach Stolpe-Urne).

sechsamigem Drehwirbel verzierten Rundschild sitzt auf einem unverhältnismäßig großen Hengste, der über einer mäanderartig gewundenen „Schlange“ im Trabe dahinläuft. Sattelzeug fehlt, doch ist Zügel und Zaumzeug vorhanden. Es handelt sich hier um ein Grabmal, und so könnte die menschliche Figur den Toten selbst darstellen. Da aber der vollbärtige, langhaarige, barhäuptige Reiter ein übergroßes gerundetes Auge hat, so liegt der Gedanke nahe, daß hier der einäugige Wotan und sein riesiges Ross, der schnelle Hengst Sleipner, dargestellt ist.

Ganz ähnliche Bilder eines Lanzenreiters kommen zu derselben Zeit auch auf Metallsachen vor. So bei den durchbrochenen Bronzescheiben in südwestdeutschen Frauengräbern, die als Schlüsselstück an Gürtelketten dienten und teilweise figürliche Darstellungen enthalten (Abb. 348). Ofters kehren hier auch, nebenbei bemerkt, zwei Menschengestalten wieder, deren beiderseitige Arme und Beine vielfach verschlungen sind, wie es

bei einer solchen Scheibe aus einem Grab mit Beigaben von Schmucksachen in Tierstil II aus Soest in Westfalen der Fall ist (Abb. 349). Auf einem der gepressten, mit erhabenen Figuren ausgestatteten Bronzebleche an dem Stirnbande eines Prachthelmes des 7. Jahrhunderts aus den Fürstengräbern von Vendel ist Wotan mit Adlerhelm und begleitet von seinen beiden Raben als Lanzenreiter dargestellt, wie er gegen eine vor den Füßen des Rosses sich aufbäumende Schlange, vielleicht ein Sinnbild der Mutter Erde, ansprengt (Abb. 350).

Der Kopf des Rosses am Hornhäuser Reiterstein ist stark stilisiert in dem Sinne des Stils II, ganz so wie wir das bei der Bronzefigur eines Rosses dieser Zeit aus Dänemark finden (Abb. 351). Die Tierköpfe des



Abb. 351.  $\frac{1}{1}$ . Dänemark. Bronze.

Ornaments sind vollkommen in der Art des deutschen Stils II gebildet, d. h. mit voller Umräumung des Auges, die unten in einen abgebogenen Zipfel übergeht, und mit spitzem Kinn, desgleichen der Kopf der Schlange, der rechts herunterhängt. Bei den Tieren des Ornaments entspricht die gegenseitige Verflechtung der Kiefer und der Leiber ganz dem Stil II. Nach der Weise nordischer Reliefs umzieht die Figuren überall ein schmaler Doppelkontur. Die oberste Kante zeigt oberhalb des Zopfgeflechtes sechs menschliche Füße in Socken, wie eine solche auch den Fuß des Reiters umschließt, als leider einzigen Rest der gestörten Fortsetzung des Bildes nach oben hin. Der Stein ist wahrscheinlich als Mauerstein beim Bau einer an gleicher Stelle befindlich gewesenen Kapelle benutzt worden, ebenso wie die anderen Bruchstücke, welche die Reste eines zweiten Reiters und zweier Jagdbilder mit Hirschkuh und Hund erkennen lassen.

Die Herstellung dieser Steinbilder kann gegen 700 nach Chr. oder eher schon ins achte Jahrhundert fallen. Die Ornamente gehören dem

Ende des zweiten Tierstils an, der in Deutschland, wo es zur Entwicklung eines dritten Tierstils nicht mehr gekommen ist, sehr wohl noch weit ins 8. Jahrhundert hinein fortgesetzt worden sein kann. Die Lanzenspitze hat an der Tülle beiderseits einen Haken. Solche Hakenlanzenspitzen sind Vorläufer der karolingischen Flügellanzen, von denen



Abb. 352.  $\frac{1}{4}$ . Wiesbaden.  
Museum Wiesbaden (nach Photographie d. Museums Wiesbaden).



Abb. 353.  $\frac{1}{5}$ . Wighave, Staat Hamburg. Mus.  
f. V. Hamburg (nach Originalphotographie).

wir im zweiten Bande dieses Werkes sprechen werden, und gehören ins 8. Jahrhundert (Abb. 352).

### Die Langobarden

Die Langobarden hielten in Italien ständig eine enge kulturelle Fühlung mit Mitteleuropa, insonderheit mit Süddeutschland, mit den Baiern auch eine geschichtlich bezeugte enge politische Fühlung. Sie spielen in der Entwicklung der germanischen Kunst in der Spätzeit des Tierstils I, während der Herrschaft des Tierstils II und sogar noch in

karolingischer Zeit eine so bedeutende Rolle, daß wir ihnen eine besondere Darstellung widmen müssen.

Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung, also im 1. Jahrhundert nach Chr., bilden die Langobarden nach Ausweis der archäologischen Zeugnisse, wie wir das im 3. Kapitel gehört haben, den am weitesten nach Norden vorgeschobenen Stamm des gewaltigen Erminonen-gebiets, mit der Nordspitze an der Kieler Bucht. Ihre Westgrenze in Ostholstein läuft von Kiel 3. T. längs der Trave nach Lutin, Segeberg,



Abb. 354.  $\frac{1}{4}$ . Schkopau, Kr. Merseburg (nach W. Schulz).

dann südwestwärts nach Pinneberg, um in Hamburg auf die Elbe zu stoßen.

Mäanderurnen, das bekannte Kennzeichen erminonischer Elbgermanen, treten in Ostholstein verhältnismäßig wenig zahlreich auf. Vorherrschend ist die Tonware des sog. Fuhsbütteler Stils, der seinen Namen von dem einst bei Hamburg gelegenen berühmten Urnenfriedhof von Fuhsbüttel herleitet. Dieser Stil wird durch eine dreifache Tonware bestimmt:

erstens durch glänzend schwarze oder braune, zuweilen mäanderverzierte rundbauchige Terrinen, die entweder breiten Boden oder stark eingezogenen Unterteil besitzen;

zweitens durch hohe, rundliche, bauchige, dickwandige Töpfe mit schwach ausladendem Rande, mit zwei Henkeln am Rande oder unterhalb desselben, darunter mit schrägen und am Fuß mit senkrechten Strichbündeln, stets gelb oder braun, nie schwarz;

drittens durch Töpfe derselben Art, wie die an zweiter Stelle genannten, doch an der größten Bauchweite weisen sie drei Schnürrösen oder undurchbohrte Knubben auf, die durch umlaufende Furchen verbunden sind; oberhalb dieser Furchen ist die Wandung glatt, unterhalb aber rauh gemacht oder mit Kannenstrich verziert.

Diese dritte Topfart fehlt weiter südwärts, erscheint dagegen sehr häufig in Nordwestmecklenburg, seltener in Südwestmecklenburg, hier in dem ausschließlichen Männerfriedhof zu Rothendorf.

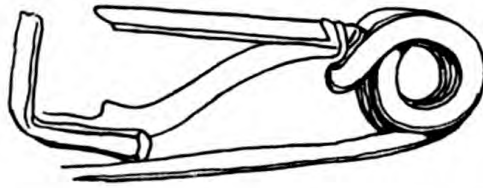


Abb. 355. Nienbüttel, Kr. Uzen. Langobardenfibel.  
Eisen (nach Frischbier).



Abb. 356. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>. Schönwarling, Kr. Danziger Höhe  
Eisen (nach Kostrzewski).



Abb. 357. <sup>1</sup>/<sub>1</sub>. Gotland. Bronze (nach Frischbier).

Diese Tatsache in Verbindung mit den antiken Nachrichten über die Sitze der Langobarden zeigt, daß wir außer in Ostholstein auch in Nordwestmecklenburg langobardische Bevölkerung anzusetzen haben. Der Hauptstamm aber saß südlicher, im Bardengau, in den Kreisen Lüneburg und Uzen im Gebiete der Ilmenau, wo die großen Männerfriedhöfe von Kieste und Nienbüttel, Kr. Uzen, und Bahrendorf, Kr. Dannenberg, lagen. Andererseits jedoch auch im gegenüberliegenden südwestlichen Mecklenburg bis nach Schwerin hin, von wo aus die Ostgrenze stärkerer Besiedelung im I. Jahrhundert nach Chr. nordwärts nach Wismar zog. Hier befinden sich ebenfalls viele große Gräberfelder, das bekannteste und größte zu Rörchow bei Wittenburg, wiederum ein reiner



Männerfriedhof, während in anderen Friedhöfen, z. B. zu Woteniz, Jamel, Döbbersen, ein starkes Überwiegen von Frauengräbern statt hat. Ganz ähnlich liegen die Dinge in Ostholstein, wo eine Trennung der Friedhöfe nach dem Geschlecht der Bestatteten bereits seit 100 vor Chr. zu beobachten ist. Aber auch in der Gegend westlich der Saalemündung sehen wir, wie einige Jahrzehnte vor Chr. ein elbgermanischer Volksteil, vermutlich die ersten Hermunduren, die Saale aufwärts bis zu ihrem Oberlauf vordringt und diesen ganzen Weg durch Anlage zahlreicher Kriegerfriedhöfe bezeichnet, deren bedeutendster zu Groß-Komstedt bei Jena sich befand. Es scheint sich hier wie bei den Langobarden um den Glauben an eine Art Walhall-Jenseits zu handeln.

Nirgendwo ist die westgermanische Zivilisation des 1. Jahrhunderts nach Chr., abgesehen vielleicht von dem markomannischen Urnen-



Abb. 358.  $\frac{1}{1}$ . Dresden-Nickern. Bronzefibula nebst Fibula-clip.  
6. Jahrhundert (nach Originalzeichnung).

gräberfeld zu Dobrichow in Böhmen, in solcher Fülle und so glänzend vertreten wie in den vorhergenannten langobardischen Friedhöfen.

Die Einwanderung der Langobarden in den Bardengau läßt sich archäologisch noch genauer festlegen. In dem osthannoverschen Erminonengebiet mit Ausnahme des östlich von Ulzen und nördlich von Salzwedel gelegenen Kreises Luchow haben wir nach Ausweis der Belegung der Friedhöfe in den letzten Jahrhunderten vor Chr. einen doppelten Siedlungsabbruch. Der erste stellt sich bei Beginn der sog. Ripdorfer Zivilisationsstufe, d. h. um 300 vor Chr. ein; der zweite bei Beginn der sog. Seedorfer Zivilisationsstufe um 100 vor Chr. Es

zeigt sich hier in den Frauengräbern, z. B. zu Schweizerhof bei Seedorf, ein bezeichnender dreihenkliger Topf, in den Männergräbern, z. B. zu Kieste und Nienbüttel, aber die meist mit scharfkantigem Bauchumbruch versehene und meist schwarze, glatte, sog. *Consitula* (Abb. 353, 354). Wahrscheinlich gehören die beiden nur wenige Kilometer voneinander entfernten Friedhöfe von Seedorf und Nienbüttel als Frauen- und Männerfriedhof zusammen.

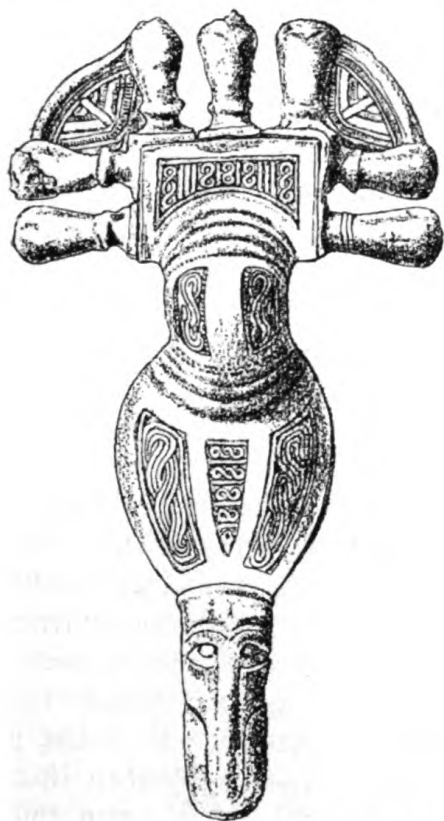


Abb. 359. Länge 13,8 cm. Resthely am Plattensee, West-Ungarn. Bronze-fibula mit Flechtband, vollrunden Knöpfen und aufgefüllten Ecken. Um 550—600 (nach Sempel).



Abb. 360. 11,8 cm lang. Cividale in Friaul, Italien. Silberfibula mit Tierstil I (nach Salin).

In der älteren Schicht von Seedorf wie von Kieste findet sich nun die eigentümlich rechteckige sog. „hannoversche“ oder besser „Langobarden“fibula aus Eisendraht vom Mittel-Latèneschema, desgleichen in Süd- und Nordwestmecklenburg (Abb. 355). Da nun im Langobardengebiet eine noch jüngere Schicht von Latènecharakter erscheint, in der es keine Langobardenfibeln mehr gibt, so wird man die ältere Schicht mit dem Beginn der Seedorfstufe um 100 vor Chr. gleichstellen

müssen. Ferner erscheint der kennzeichnende dreihenklige Topf der osthannoverschen Frauengräber der Latènezeit, der auch in der Kaiserzeit, z. B. in dem großen Frauenfriedhof von Darzau, Kr. Dannenberg, stark fortlebte, am rechten Elbufer in dem Frauenfriedhof von Suhlsbüttel, weiter auch im Lauenburgischen und in Nordwestmecklenburg. Nach alledem wird man die Einwanderung der Langobarden, ihre Ausbreitung von Westmecklenburg über das westelbische Ilmenaugebiet um 100 vor Chr. zu setzen haben. Innerhalb Mecklenburgs läßt sich die langobardische Zivilisation noch zwei Jahrhunderte weiter zurückverfolgen.

Nun haben wir aber auch noch weiter zurück Zeugnisse für die eigentliche Urheimat des Langobardenstammes. Ihre Stammes-  
sage berichtet von dem Ursprung des Volkes in Skandinavien, und zwar soll es von einer kleinen Insel stammen und nur den dritten Teil der Inselbevölkerung ausgemacht haben. Früher ist gegen eine solche Überlieferung eingewendet worden, die Niederschrift der Stammes-  
sage sei erst in Italien erfolgt und so sei es möglich, daß hier eine Übertragung der Überlieferung über die Ostgoten, deren Reste in Italien sich an die Langobarden angeschlossen haben und für die eine solche Überlieferung zutrefte, auf die Langobarden vorliege. Ein solcher Einwand wäre indes nur eine Vermutung, die auf keinerlei Beweise zu stützen ist. Freilich könnte es auf den ersten Blick Bedenken erregen, daß die Sprache der Langobarden durchaus westgermanisch ist, wie auch ihre Zivilisation zur Kaiserzeit. Beides konnte aber, ja mußte durch die elbgermanische Umgebung im Laufe mehrerer Jahrhunderte so gestaltet werden, zumal die Verschiedenheiten west- und nordgermanischer Sprachen um Christi Geburt erst ganz geringfügig gewesen sein können. Nicht bedeutungslos für die skandinavische Herkunft der Langobarden ist der Umstand, daß die Ortsnamen-Endung -wedel „Surt“, altnordisch vādill, altdänisch væthel, neudänisch veile, schwedisch vād, die also nordischen Ursprungs ist, ihre Hauptverbreitung im Langobardengebiete an der Niederelbe hat. Ferner ist auffällig die nordische Herkunft langobardischer Königsgeschlechter. So wird Audoin, der Vater Alboins, von Geschlecht ein Gausus, Rothari ein Harodus genannt; das sind skandinavische Völkernamen in langobardischer Sprache: Gauten und Haruden. Außerdem geht die Ansicht maßgebender Rechtshistoriker, besonders Sickers, dahin, daß aus der Beschaffenheit des späteren langobardischen Rechts, namentlich aus seiner Verwandtschaft mit dem gutnischen Recht, auf nordgermanische Herkunft des Volkes zu schließen ist.

Auf archäologischer Seite ist der „Suhlsbütteler“ Topf das wich-

tigste Merkmal für die ostgermanische Herkunft mindestens eines großen Teiles des Volkes. Denn er kommt in ziemlicher Anzahl auch innerhalb der Latène-Keramik der Ostgermanen des unteren Weichselgebietes, also des alten Westpreußens, vor, d. h. bei den Rugiern und vereinzelt auch bei den Ostburgunden. Ebenso ist die Dreizahl der Henkel der Töpfe in den weiblichen Langobardengräbern beachtenswert, weil sie,



Abb. 361. Imola, Provinz Bologna, Italien. Länge 12,6 cm Bronze mit Granaten. Um 580—600. (Nach Salin).



Abb. 362. Etwa  $\frac{1}{3}$ . Toskana. Vergoldete, reich niellierte Silberfibel mit zwei Reihen von Kopfplattenknöpfen, Flechtbandzier, zwei Paar an der Fußplatte herabhängender Raubvogelköpfe in Stil II und halbrunder Randleiste unterhalb des Tierkopfes an der Fußspitze. Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. Britisches Museum. (Nach J. Kemble).

wie ich schon 1905 bewiesen habe, ein Kennzeichen der Ostgermanen ist. Dazu kommt als Drittes, daß die rechteckige eiserne Langobardenfibel des 1. Jahrhunderts vor Chr. infolge der alten Stammesbeziehungen rückwärts zu den Rugiern (Abb. 356) ins Gebiet der Weichselmündung, aber wiederum nur vereinzelt auch zu den Ostburgunden ans Weichselnie gelangt und dort eine Weiterbildung erfährt. Selbst nach Gotland

wird sie entlehnt, hier in Bronze hergestellt und fortentwickelt (Abb. 357).

Diese Tatsachen sprechen dafür, daß ostgermanische Zutmischungen, vielleicht sogar nicht unbedeutende, von der Weichsel her in den Langobarden aufgegangen sind. Man kann die Vermutung aufstellen — ein sicherer Beweis ist noch nicht zu erbringen —; daß die Langobarden etwa um 300—400 vor Chr. im Verlaufe des für Skandinavien so verhängnisvollen Klimasturzes aus Schonen an die Weichselmündung übergesiedelt und von hier nach Mecklenburg weiter gewandert sind.

Ihr Urname war nach Paulus Diaconus, ihrem Geschichtschreiber, Winnili, was die „Streitbaren“, „Wütenden“ bedeutet. Im Althochdeutschen wird winnant besonders von einem „wütigen“ Hunde gesagt. Und dazu stimmt es, daß die Langobarden in der Heldensage den Beinamen „Sundinge“ führen, wie ihre feindlichen Ostnachbarn, die Lemovier in Pommern, als „Wölfinge“ bezeichnet werden. Auch spricht Paulus Diaconus davon, daß die Langobarden bei ihrer Wanderung durch Nordostdeutschland, um ihren Feinden Schrecken einzujagen, die Nachricht verbreitet hätten, unter ihnen gäbe es Kynokephalen, „Hundsköpfe“. Den neuen Namen „Langobarden“ sollen sie ihrer Stammsage gemäß nach einem siegreichen Kampfe gegen die Wandalen erworben haben, die den Langobarden nur auf ihrer (der Wandalen) Auswanderung von Jütland nach Ostdeutschland in Mecklenburg entgegengetreten sein können, etwa zwischen 150 und 100 v. Chr. Der Name bedeutet unzweifelhaft „Langbärte“. Dazu will freilich nicht ganz stimmen, daß seit dem feststellbaren Auftreten des Stammes im Elbgebiet in seinen Männergräbern fast stets das halbmondförmige eiserne Rasiermesser angetroffen wird. Aber vielleicht rasierten sie damals nur einen Teil ihres Bartes, etwa den Schnurrbart, oder der neue Name stammt aus älterer Zeit, als die Langobarden noch nicht an der Niederelbe wohnten, wo sie eben zu der in Teilen Deutschlands üblichen Bartlosigkeit übergingen, sondern aus der Zeit ihrer Ankunft an der deutschen Küste. Jedenfalls ist es verkehrt, den Namen mit der Waffe, die Barde oder Sellebarde heißt, in Verbindung zu bringen. Die überaus zahlreichen Waffenfunde in den Kriegergräbern des Langobardengebiets zeigen nichts, was als Besonderheit des Stammes oder gar als Nationalwaffe angesehen werden kann, wie es etwa bei den Franken der Völkerwanderungszeit die Franziska war.

Wir wissen aus Tacitus, daß der Stamm trotz seiner verhältnismäßig kleinen Ausdehnung — wogegen freilich die Fülle der Gräberfelder zu sprechen scheint — durch unverbrauchte nordische Kraft, schroffe Rauheit und besonders kriegerisches Wesen bei den Nachbarn in große

Achtung sich zu setzen wußte. Der Macht des Kaisers Tiberius entzog er sich, indem er seine Hauptmenge im Jahre 15 nach Chr. auf das rechte Elbufer nach Südwestmecklenburg verlegte. Er hatte sich zunächst dem Völkerbunde des Markomannenkönigs Maroboduus angeschlossen, ging aber nach der Varusschlacht zu Arminius über und mischte sich später in die Thronstreitigkeiten der Cherusker durch Begünstigung des Italikus, eines Sohnes des Arminiusbruders Flavus.

Eine Abteilung zog während des Markomannenkrieges um 160 nach Chr. an die Donau, und man will in gewissen Bildern besonders vollbärtiger Germanen an der Markus Säule Langobarden dargestellt



Abb. 363.  $\frac{3}{4}$ . Testona, Piemont, Italien. Bronze mit Granaten (nach Salin).

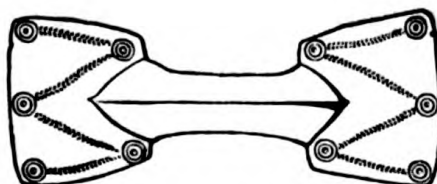


Abb. 364.  $\frac{2}{3}$ . Castel Trofino bei Ascoli Piceno, Italien. Silberfibel (nach Mengarelli).

sehen, ja schreibt ihnen sogar einen inschriftlich bezeugten Ort Laugaricum als Dorfstätte zu: das sind jedoch bloße Vermutungen. Später ist von dieser Abteilung nie mehr die Rede, da sie in ihre Heimat zurückgekehrt ist.

Von den großen Männerfriedhöfen brechen die zu Rieste und Nienbüttel zwischen 150—200 nach Chr. ab. Der Friedhof von Bahrendorf reicht ebenso wie der benachbarte Frauenfriedhof Darzau mindestens bis 200 nach Chr., der große Frauenfriedhof von Rebenstorf, Kr. Lüchow, sogar noch bis ins 4. Jahrhundert hinein. Die Männer von Rieste und Nienbüttel könnten es demnach gewesen sein, die um 160 den Zug an die Donau unternahmen. Aber der Hauptteil der Bevölkerung blieb dauernd länger im Lande, wie die Friedhöfe von Darzau und Rebenstorf zeigen. Das sind zwar beides Frauenfriedhöfe und so könnte man behaupten, die wehrfähige Mannschaft habe das Land um 200 vollständig verlassen. Allein wenn nur Frauen zurückgeblieben sein sollen, dürfte es diesen schwer gefallen sein, sich ohne Hilfe von Männern mehr als hundert Jahre fortzupflanzen. Wir sind in diesem Falle also geradezu gezwungen, entgegen der üblichen archäologischen Methode auf die Zukunft zu erweisen, die uns die Entdeckung

der fehlenden Männerfriedhöfe des 3. und 4. Jahrhunderts im Bardengau noch bescheren muß.

Aus der Geschichtsüberlieferung wissen wir, daß die bisher unter Herzögen stehenden Langobarden unter ihrem ersten König Agelmund auf die Wanderschaft gingen. Nach freilich nicht ganz sicher bezugter Nachricht sollen sie dabei schließlich nach Böhmen gelangt sein. Es ist weder geschichtlich überliefert, noch bisher archäologisch sicher zu erweisen, wann sie in Böhmen eintrafen. Zunächst vielmehr besetzten sie, als die Lemovier (Wölfinge) im Gefolge der Goten nach Südrußland abgewandert waren, im 4. Jahrhundert deren pommersches Küstengebiet (Scoringa) und wandten sich dann nach dem ehemaligen Lande der Burgunden (Posen) und nach Schlesien. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts hatten sie, wahrscheinlich oder richtiger „vielleicht“ mit Unterstützung von Goten, schwere, aber schließlich siegreiche Kämpfe mit den Hunnen zu bestehen. Es geschah das nach der nordischen Hervarasage im Weichselwalde am Nordfuß der Karpathen (Harvadafjöll) und auf einer Ebene Dúnheidr am Westfortsatz der Karpathen, dem Gesenke (Jósurfjöll — slawisch Jasenik: dieser Name ist eine slawische Übersetzung des altgermanischen Astiburgion „Eschengebirge“). Die gotischen Bundesgenossen werden schwerlich die abgelegenen, samländischen Goten gewesen sein, wie die nordische Sage es will, noch weniger südrussische Ostgoten, sondern wohl die von Beninger jetzt in klare Beleuchtung gerückte Westgotenabteilung, die in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts an der mittleren Donau, in Niederösterreich, Mähren und bis nach Böhmen hinein, archäologisch nachzuweisen ist.

Im Jahre 488 wurde das seit dem Untergange des Hunnenreichs von den Rugiern besetzte Gebiet Niederösterreichs und Mährens, das sog. Rugiland, infolge der Vernichtung des rugischen Reichs und Volks durch Odowakar herrenlos und ging nun in den Besitz der Langobarden über. Hier nahmen sie das arianische Christentum an, gerieten aber nach wenigen Jahren unter die Botmäßigkeit des Herulerstammes, der sich nach dem Untergang der Hunnenherrschaft am Südfuße der Karpathen zwischen March und Lipel ansässig gemacht hatte. Infolgedessen wanderten sie in das Tiefland zwischen Donau und Theiß, das jetzige Alföld, bei den Langobarden Feld genannt. Hier erstarkten sie jedoch so, daß sie unter König Totto 508 das Herulerreich zerstören konnten. Tottos Nachfolger Wacho (510—540) unterwarf nicht nur die Reste der in Nordungarn zurückgebliebenen Sweben-Quaden, deren Hauptstamm im Verein mit den Wandalen längst nach Spanien abgewandert war, sondern dehnte seine Herrschaft über Mähren und Böhmen aus. Seine Bundesgenossenschaft wurde von seinen Nach-

barn, Thüringern, Franken und Gepiden, durch Heiraten im Königshause und 539 sogar von dem Ostgotenkönig Witigis angestrebt. Unter König Audoin (547—560) verlassen sie 548 Böhmen und Mähren und gehen über die Donau in das von den Ostgoten längst geräumte Pannonien (Westungarn). Sein Sohn Alboin vernichtete im Bunde mit den Awaren das Gepidenreich in Ungarn und führte 568 sein Volk über die Alpen nach Oberitalien. Als Alboin 572 ermordet wurde, hatte die Langobardenherrschaft die Apenninen schon überschritten und das Gebiet der späteren Herzogtümer Spoleto und Benevent sich angegliedert.

Was sagen nun die archäologischen Verhältnisse über die Zeit von der Abwanderung der Langobarden aus ihrem Lande an der Niederelbe bis zur Eroberung Italiens aus? Gegen 400 nach Chr. ist eine Bewegung von Teilen der an Mittel- oder Niederelbe angefessenen Erminonenstämme die Elbe und Saale aufwärts nach Thüringen zu beobachten, wie wir dies schon in dem Kapitel über die Zeit der Völkerwanderung erfahren haben (S. 152). Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß hierbei Langobarden beteiligt waren. Viel weniger deutlich ist ein gleichzeitiger Zug einer solchen Stammesabteilung nach Böhmen, den man neuerdings hat erkennen wollen. Selbst wenn man wagen sollte, hier an eine Beteiligung von Langobarden zu denken, so könnte doch nur ein recht unbedeutender Volksplitter in Frage kommen. Denn die Wanderung des Hauptteils der Langobarden ging eben zunächst nach Ostdeutschland bis Schlesien, dann nach Niederösterreich, „Feld“ (Alföld), und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Mähren und Böhmen, um 548 nach Pannonien.

Wir müssen also in den letztgenannten Gegenden des ehemaligen Österreich-Ungarns nach archäologisch faßbaren Spuren der Langobarden um 500 und im 6. Jahrhundert suchen.

Vorweg sei bemerkt, daß 1930 in Neu-Kuppersdorf, Bezirk Laa a. d. Thaya, Niederösterreich, 20 Gräber des 6. Jahrhunderts aufgedeckt worden sind, die samt gleichartigen ebenfalls noch unveröffentlichten Funden aus Hollabrunn in Niederösterreich, Nikitsch im Burgenlande, Krainsburg a. d. Sau in Krain und aus Böhmen von dem Wiener Forscher Beninger für eine archäologische Hinterlassenschaft der Langobarden in Anspruch genommen werden. Hier muß erst die Veröffentlichung der Funde abgewartet werden. Gehen wir zum Ersatz dessen in die Betrachtung von Einzelheiten, so bietet sich wegen des Reichtums ihrer Verzierung und wegen ihrer raschen Formentwicklung als bester Leitfaden wieder die Fibel. Die große Mehrzahl aller Langobardenfibeln gehört zu der uns aus Deutschland



bereits bekannten Art mit halbrunder Kopfplatte und ovaler Fußplatte, die bei den Langobarden übrigens nur in Frauengräbern vorkommt. Aus Deutschland mitgebracht haben die Langobarden einige für diese Sibel kennzeichnenden Eigenheiten, so die dichte Besetzung der Kopfplatte mit Knöpfen, die Anordnung dieser Knöpfe in zwei gleichmittigen Halbkreisen übereinander, die Ansetzung zweier Lappen am Oberende und oft auch noch am Unterende der Fußplatte, endlich die besondere Art des an der Fußspitze angebrachten Tierkopfes, der durch die Größe der weit geöffneten, glänzenden Augen und den nach oben gerichteten Blick ein grimmiges Aussehen erhält. Auf ihrer älteren Stufe zeigen diese Sibel, die von den Langobarden entweder aus Mitteleuropa nach Italien mitgenommen oder alsbald nach ihrem Einbruch in Italien hergestellt worden sind, als Umsäumung der Kopfplatte vollrunde Knöpfe in doppelter Halbbogenanordnung, auf der Kopf- und der Fußplatte entweder Rankenornament oder Kerbschnitt oder Tierstil I, bisweilen auf der Kopfplatte schon Stil I, doch auf der Fußplatte noch Kerbschnitt.

Derartige Sibel mit Rankenornament, aber noch nicht voll ausgebildeter Zweizonigkeit der Kopfplattenknöpfe, die in die Zeit von 500—550 zu setzen sind, fanden sich zu Weimar, Podbaba bei Prag, Ulm und Belfort, an letzteren beiden Orten offenbar als Einfußstück von Osten her anzusehen.

Volle Zweizonigkeit der Knöpfe nebst Rankenzier besitzt eine Sibel aus Wurmlingen in Württemberg, die schon im Kapitel „Völkerwanderungszeit“ vorgeführt worden ist (Abb. 133), während ein Stück aus Schwarz, Bez. Dup in Nordböhmen, Zweizonigkeit, Tierstil I auf der Kopfplatte und Kerbschnitt auf der Fußplatte aufweist. Diese beiden Sibel dürften um 550 anzusetzen sein, desgleichen zwei der Schwazer entsprechende aus Cividale, Prov. Udine, und aus Ravenna, letztere beiden vielleicht aus Pannonien mitgebracht. In die gleiche Zeit fallen 2 Stücke aus Pattersdorf (Bezenye), Bez. Wieselburg im österreichischen Burgenlande (Pannonien) und aus Castel Trofino, dem großen umbrischen Langobardenfriedhof, die ausschließlich Kerbschnittzier aufweisen. Desgleichen stammt aus dem alten Pannonien, nämlich aus Kesthely am Plattensee, Kom. Zala, eine Sibel mit entarteter Rankenzier. Wohlausgebildete Rankenzier dagegen besitzt ein goldplattiertes Bronzesibelpaar, das nebst einem kleinen Kerbschnittverzierten Bronzebeschlag (vgl. Abb. 358), einer kleinen Bronzeschnalle, einem Ton- und einem Glaswirbel in einem weiblichen Skelettgrabe von Dresden-Nickern (Abb. 358) zum Vorschein kam. Auch die beiden letztgenannten Stücke gehören in die Zeit um 550.

Aus dieser Zeit muß auch eine Sibel aus Cividale herrühren, die auf der Kopfplatte Ranken, auf der Fußplatte Kerbschnitt zeigt und deren vollrunde Knöpfe nach südwestdeutscher Art ganz zusammengefloßen sind. Dieselbe Art Knöpfe erscheint bei einer Sibel aus San Giovanni in Cividale, die eine rechteckige Kopfplatte und überall Kerbschnittzier besitzt und ganz einer Sibel aus Wümlingen in Württemberg entspricht (etwa um 570). Endlich ist noch eine Sibel, ebenfalls aus San Giovanni in Cividale, zu nennen, die der Schlufstufte der „Thüringer“ Sibel angehört, d. h. der Sibel, deren Kopfplatte aus zwei einander zugekehrten Adlerköpfen entstanden ist (vgl. Abb. 176) und reich mit flachgeschliffenen Granaten belegt ist. Ein ganz ähnliches Stück kommt in Schrezheim, Bayrisch-Schwaben, vor.

Wir sehen also, daß es unter den eigentlichen Langobardensibeln Italiens, d. h. denen mit Ovalfuß und halbrunder Kopfplatte, die Zoneneinteilung ihrer Knöpfe besitzt — nur die beiden zuletzt angeführten Stücke besitzen eine Kopfplatte abweichender Form —, eine größere Anzahl gibt, die kurze Zeit vor dem Übergang der Langobarden nach Italien hergestellt sind und ihre Entsprechungen teils in Thüringen (2), Freistaat Sachsen (2), Nordböhmen (2), Westungarn (Pannonien: 2) haben. Die Funde bestätigen also, was wir über den Aufenthalt des Volkes in Böhmen, sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen, die das langobardische mit dem thüringischen Königsgeschlecht verbanden, und schließlich die kürzere Siedelung in Westungarn aus den Geschichtsquellen wissen. Ungeklärt bleiben nur die durch mehrere Funde ebenfalls bezeugten Beziehungen zum Alemannenstamme, worüber die Geschichtsquellen nichts berichten. Wir wissen nur von näheren Beziehungen der Langobarden zu den Baiern, die aber erst ins Ende des 6. Jahrhunderts fallen. Doch könnte man an Einflüsse des um 553 unter den Herzögen Leuthari und Butelin nach Italien gegen Narses gezogenen alemannischen Heeres denken (s. oben S. 179).

Nur gibt es bei den Langobarden noch eine andere Gruppe mitteleuropäischer Sibeln, die aber in Italien nur als Fremdlinge angesehen werden können. Es sind das sieben Vertreter der deutschen Art der Sibeln mit abwärts beißenden Tierköpfen am oberen Ansatze der Fußplatte (vgl. Abb. 137), die im östlichen Italien erscheinen und teils noch gut ausgebildete, teils schon verflachte Rankenzier besitzen. Sie stammen aus der Mitte des 6. Jahrhunderts oder wenig später und dürften zu Beginn der langobardischen Zeit nach Italien gebracht worden sein. Da sie in Mitteleuropa aber hauptsächlich in Südwestdeutschland und im Rheingebiet erscheinen, sonst nur noch in drei Fällen im nordöstlichen Thüringen (Saalegebiet) und einem zu Podbaba bei

Prag, dies ist das am weitesten östliche Vorkommen, so lassen sich stammliche Beziehungen hieraus kaum erschließen, es sei denn, daß man gerade auf die erwähnten thüringischen Fälle sich versteift und diese den bis zur Unstrut reichenden Sachsen gutschreibt, von denen ja eine starke Abteilung den Langobarden auf ihrem Wege nach Italien sich anschloß. Ebensovienig aus dem einmaligen Vorkommen einer Sibel mit schmalem Tierkopffuß, Ranken- und Stufenornament, halbrunder Kopfplatte mit Zonenknöpfen, sowie langobardischem grimmi-gen Tierkopf am Fuß, die aus Nordendorf stammt und bereits in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts fällt.

In diese etwas spätere Zeit gehört auch noch eine Sibel mit rechteckiger Kopfplatte und reiner Flechtbandverzierung. Sie verdient hier Erwähnung, weil sie, wie eine der oben genannten der Zeit um 550, aus Pannonien und zwar aus Kesthely stammt (Abb. 359).

Hier ist der Ort, eine Sibel aus Montale, Prov. Modena, zu erwähnen, ein Prachtstück mit rechteckiger Kopfplatte, vollrunden Knöpfen, Tierornament in entartetem Stil I auf der Kopfplatte und Bandschlingen auf der Fußplatte. Genauest entsprechende Stücke kommen in Mitteleuropa dreimal vor, in Ostpreußen (Abb. 126), Thüringen und Rheinheffen, so daß man glauben kann, alle vier Stücke stammten von demselben Künstler her. Außerdem gibt es noch ein sehr ähnliches Stück aus Engers a. Rh., eine Runensibel.

Alles in allem sehen wir, daß die Langobarden die Formen ihres Kunstgewerbes aus Mitteleuropa nach Italien bringen. Wie verhalten sich diese nun zu der infolge des ruhmvollen, aber tragischen Untergangs des Ostgotenvolks zwischen 553 und 563 rasch absterbenden, aber in einigen Spuren doch noch bis auf unsere Tage erhaltenen Kunst der Ostgoten in frühester langobardischer Zeit?

Wir haben bereits im Kapitel über die Zeit der Völkerwanderung (S. 138) ausgeführt, daß die hauptsächlichste Sibel der Ostgoten in Italien die von mir „gepidisch“ genannte Art ist, deren Hauptkennzeichen neben der halbrunden Kopfplatte in dem scharf umrissenen rautenförmigen, an den Ecken durch granatgeschmückte Kundeln verzierten Fußteil besteht, der durch einen Tierkopf abgeschlossen wird. Verziert sind Kopf- und Fußplatte mit wohlgebildeter, später mit mehr aufgelöster Kante, zuletzt zuweilen mit einem schmalen Zweifadenflechtband. Diese Sibelart ist so lebenskräftig, daß sie sich, wenigstens für kurze Zeit, noch unter der Langobardenherrschaft zu halten vermag. Doch ist nun das Rankenmotiv verschwunden und statt dessen das langobardische Stufenmotiv getreten; es fehlt auch die Rankzier, die krummschnäbeligen Vogelköpfe. Eintreten ist eine reiche Aus-

schmückung mit flach geschnittenen Granaten, eine Vielzahl tierkopfförmiger Knöpfe um die Kopfplatte herum und der „grimmige“ Tierkopf am Fußende: alles nach langobardischer Art. Von derartigen Sibeln, die wegen der tierkopfförmigen Knopfform erst aus dem Ende des 6. Jahrhunderts stammen können, kennen wir sechs Stück aus langobardischen Gräbern. Abb. 361 zeigt ein solches aus Imola, Prov. Bologna.

Eine andere Nachwirkung gotischer Kunstübung weisen zwei Sibeln aus Ravenna und Chiusi auf. Langobardisch sind hier die Doppelzonigkeit der Kopfplattenknöpfe, das Stufenornament des Bügels und das gegitterte Kerbschnittmuster der Fußplatte; gotisch aber die Rankenzier der Kopfplatte und die beiden einander zugekehrten krummschnäbeligen Vogelköpfe mit großen Granataugen, die am Fußende angebracht sind.

Endlich kan man noch 2 kleine Bronzeschnallen mit ovalem Rahmen und mit nach gotischer Art stark verdickter und gerade abgeschnittener Dornbasis nennen, die sich in den langobardischen Friedhöfen von Testona und Nocera Umbra gefunden haben.

Damit ist aber das Fortleben gotischen Einflusses für die frühe Langobardenzeit erschöpft. Im übrigen gehen, wie die gotischen Formen mit Südrussland, den Donauländern und dem Frankenland übereinstimmen, so die langobardischen Hand in Hand mit Mitteleuropa östlich des Rheins, z. T. noch Rheinfranken, und weiterhin mit Skandinavien. Das Rankenornament hat jetzt ausgespielt und wird zuerst noch durch Kerbschnitt, besonders aber durch Flechtband und Tierornament ersetzt.

Das ist der Fall bei den jüngeren langobardischen Sibeln mit ovalem Fuß, die durchweg tierkopfförmige Knöpfe an der Kopfplatte haben und auf Kopfplatte, Bügel und Fußplatte zunächst mit Verzierung in Tierstil I bedeckt sind. Der Höhepunkt dieser ersten Stufe jüngerer Langobardensibeln wird durch das Prachtstück einer Silbersibel von Cividale bezeichnet (Abb. 360). Auf Kopfplatte, Bügel und Fußplatte erkennt man hier die beiden deutlich ausgebildeten Tiere, und der untere Tierkopf hat ein kräftigeres Aussehen erhalten. Um 600 setzen sich an den Rand der Fußplatte oben, oft auch nach unten, zwei längliche Lappen an, die sich bald in hängende Tierköpfe von Stil II umwandeln, worauf schließlich im 7. Jahrhundert die ganze Fläche des Schmuckstücks mit Verzierung in Tierstil II oder in Flechtband bedeckt wird.

Den Höhepunkt dieser letzten Stufe stellt eine vergoldete, mit reicher Nielloeinlage versehene Sibel des Britischen Museums dar, von der man nur weiß, daß sie aus Toskana stammt (Abb. 362). Es ist eine Prachtsibel aus der Zeit um 600 oder bald danach.

Außer den besprochenen großen Sibeln tragen die langobardischen Frauen auch goldene Rundfibeln, die durch flache Granaten in dichter Zellenfassung und mitunter gleichzeitig durch Filigran geschmückt sind. Das aus Mitteleuropa mitgebrachte Filigran besteht selten aus festgelöteten Körnern, meist aus geperlten oder quergestrichelten Drähten. Bei einer Anzahl von Rundfibeln ist die Mitte oder Oberseite durch einen wulstartigen Ring abgeteilt.

Eine dritte Art von Sibeln sind die aus den nordfränkischen Landen und aus Süddeutschland bekannten, meist aus Silber, seltener aus Bronze hergestellten S-förmigen. Sie haben oft Adlerköpfe mit



Abb. 365.  $\frac{1}{1}$ . Fundort? Gold  
(nach Sempel).

Abb. 366.  $\frac{1}{1}$ . Dos di Trento. Gold  
(nach Sempel).

großen Granatenaugen, die keine Einfassung zeigen (Abb. 363), zuweilen aber auch in Stil II gestaltet sind. Ihr Körper ist meist mit flachen Granaten oder in Ermangelung solcher mit rotem Glas bedeckt.

Diesen aus Edelmetall gefertigten kunstvollen Sibeln der Frauen stehen in den Männergräbern nur schmucklose Stücke aus Bronze in der Form der sog. gleicharmigen Sibeln gegenüber, in deren rechteckige oder trapezoide Endplatten höchstens kleine Kreise mit Mittelpunkt als einzige Zier eingepunzt sind (Abb. 364).

Eine bei Beschreibung des Wittislinger Fundes (Abb. 296, Nr. 8 bis 10) bereits mitgeteilte Eigenheit der Langobarden ist es, ihren vornehmeren Toten, sowohl Männern wie Frauen, ein meist gleicharmiges Kreuz aus Blattgold zum Aufnähen auf das Gewand in das Grab mitzugeben (vgl. Abb. 296, Nr. 8—10). Wir kennen aus Italien mehr als 150 solcher Schmuckstücke, die meist gar nicht oder nur ein-

fach verziert sind, selten mit Bandgeflecht oder mit Tierornament oder mit beiden zugleich, wobei Tierstil I den Tierstil II bei weitem überwiegt. Solche Kreuze leben bis weit ins 8. Jahrhundert hinein. Eine geringere Zahl, im ganzen neun, ist auch nach Südwestdeutschland ins Alemannengebiet ausgeführt worden.

Eigenartig und reizvoll zugleich ist der Ohrschmuck langobardischer Frauen. Niemals erscheinen bei ihnen die gotischen und gotisch-fränkischen Ohringe mit Polyederknopf, sondern goldene glatte Ringe, die in ein halbkugeliges Körbchen mit Deckel auslaufen, ausgeführt in durchbrochener Filigranarbeit (Abb. 365, 366, 367). Ich kenne



Abb. 367.  $\frac{1}{1}$ . Tgls bei Innsbruck.  
Silber mit Glaskügelchen  
(nach Wieser).



Abb. 368.  $\frac{1}{1}$ . Cividale in Friaul,  
Italien. Riemenkreuzbeschlag. Bronze und  
Silber (nach Salin-Aberg).

nur einen Fall, daß ein Körbchenohrring ausgeführt worden ist: ein solcher fand sich in dem großen fränkischen Friedhof von Marchélepot, Dep. Somme.

Die größeren Schnallen mit ovalem Rahmen, meist nur schwach entwickeltem Schilddorn und den meist freien Beschlägen in Form langgezogener Dreiecke mit drei großen Nietköpfen entsprechen im ganzen den mitteleuropäischen Stücken, ohne jedoch die Größe und Pracht der letzteren zu erreichen.

Die Riemenzungen, die teils U-förmig, teils mehr mit Lanzettende gestaltet sind, entsprechen nicht voll dem aus Süddeutschland (vgl. Abb. 306) und aus Vendel bekannten Typus. Riemenkreuzbeschläge mit Tierstil II (Abb. 368) und Beschläge in Form eines gekrümmten Vogels (vgl. Abb. 143), beide vom Vendeltypus, erscheinen auch nur je zweimal; zahlreich dagegen die länglichen rechteckigen

Riemenbeschläge (vgl. Abb. 299, 344) mit Menschen- oder Tierköpfen oder mit ganzen Tieren in Stil II.

An Glasgefäßen erscheinen, wie auch in Mitteleuropa (vgl. Abb. 159), zuweilen schöne Trinkhorner.

Die Silbertauschierung auf Eisen bezeichnet bei den Langobarden, wie in Mitteleuropa, die Schlussstufe rein germanischer Kunstübung; ihre Hauptzeit ist die der Herrschaft des Tierstils II, also das 7. Jahrhundert. Die Verzierung ist teils rein geometrisch, Punktreihen, Striche, Spiralen, teils Flechtband und reiner oder schon aufgelöster Tierstil II. Angewendet wird die Tauschierung bei Schilddornschnallen mit länglichem Beschlag, U-förmigen gespaltenen Riemenzungen und rechteckigen oder rautenförmigen Gurtelbeschlagen.

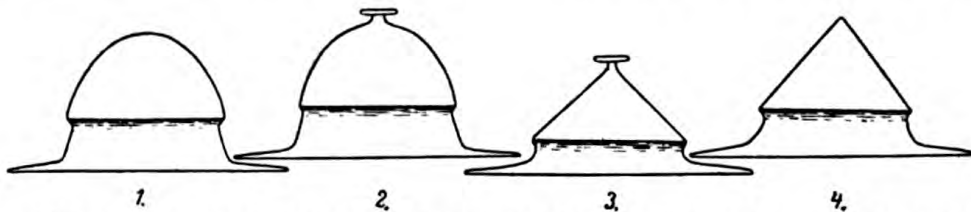


Abb. 369. Langobardische Schildbuckel. Eisen. Schematische Darstellung (nach Aberg).

Was die Waffen angeht, so unterscheiden sich die Spathen mit kleinem dreieckigem, unverzierten Knaufl nicht von den mitteleuropäischen. 3. T. sind sie jedoch reich verziert, so besonders die drei in Italien gefundenen Ringschwerter, deren Knaufe Griffstangen und Scheidmundeblech teils mit Granaten in goldener Zellenfassung, teils mit Goldfiligran bedeckt sind.

Die Formen der Schildbuckel gleichen zum Teil völlig den mitteleuropäischen, namentlich die auf der Kuppe mit einer Knopfscheibe gekrönten (Abb. 368, Nr. 2, 3; vgl. Abb. 149, 151). Die gewöhnlichste Form ist indes die unter Abb. 369 als Nr. 1 dargestellte, die in der mitteleuropäischen Form von Abb. 152 gleichfalls ihr Gegenstück hat. Die langobardischen Schildbuckel sind oft sehr geschmackvoll verziert mit großen, runden, flachen, am Rande schräg geschnittenen, seltener halbkugeligen Nietköpfen aus Bronze, die oft stark vergoldet und mit eingestempelten Mustern geschmückt sind (Abb. 370). Die Schildbuckel von der Art Nr. 1 sind bisweilen von einem bronzenen Kuppenbeschlag bekrönt, der entweder aus drei krummschnäbeligen Tierköpfen in Triskeleform besteht, die durch eingestanzte Dreiecke mit erhabenen Punkten oder Kreisen verziert sind, oder aus vier herablaufenden Lappen von der Art, wie sie in Abb. 371 dargestellt ist.

Daß die Prunkhelme der Fürsten von der Art des Gammertinger Spangenhelms (vgl. Abb. 307) noch bis in die Zeit der Langobarden fortleben, beweist eine im Bargello-Museum zu Florenz befindliche goldplattierte Kupferplatte, die wahrscheinlich den vorderen Teil des Stirnbandes eines solchen Helmes gebildet hat (Abb. 372). Sie stammt aus den Ruinen eines Kastels im Val di Nievole und zeigt in roher Treibarbeit ein Relief, das eine nach byzantinischem Hofzeremoniell eingerichtete Huldigung für den König Agilulf († 615) darstellt. Zu

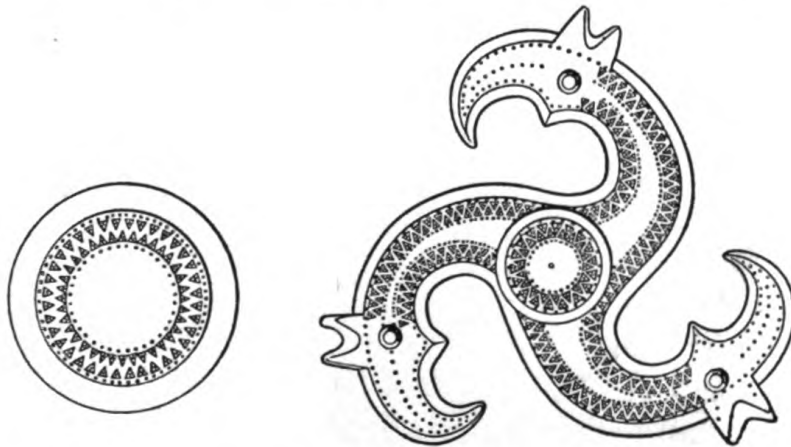


Abb. 370. Castel Trofino. Bronzene Schildkuppenbeschläge (nach Mengarelli).

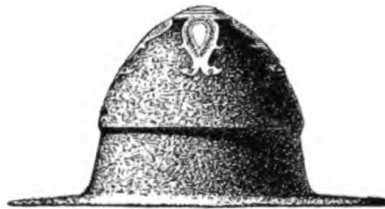


Abb. 371.  $\frac{1}{4}$ . Milzanello, Prov. Brescia. Auf der Kuppe ein vierlappiger Bronzebeschlag (nach Salin).

beiden Seiten des auf dem Thron sitzenden Königs, neben dessen Haupte sein Name eingezeichnet ist, steht ein Leibwächter im Schuppenpanzer mit Schild, Lanze und einem Spangenhelm, dessen Spangen, Wangenklappen und Federbusch erkennbar sind. Weiterhin folgen zu beiden Seiten je eine Viktoria und zwei huldigende Männer.

Kurz hingewiesen sei nur noch auf einen durch Überfülle von goldenem Schmuck und besonders von goldenen Waffen, worunter sich sogar eine goldene Lanzenspize (!) befindet, schon auf den ersten Blick befremdenden Fund aus dem angeblichen Grabe eines langobardischen



Großen „in Italien“ der Zeit um 600, der 1930 auf einer Ausstellung frühmittelalterlicher Kunst des Burlington Fine Arts Clubs in London zu sehen war. Unter den Gegenständen fallen besonders auf eine halbkugelige eiserne Helmhaube mit einem Gerüst goldener Spangenzbänder, das große Ähnlichkeit hat mit dem Bändergerüst der am Thorsberger Helm angenieteten Silberkappe; ferner eine Prachtschnalle in reinstem Gotenstil, übereinstimmend mit derjenigen unserer Abb. 121 und noch genauer mit einer gotischen Schnalle von Spoleto, Prov. Perugia; drittens ein Halschmuck, bestehend aus sechs geschweiften, mit Treib-



Abb. 372. Val di Nievole. Goldplattierte Kupferplatte vom Stirnreifen eines Spangenhelms: Suldigung für König Agilulf († 615). Bargello zu Florenz.

arbeit und roter Emailleinlage geschmückten, rechteckigen Goldplatten, deren mittlere und größte einen Abklatsch der Suldigungsszene des Bargello-Stirnreifens darstellt. Die letzterwähnte Tatsache, um derentwillen ich hier den „Sund“ nur erwähne, zeigt, daß hier eine Fälschung vorliegt, und macht allein schon den ganzen „Sund“ verdächtig.

Es bleibt noch übrig, eine Gruppe langobardischer Altertümer zu besprechen, die byzantinische Arbeiten sind. Sie treten in den Gräberfeldern von Castel Trofino und Nocera zahlreich auf, doch erst im Laufe des 7. Jahrhunderts und hauptsächlich in Männergräbern. Sie üben keinerlei Einfluß auf die altgermanisch langobardische Kunstweise aus. Die byzantinische Ornamentik, die tief eingeschnittene geometrische Muster oder stark stilisierte Pflanzen aufweist, findet sich be-

sonders auf Schnallen und Riemenzungen sowie Griffen und Scheidenbeschlägen der spärlich vertretenen besonderen Art orientalischer Dolche, die durch U-förmigen Knauf und gleichgestaltetes Ortband, sowie durch einen eigentümlichen nach außen geschweiften oberen Scheidenbeschlag gekennzeichnet werden.

Die Hauptgruppe byzantinischer Schnallen ist meist wenig oder gar nicht, zuweilen mit naturalistischem Blattornament verziert. Sie besitzt festen Rahmen, schmalen rundlichen an der Spitze abgerundeten Dorn und kurze abgerundete, bisweilen auch U-förmige Beschläge. Eine besondere Abart mit beweglichem Rahmen, sowie mit zwei beiderseits vorspringenden Lappen und einem vorderen Knopf auf dem Beschlage kommt auch bei den Westgoten in Spanien vor, die im 7. Jahr-

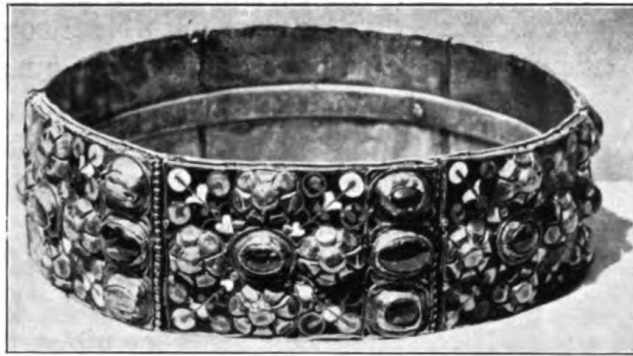


Abb. 373. Monza, Domschatz. Sog. „Eiserne Krone“.  
Eisen, Gold und Email. Um 900 n. Chr.

hundert mancherlei Einflüsse von dem langobardischen Italien her erhalten. Doch ist das westgotische Ziermuster der Beschläge hier abweichend: gewöhnlich besteht es aus Blattranken, deren aufgerollte Zipfel zu krummschnäbeligen Vogelköpfen, anscheinend von Pfauen, umgewandelt worden sind.

In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts treffen wir bei den Langobarden häufig auch byzantinische Riemenzungen an. Ihre gleichmäßig breite, am unteren Ende abgerundete Gestalt entspricht völlig der germanischen. Doch sind sie hohl gearbeitet, an den Enden gespalten, und ihre Ornamentik ist rein byzantinisch. Sie besteht aus aufgerollten Zipfeln, Ranken, Medaillons, eingravierten Delphinen und herzförmigen Durchbrüchen. In Spanien erscheinen keine byzantinischen Riemenzungen.

Großenteils byzantinische Arbeiten dürften auch die Weihgaben sein, welche die Langobardenkönigin Theudelinde († 625), die Gemahlin König Agilulfs, der 595 von ihr erbauten St.-Johannes-

Baptista-Kathedrale zu Monza weihte, an deren Stelle später der heutige Dom trat. Eines dieser Kunstwerke, die berühmte goldene Henne, haben wir schon oben bei Vorführung des Gotenschatzes von Pietroassa besprochen und abgebildet (S. 118, Abb. 114). Andere hierhergehörige bekannte Stücke des Monzaer Domschatzes sind die goldene Fächerkapsel und der goldene mit Filigran und eingelegten Steinen reichst verzierte Kamm der Theudelinde. Dagegen gehört nicht hierzu die auch im Domschatz zu Monza befindliche sog. „Eiserne Krone“ der Langobarden. Sie besteht aus sechs an Scharnieren beweglichen goldenen Hauptbändern, die durch sechs senkrechte Goldstreifen voneinander getrennt werden. Die Bänder sind teils getrieben, teils geschmelzte Arbeit; auf dem Goldblech befindet sich Blattornament und ein mittlerer Edelstein. Die senkrechten Streifen sind durch Rubine, Amethyste, Saphire verziert. Im Innern wird die Krone durch einen angeblich aus einem Nagel Christi geschmiedeten schmalen Eisenreif zusammengehalten, der ihr die Bezeichnung als „eisern“ einbrachte. Dieses Stück (Abb. 372), das erst von dem langobardisch-italienischen Könige Berengar I († 924) gestiftet worden ist, hat in seinem üppigen Schmuck wenig Altgermanisches mehr an sich.

Für langobardische Arbeit dagegen möchte ich die prächtigen Buchdeckel des Evangeliiars der Königin Theudelinde halten, die sich auch im Domschatze zu Monza befinden, trotz der vielen hochgewölbten Steine, Saphire, Smaragde, antiken Kameen und Perlen, die ein gleicharmiges Kreuz mit verbreiterten Armenden bilden. Germanisch erscheint hier die neuartige Umrandung in Zelleneinlage, die sich auch auf den vier aufgelegten Winkelbändern befindet. Die mit dem Sternornament gefüllten Kreise sind von zartester Kunstfertigkeit, wie eine zerbrechliche Stickerei auf Goldgrund, und erinnern an ähnliche ineinander geflochtene Kreise als Goldzellen für Granateinlage, wie sie bei den Goten in Kertsch schon im 4. Jahrhundert vorkommen, desgleichen am oberen und unteren Rande der Goldkrone des Westgotenkönigs Reccesvinth (vgl. S. 347), endlich auch am Mundblech der Scheide des Schwertes von Sérebrianges, Dep. Marne (Abb. 324).

Langobardische Arbeit dürfte auch die einfachere Krone der Theudelinde sein, die in Abb. 374 wiedergegeben worden ist. Angehängt ist hier ein Goldkreuz ihres Gemahls, des Königs Agilulf, das ursprünglich zu einer kostbaren Motivkrone gehört hat, an der Christus und die Apostel in getriebener Arbeit dargestellt worden waren. Diese Krone ist in den französischen Revolutionskämpfen gemäß der bei den Franzosen damals üblichen Weise des Kunstraubes nach Paris verschleppt und dort 1804 gestohlen und vernichtet worden.

Die Motivkronen und das Kreuz werden hier besonders erwähnt, um auch in diesem Punkte den Einfluß zu zeigen, den Italien im 7. Jahrhundert auf Spanien ausübte, wo ja noch viel prächtigere Motivkronen mit angehängten Kreuzen von den westgotischen Königen ihrer Hofkirche in Toledo geweiht worden sind (vgl. den Abschnitt über die Westgoten).

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, als der rechtgläubige Katholizismus zur Alleinherrschaft gelangte und eine rechtliche Gleichstellung der Römer mit den Langobarden, sowie auch sonst eine starke Annäherung beider Völker eintrat, verschwinden — wohl nicht ohne Zusammenhang mit diesen neuen Verhältnissen — die germanischen Kleinaltertümer der Metallkunst in Italien. Doch nicht die gesamte germanische Kunstübung.

So wie trotz des Sturzes des langobardischen Königtums mit der Absetzung des letzten Königs Desiderius durch den Frankenkönig Karl (774) die langobardischen Staatseinrichtungen, besonders das langobardische Recht, unverändert fortbestehen und der Frankenkönig das langobardische Italien seinem Reiche nicht einverleibte, sondern nur eine Personalunion zwischen beiden Ländern herstellte, so lebt auch germanisch-langobardischer Kunstgeist nach dem 7. Jahrhundert noch Jahrhunderte in der Baukunst Italiens fort. Die langobardische Bauornamentik wurde der Hauptbestandteil in der Kunst des fälschlich romanisch genannten Baustils, wie wir schon im Eingang des Kapitels, das der Kunst der Völkerwanderungszeit gewidmet ist, gehört haben.

Es würde zu weit führen, die langobardische Baukunst im ganzen wie an einzelnen Denkmälern hier vorzuführen. Aber wir wollen im nächsten Abschnitt wenigstens zeigen, wie eines der wichtigsten Motive langobardischer Ornamentik, das Flechtband, innerhalb dieser Baukunst sich gestaltete.

### Flechtband in der Baukunst

Hier müssen wir, bevor wir das Gebiet der Tierornamentik, soweit Mitteleuropa und Italien daran beteiligt sind, verlassen, nochmals auf



Abb. 374. Monza, Dom.  
Motivkrone der Königin  
Theudelinde mit neuerdings  
angehängtem Kreuz des  
Königs Agilulf.  
Um 600 n. Chr.

das Flechtband zurückkommen. Wir haben bisher nur seine Verwendung im Metallschmuck besprochen, jedoch schon auf die Rolle hingewiesen, die es auch in der Baukunst gespielt hat (S. 263). Die Langobarden verwendeten seit etwa 100 Jahren nach ihrer Einwanderung in Italien, d. h. seitdem unter den Nachfolgern des Königs Rotharis der Katholizismus über den Arianismus zum völligen Siege gelangt war, das Flechtband als Bedeckung gewisser Bauflächen, und zwar nur für christliche Zwecke, also im Innern der Kirchen. Am häufigsten geschah dies an den Marmorplatten, den Schranken, welche die Laienwelt von dem der Priesterschaft vorbehaltenen Heiligen, dem Raume vor dem Altare trennen. Sonst auch an Altären, Altarbaldachinen (Ciborien), Kanzeln, Bischofsstühlen, Taufbecken, Brunneneinfassungen, Türen, Fensterplatten und sehr häufig an den würfelförmigen Säulen- und Pfeilerkapitälern, die außerdem gern mit grotesken Tierfiguren geschmückt wurden. Was an diesem Ornament die Beschauer stets stark gefesselt hat, ist seine kraftvolle, mit viel Phantasie gemischte Artung, sein großer Reichtum an reizvollen Spielarten. Es ist ein Flachrelief, das seinen Ursprung aus der Holzschneidkunst deutlich an sich trägt. Es wird nie streng geometrisch ausgeführt, noch strebt es nach südeuropäischer Weise Symmetrie, Ruhe und Gleichgewichtszustand an, sondern zeigt das besondere germanische Kunstwollen, das Verlangen nach rhythmischer Bewegung (Eurhythmie) und subjektivem Gefühlsausdruck. Die „schweifende Einbildungskraft“, nicht die „anschauliche“, hat hier das Übergewicht. Neben dem gewöhnlich dreifeltener vier- bis sechssträhligen Riemenwerk erscheinen als Füllfiguren: Rosetten, Blätter, Ranken, Blumen, Trauben, und aus der altchristlichen Kunst entlehnt: der Weinstock, der aus der entarteten Palmette entstandene sog. Lebensbaum, die Taube und der Pfau als Sinnbilder der Reinheit und der Auferstehung.

Die Kunstforscher haben das langobardische Flechtband in der Baukunst, wie schon früher hervorgehoben wurde (S. 263), meist als entlehnt aus der Antike oder dem Orient angesehen, neuerdings teilweise auch als rein germanisch.

Wir hörten schon früher, daß die Langobarden eine Anzahl Bandmotive, wie das Zopfgeflecht und die Achterschleife, zweifellos aus Deutschland mitgebracht haben. Auf dem Boden Italiens spielt indes eine entscheidende Rolle das germanische Ornament der Kreuzschlinge, die auch Vierpaßschlinge genannt wird, und seine Verbindung mit dem orientalischen, besonders syrischen Muster des Kreisgeflechts (Abb. 375), das vom adriatischen Kulturkreise aufgenommen worden war. Dies Muster besteht aus einem Netz von zwei bis vier Kreisen, die

in ihren Achsen um die Länge eines Radius verschoben sind und einander überschneiden. In die Einzelkreise wird nun die langobardische Kreuzschlinge hineingesehen und erscheint jetzt als ein von einem Kreise durchflochtenes Liegekreuz lanzettförmiger Doppelschlingen (Abb. 376). Dieses Muster zeigt sich, obwohl noch ohne Kreis, schon auf einer Sibel aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Waiblingen (oben Abb. 289). Bei einer frühen Elfenbeinplastik in Durchbruch aus Monza (Abb. 377) ist noch eine magere Rankenbildung in das Muster eingefügt worden. An dem Beispiel aus Vienne (Abb. 378) sieht man die Umkehrung des Musters: es erscheinen nicht mehr waagerechte Bahnen

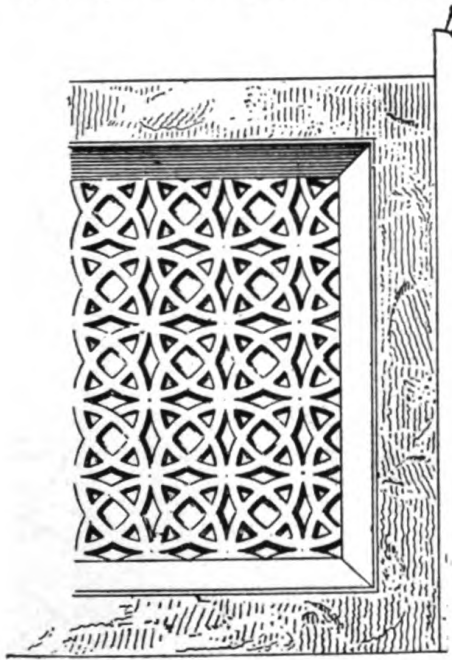


Abb. 375. Syrien.

(Nach M. de Vogué, Syrie centrale.)



Abb. 376. Miscamp (Südfrankreich)

verflochtener Kreise, sondern Bahnen von Kreuzschleifen mit eingeflochtenen Kreisen oder umgekehrt. Und nun kann ein solcher Streifen aus seiner Umgebung leicht herausgenommen werden: so entsteht daraus ein allgemein verbreitetes langobardisches Flechtmuster (Abb. 379, 380).

In allen Mustern waltet ein feines Gefühl für eine harmonische Verzierung kraftvollen Charakters. Eine reiche Phantasie schafft mit wenigen Motiven eine große Mannigfaltigkeit. Auch wo Motive und Formen entlehnt werden, hat diese Kunst die Kraft, sie in ihrem Geiste umzubilden und sich völlig einzuverleiben, so daß ein Bild einer ganz einheitlichen Ornamentik entsteht.

Als Beispiel für dieses Ornament diene neben den eben vorgeführten, mehr schematischen Ausschnitten eine Marmorplatte von der Brüstung einer Taufkapelle, die im Dome von Cividale in Friaul sich befindet. Die Kapelle ist ein Bau mit Schranken, auf denen Säulen stehen, die Rundbögen tragen. Sie stammt aus der Zeit König Luitprands, also um 740. Von den alten geschmückten Brüstungen sind nur noch zwei erhalten, die übrigen erneuert. Bei der einen (Abb. 381), die aus zwei Stücken besteht, findet sich links der Hauptteil einer reichen Rose, rechts

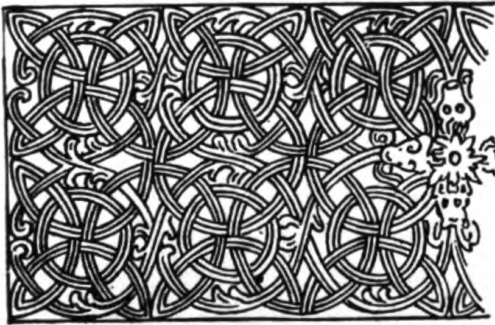


Abb. 377. Monza (Oberitalien).

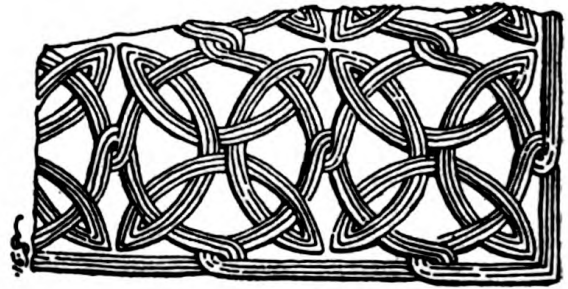


Abb. 378. Vienne (Südfrankreich).



Abb. 379. Granson (Schweiz).

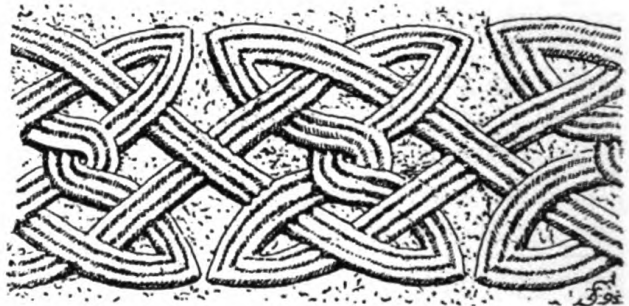


Abb. 380. Spalato (Jugoslawien)

(Abb. 377—380 nach E. U. Stüdelberg, Longobardische Plastik.)

vier Quadrätfelder, die von einer Art Zopfband eingeschlossen werden. Die beiden unteren Felder sind verstümmelt, die oberen enthalten die Sinnbilder der Evangelisten Lukas und Johannes, den geflügelten Stier und den Adler. Darüber läuft das zuletzt besprochene echt langobardische Flechtbandmuster.

Vermöge der ihm innewohnenden urwüchsigen Kraft hat sich dieser eigenartige, in sich abgeschlossene Stil des langobardischen Flechtbandes, der im 9. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht, in Italien, wenn auch zuletzt verroht, bis etwa 1000 nach Chr. und noch später gehalten. Seinen Ausgangspunkt bildet das älteste langobardische Gebiet, das

Herzogtum Friaul. Die schönsten und zahlreichsten Werke finden sich in Oberitalien (Cividale, Como, Aquileja), dann in den südlichen Herzogtümern Spoleto (Assisi) und Benevent, im südlichen Etrurien (Viterbo) und sogar in Rom.

Häufig angewendet wird das Flechtband dann im sog. romanischen und selbst noch im gotischen Stil. Ein Beispiel aus dem spätromanischen Stil bietet das köstliche „Schloß Tirol“ über Meran (Abb. 382). Hier ist die Eingangstüre zum Rittersaal, d. h. die erste Türe, die man



Abb. 381. Cividale in Friaul. Marmorschranke von der Brüstung der Taufkapelle im Dom. Mitte des 8. Jahrhunderts. Phot. U. Haupt.

durchschreiten muß, wenn man vom Schloßhof in den Palas will, von einem Bogensfeld überragt, dessen innerster Bogen mit dem drei-strähnigen langobardischen Flechtband gefüllt ist. Steigen wir über die Alpen, so haben wir ein gutes Beispiel von der obenerwähnten Art der langobardischen, mit Flechtband und grotesken Tieren geschmückten Würfelskapitale an einem solchen der Servatius- oder Schloßkirche zu Quedlinburg (Abb. 383 und 384).

### Die Westgoten in Spanien

Wir haben die Geschichte der Westgoten in ihren wechselnden Siedelungen im Kapitel „Völkerwanderungszeit“ bis in den Beginn des 6. Jahrhunderts verfolgt, als ihre Herrschaft nach der Niederlage



bei Douglé, die ihnen Chlodowech 507 beibrachte, in der Hauptsache auf Spanien mit der Hauptstadt Toledo eingeschränkt wurde. Hier konnten sie unter den tatkräftigen Königen Leowigild (seit 586), Rekkared I., Sisibut und Swinthila († 631), ihre äußere politische Macht zwar festigen und sogar ausbreiten, doch nahm die Entgermanisierung des Volkes, die sich schon in dem durch König Eurich festgesetzten gotischen Rechte stark bemerkbar gemacht hatte, durch den Aufschwung der Macht, den die katholische Kirche mehr und mehr, selbst unter den arianischen Westgoten gewann, immer größeren Umfang an. König Leo-



Abb. 382. Schloß Tirol über Meran. Bogen über der Tür, die vom Schloßhof in den Palas (Rittersaal) führt, mit Flechtbandornament. Nach Originalphotographie.

wigild ordnete die Aufhebung des Verbots der Ehen zwischen Goten und Römern an. Als nun schließlich Rekkared I. das katholische Bekenntnis zur Staatsreligion erhob, büßte die gotische Sprache durch Abschaffung der Bibel Wiflas ihren letzten Halt ein. Das Königtum verlor im Kampfe mit dem ihm trotz allem wegen des Rassen Gegensatzes immer weiter feindlich gesinnten Adel und Klerus schließlich jede Kraft, und so konnte das Reich im Jahre 711, ähnlich wie zweihundert Jahre früher das Wandalenreich, durch eine einzige Schlacht, in der die einbrechenden Araber Sieger blieben, dem Untergang geweiht werden. Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß den Arabern dieser Sieg durch den Landesverrat der in vielen reichen Gemeinden zusammengeschlossenen spanischen Juden wesentlich erleichtert wurde.

Von der Denkmäler-Hinterlassenschaft der Westgoten haben

wir bereits gehört, daß die geschmiedete Silberblechfibel (in Bronze) der ersten und zweiten Stufe, d. h. der glatten Art und der mit Kerbschnitt verzierten Art (vgl. Abb. 104, 106), bei ihnen eine große Rolle spielte, während die um 480 einsetzende dritte Stufe, die gegossene, mit Spiralranken verzierte Silberblechfibel (vgl. Abb. 107), bei ihnen schon fehlt. Wir hörten auch schon, daß die großen, prachtvollen, mit Granaten besetzten Adlerfibeln, bei denen die Adlerflügel ausgebreitet vom Körper abstehen (vgl. Abb. 130), in sieben von elf Fällen auch bei den spanischen und südwestfranzösischen Westgoten vertreten sind. Schon aus diesen wenigen Tatsachen erkennt man, daß die Westgoten bereits seit Ende des 5. Jahrhunderts nur noch wenig kulturelle Verbindung mit den benachbarten Germanenstämmen hatten, sowohl mit den Ostgoten wie mit den Franken. Daß sie keinen nationalen Nachschub aus einem germanischen Stammlande bekommen konnten, war ein schwerer Nachteil für die Erhaltung ihres Volkstums, ähnlich wie bei den Wandalen.

Den weitaus zahlreichsten Bestand westgotischer Altertümer in Spanien bilden jedoch die Bronzeschnallen. Da ist zunächst eine Anzahl von granatgeschmückten Prachtschnallen, 3. T. mit zwei einander zugewandten krummschnäbeligen Vogelköpfen am hintern Rande des Beschlages, zu nennen, wozu nahestehende Gegenstücke in Südrussland, den Donauländern, Italien und teilweise im westgotischen Gallien bekannt sind (vgl. Abb. 121). Zahlreich sind auch die einfachen Schnallen in gotischem Stile mit verdickter, gerade abgeschnittener Dornbasis in Spanien vertreten.

Schnallen späterer Zeit mit beginnendem oder vollausgebildetem Schilddorn, und meist mit festem Rahmen, der mit dem Beschlag in eins gegossen ist, also aus dem 7. Jahrhundert, treten in Spanien ebenfalls zahlreich auf.

Es finden sich seltener auch Schnallen, die mit ihren lang dreieckigen Beschlägen, auf denen drei große Nietköpfe sitzen, dem fränkischen Typus folgen; ferner solche, die in Durchbrucharbeit zwei einander zugekehrte vierfüßige Tiere oder ein geflügeltes Tier mit spitzem Kinn und Raubvogelschnabel oder ein vierfüßiges Tier nebst einem Menschen



Abb. 383. Quedlinburg, Servatiuskirche. Kapitäl.

oder endlich in vollgeoffener Arbeit das Danielmotiv vorführen, also wie ähnliche fränkische und besonders burgundische Schnallen (vgl. oben S. 225 ff. und Abb. 259 ff.) byzantinischen Einfluß bekunden. Eine



Abb. 384. Quedlinburg. Würfelskapital der Servatius- oder Schloßkirche. Die photographische Aufnahme wird Herrn R. Schirwig in Quedlinburg verdankt.

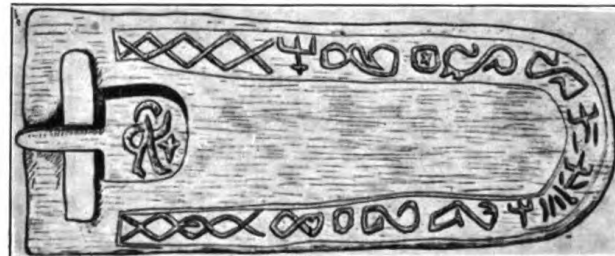


Abb. 385. Saint-André-de-Sangonis, Dep. Hérault, Südfrankreich. Westgotische Gürtelschnalle, Museum Montpellier (nach Barrière-Flavy).

aus dem schon jenseit der Pyrenäen befindlichen schmalen südwestfranzösischen Strich westgotischen Gebiets stammende Schnalle zeigt Abb. 385.

In den nicht zahlreich aufgedeckten westgotischen Gräberfeldern aus den Provinzen Navarra (Pamplona) im Norden, Guadalajara (Palazuelos) östlich von Madrid, Granada (Marugan) im Süden Spani-



Abb. 386. Fuente de Guarrazar bei Toledo, Spanien. Goldene Weisheitskrone nebst Goldkreuz des Westgotenkönigs Svinthila (621—634) (nach Originalphotographie).

ens und nahe bei Lissabon (Cascaes) sind in ziemlich einförmiger Zusammensetzung außer Sibeln und Schnallen noch bisweilen einfache Finger-  
ringe, Bronzearmbänder mit Tierkopfsenden, Bronzeohrringe, Glas-  
perlen, U-förmige Ortbänder, Eisenmesser u. a. zum Vorschein ge-  
kommen.

Das Glänzendste, was das westgotische Spanien des 7. Jahrhunderts hinterlassen hat, ist der große Goldschatz von Fuente de Guarrazar bei Toledo. 1858 wurden dort in dem Grabgewölbe eines Priesters neben dem Kirchlein des Dorfes neun goldene Weibekronen entdeckt, die in das Cluny-Museum gelangten. Als 1861 eine systematische Nachgrabung erfolgte, kamen noch drei solche Kronen zum Vorschein, die nach Madrid gelangten, teils in das dortige Archäologische National-Museum, teils in die Kgl. Waffensammlung (Armeria Real). Solche Kronen haben vielleicht als wirkliche Kronen bei der Krönung gedient, um danach geweiht zu werden. Einige von ihnen, die mit Scharnier-  
verschluss versehen, aber für Kopfschmuck zu enge sind, hatten ursprünglich als Halschmuck gedient. Auf jeden Fall waren sie im Mittelalter eine Form der Schenkung an Kirchen, bestimmt über dem Altare aufgehängt zu werden, wie zahlreiche Miniaturen des 8.—10. Jahrhunderts es beweisen. Man nimmt mit Recht an, daß sie aus Kirchen von Toledo stammen. Daß sie aber, wie gleichfalls angenommen wird, im Jahre 711 dort vor Raub und Plünderung der einbrechenden Araber gerettet sein sollen, kann nicht richtig sein, da der muhamedanische Schriftsteller El-Khosrau noch im 12. Jahrhundert in der Kathedrale von Toledo 25 edelsteinbesetzte Goldkronen mit Namen alter spanischer Könige gesehen hat. Die aus zwei übereinander liegenden Goldplatten gearbeiteten Kronen und die bei einigen von ihnen an langer goldener Kette angehängten Goldkreuze sind mit gefasteten oder auch frei herabhängenden Perlen, mit gemugelten Edelsteinen in Kästchenfassung, mit Zellenmosaik aus flach tafelförmig geschnittenen Granaten und besonders orientalischen (hellen, blaßblauen) Saphiren sowie in Durchbrucharbeit geschmückt. An zweien der Kronen hängen an Ketten Goldbuchstaben mit Granaten in Zellenfassung, welche die Namen der königlichen Stifter der Kronen angeben: Svinthilanus rex offeret (621—634) und Reccesvinthus rex offeret (649—672).

Bei der Svinthilakrone (Abb. 386) bilden die Granaten Kossetten, die an die gleiche Anordnung auf den sassaindischen Körbchen im Schatz des Westgotenkönigs Athanarik (Abb. 112) erinnern. Die Ketten bestehen aus herzförmigen Gliedern, in deren Innerem Palmetten in Durchbrucharbeit sich befinden. Das Kreuz ist aus vier strahlenförmig angeordneten kleinen „Lebensbäumen“, deren blatt-

förmig auslaufende Zweige nach innen sich derart zusammenschließen, daß zwischen ihnen ein scheinbarer Durchbruch in Herzblattform gebildet wird. Die unteren, nach innen eingezogenen Äste berühren sich so, daß sie wie eine Umrahmung eines scheinbaren bohnenförmigen Durchbruchs wirken. Dieselbe Art von Ketten wie die Svinthilakrone; die durchbrochenen Palmblätter sind so leicht, daß sie bei jedem Windstoß erbeben.

Die Reccesvinthkrone hat am oberen und unteren Rande sich überschneidende Kreise, wie wir sie schon am Deckel des Evangeliiars

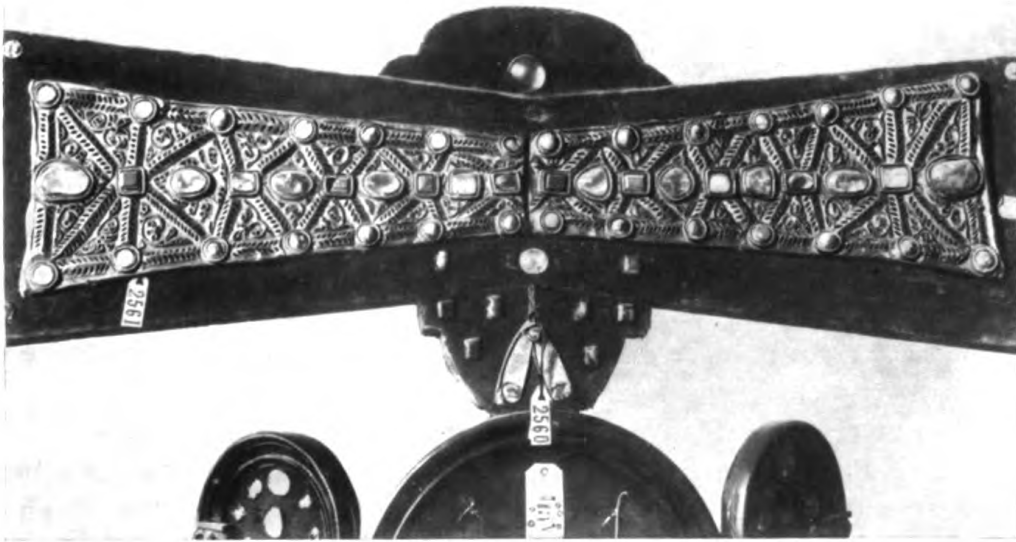


Abb. 387. Goldkreuz aus der Zeit Königs Reccesvinth (649—672). Madrid, Nationalmuseum (nach Originalphotographie).

der Theudelinde kennenlernten (S. 336) Ihr Hauptkörper ist durch schräg hochlaufende Streifen eingeteilt, die mit reihenweise angeordneten schiefen Schlitzeln blattartig gegliedert sind. Die zwischen den Streifen befindlichen Kautenfelder sind mit großen gemugelten Steinen ausgefüllt.

Genau dieselbe Art der Verzierung findet sich an einem nur in zweien seiner Arme erhaltenen Goldkreuz (Abb. 387) des Madrider Archäologischen Nationalmuseums wieder. Das Stück muß also derselben Zeit angehören wie die Reccesvinthkrone. Bedeutsam ist, daß in den Zwickeln zwischen den Kautenfeldern eigentümlich gestaltete krummschnäbelige Vogelköpfe (Pfauen?) in Verbindung mit Pflan-

zenornamentik auftreten: ein Motiv, auf das wir alsbald bei Besprechung gewisser „byzantinischer“ Schnallen bei den Westgoten zurückkommen werden (Abb. 388 ff.).

Das der Reccesvinthkrone anhängende Kreuz zeigt durch die Scharniervorrichtung und die Nadelscheide auf der Rückseite seine ursprüngliche Bestimmung als Sibel. Es besteht aus zweiundzwanzig hochgewölbten Steinen in Zellenfassung, so daß also von einer Grundfläche nicht mehr die Rede sein kann und die Form als solche eigentlich nur in der Phantasie des Künstlers besteht.

Der Schatz von Guarrazar zeigt mit großer Überzeugungskraft, welche Reichtümer in der Schatzkammer der westgotischen Könige und in den westgotischen Kirchen im 7. Jahrhundert, also kurz vor dem Untergange des Reiches, angesammelt gewesen sein müssen.

Diese letzte Periode schöpferischer Kraft auf dem Gebiete germanischer Kunst in Spanien offenbart Einflüsse von Seiten der gleichzeitigen späten Langobardenkunst, wie z. B. bei den soeben behandelten Weibekronen und Weibekreuzen, die nicht nur in der Form, sondern auch in ihrer Ausschmückung an die langobardische Kunst sich anschließen. Diese Periode ähnelt der langobardischen Schlussperiode auch darin, daß sich jetzt plötzlich stärkere Beziehungen zum Osten, zur byzantinischen Kunst einstellen. Diese Beziehungen sind entweder unmittelbarer Art gewesen oder möglicherweise erst über Italien, vermöge des langobardischen Einflusses auf die Westgoten, geknüpft worden.

Byzantinischen Einfluß zeigen gewisse Schnallen mit beweglichem Rahmen, sowie mit zwei beiderseits vorspringenden Lappen und einem vorderen Knopf am Beschlage, wie sie auch bei den Langobarden vorkommen (S. 335). Da jedoch die westgotischen Beschläge in ihrem Ziermuster von den langobardischen abweichen, so ist dies wohl ein Anzeichen dafür, daß hier byzantinische Einflüsse unmittelbarer Art bei den Westgoten vorliegen.

Andere Schnallen haben auf ihrem Beschlage das schon oben bei Gelegenheit des sog. Reccesvinth-Goldkreuzes und auch bei den langobardischen Schnallen byzantinischer Art besprochene Motiv von Blattranken, deren eingerollte Zipfel zu beschopften und krummschnäbeligen Vogelköpfen, anscheinend Pfauenköpfen, umgewandelt sind (Abb. 388—395). Der Beschlag von Abb. 389 weicht darin von den übrigen ab, daß er ein freies Mittelfeld besitzt und die Verzierung nur an den Rändern lang läuft. Einige dieser Schnallenbeschläge sind längs des Randes mit kleinen Vorsprüngen ausgestattet (Abb. 390—392). Bei der zuletzt erwähnten Schnalle ist die Verzierung insofern andersartig, als hier rautenförmige Felder und paarweise vereinigte Vogelköpfe in



Abb. 388.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 389.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 390.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 391.  $\frac{2}{3}$ .



Abb. 392.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 393.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 394.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 395.  $\frac{2}{3}$ .

Abb. 388—395. Taragocce bei Toledo. Archäologisches Nationalmuseum zu Madrid  
(nach J. Naue).



einem flachen Relief ausgeführt worden sind. Wieder andere Schnallen haben ihre Verzierung in runde Medaillons eingerahmt (Abb. 393). Eine Entartung des Tiermotivs bietet endlich das in Abb. 394 wieder- gegebene Stück. In Abb. 395 liegt eines der selteneren Stücke vor, bei denen außer dem Beschlüge auch Rahmen und Dorn der Schnalle erhalten ist.

Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, daß bei den langobardischen Schnallen die Vereinigung von Pflanzen- und Vogelkopf-Ornament



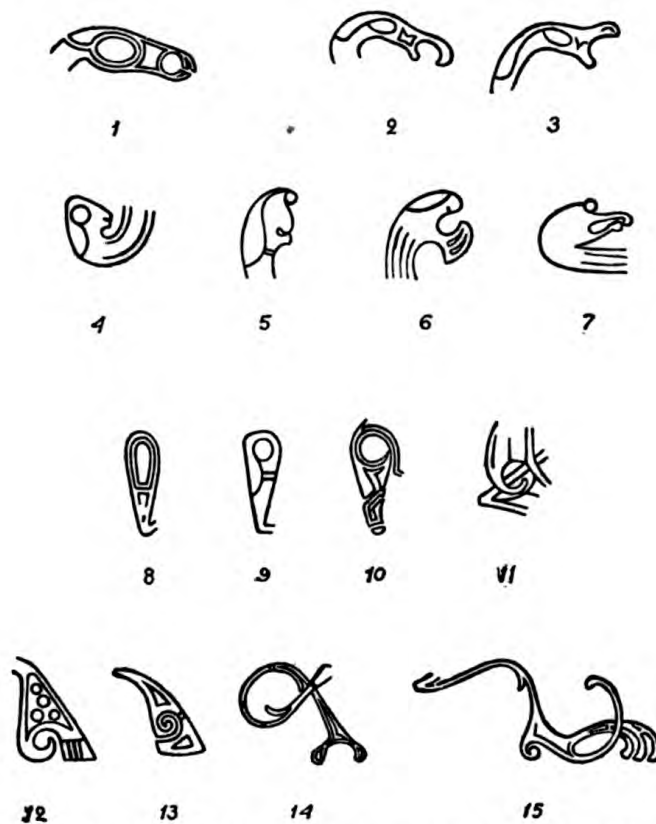
Abb. 396.

zwar fehlt, daß dies Motiv aber den Langobarden durchaus nicht unbekannt ist, da sie es z. B. an Schwertscheidenbeschlügen des 7. Jahrhunderts anbringen.

### Tierstil III

Als neue gradlinige und lückenlose Entwicklung aus Stil II entsteht im 8. Jahrhundert ein neuer Tierstil, Stil III oder jüngerer Vendelstil genannt. Dieser Stil ist über ganz Skandinavien verbreitet, erreicht aber seine höchste Blüte, genau wie sein Vorgänger, der Stil II, auf der Insel Gotland und zu Vendel. Er streift alles ab, was unorganisch in den Tierstil II aufgenommen worden ist, wie das Wirbel-

Sakrenkreuz- und Wellenbandmotiv und sogar das Flechtband, wenn dieses auch, losgelöst von seiner Verschmelzung mit dem Tierornament, nach wie vor in Skandinavien und mehr noch bei den Festlandgermanen kräftig fortlebt: bildet es doch einen wesentlichen Bestandteil im Ornamentschatz der sog. romanischen Baukunst. Vielmehr beschränkt sich Stil III auf reine Darstellung des ganzen vierfüßigen Tieres, die ja schon bei Stil II in Skandinavien überwog gegenüber der Darstellung des bloßen Tierkopfes, wie sie bei den Festlandgermanen im Stil II vorherrschend war. Er streift vollends alles ab, was in Stil II wiederum an zu weitgehender Auflösung und zu starker Verknäuelung



[Abb. 397. Tierköpfe, Süften (8—11) und Füße in Stil III (nach Aberg).

der Tierkörper einzureißen im Begriff stand, und pflegt besonders das, was aus der Verbindung mit dem Flechtband in Stil II an dauerndem Gewinn übriggeblieben war, die Fähigkeit und Kunst der Stilisierung des Tieres (Abb. 397). Der Tierkörper wird lang und schmal, der Nackenzipfel wird innerhalb der Konturlinien einbezogen und erscheint als Halswulst, die Nasenpartie geht wieder verloren wie in Stil I, und der Kopf wird so allmählich ganz unkenntlich. Die mandelförmigen Süften

werden spiralig umgrenzt und schließlich halb geöffnet, so daß sie den bisher zweigeteilten Körper nun nicht mehr gliedern können und Vorder- und Hinterkörper in einem verläuft.

Was die Anordnung und Gruppierung der Tiere angeht, so erscheinen diese jetzt unruhig, sie erheben sich auf ihren Hüften zu S-förmigen Gestalten, es herrscht unter ihnen eine Art starker Spannung. Wo die Felder, die sie ausfüllen sollen, genügend Raum bieten, ist die Tierdarstellung klar und sind die Körperteile organisch zusammengehalten. Wo aber ein Feld zu eng bemessen ist, herrscht starkes Drängen und Pressen der Körper gegeneinander und gegen die Umrahmung (Abb. 398). Das zeigt sich z. B. bei der jetzt aus dem Süden eingeführten Form der Medaillons, die im Rheingebiet bereits auf Rundfibeln mit Tierornamenten in Stil II auftritt. Gegen Ende des Stils III verliert

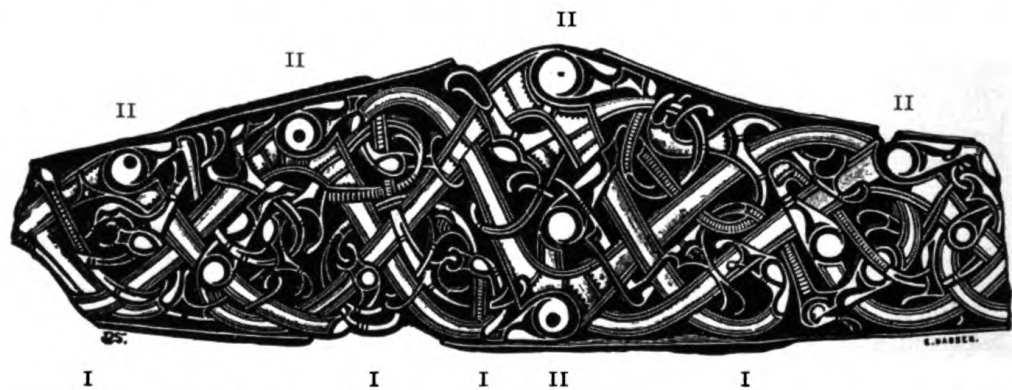


Abb. 398. Bjers, Bsp. Seinums, Gotland. Museum Stockholm (nach Salin).

sich indes wieder diese Spannung, die Stilisierung wird weich, lustig und spielend (Abb. 407). Hier erreicht die Tierornamentik den Höhepunkt in Feinheit, Zierlichkeit und Kühnheit der Linienführung. Mit ihren eleganten, zuweilen sogar extravaganten Ornamenten hat sie das Beste geschaffen, was der Norden je hervorgebracht hat und was in dieser Kunstart überhaupt geleistet worden ist.

Als Beispiel für Tierstil III sei hier ein Bronzebeschlag aus Bjers auf Gotland vorgeführt (Abb. 398), der einst neben vielen ähnlichen, einem Schwert mit herrlich in Stil III verziertem Griff und Scheidenschaft (Abb. 399, 400), sowie einer Eisentrense bei einer viereckigen Steinsetzung entdeckt worden ist; das Ganze wohl ein Grabfund. Der Beschlag stammt aus dem Beginn des Stils III und zeigt die erwähnte „Spannung“ an seiner überaus lebendigen Ornamentik in hohem Maße. Die Abbildung gibt indes bei aller Treue nur eine schwache Vorstellung von der sichereren Übung, mit der das Stück geschnitten ist. Ob-



Abb. 399.  $\frac{1}{1}$ . Bjers, Rsp. Heinums, Gotland. Eisenschwert mit Bronzegriff und Bronze-Scheidenmund, verziert in Tierstil III; Bnauf fehlt (nach Montelius).

wohl die Tiere tatsächlich in Ruhe verharren, erscheint das Ganze in wogender Bewegung, als machte sich hier doch noch ein Nachklang des Wellenmotivs aus Stil II bemerkbar. Fünf Tiere finden sich hier nebeneinander aufgereiht; vier davon haben ihre Köpfe, die durch kleinere tropfenförmige weiße Augen gekennzeichnet sind, in der Nähe der unteren Kante, nur eines in der Nähe der oberen Kante (I), umgekehrt stehen vier, durch große weiße Kreise dargestellte Vorderhüften dicht an der Oberkante, nur eine dicht an der Mitte der Unterkante (II).

Außer dem herrlichen Schwerte von Bjers ist nur noch ein einziges, ihm fast gleiches, ebenfalls aus Gotland, bekannt, bei dem auch der

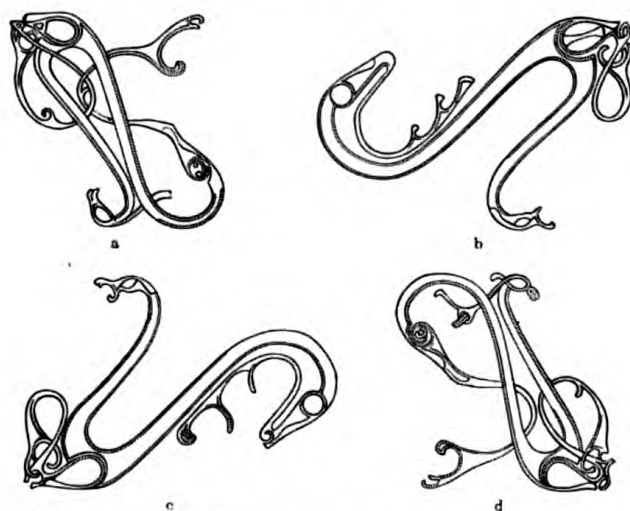


Abb. 400.  $\frac{2}{3}$ . Bjers: Auflösung der Tierfiguren des Scheidenmunds von Abb. 083a (nach Salin).

reich verzierte Knauf erhalten ist, das aber leider durch Kostbedeckung in höherem Grade gelitten hat, so daß seine Verzierungen nicht mehr so klar hervortreten. Es stammt aus dem Kriegergrab von Broa, Ksp. Halla, demselben Grabe, das auch den aus Bernstein gefertigten Steg einer Harfe barg (Abb. 401), den wir bei Beschreibung der beiden Sängergräber aus Oberflacht bereits erwähnt haben.

In Abb. 402, 403 bringen wir noch ein Prachtschwert vom Beginn schon des 9. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, die schon ein wenig jenseit der Zeit des Tierstils III liegt. Es wurde dem Grabe eines Vornehmen entnommen, der offenbar von Schweden nach Finnland ausgewandert war und dort nach seinem Tode in seinem Boote verbrannt wurde. Durch die Einteilung der Fläche der verzierten Griffstange in Medaillonfelder und ihre Ausfüllung mit nur je einem Tiere war der Künstler gezwungen, die Tiergestalten trotz ihrer Stillisierung und trotz

teilweiser Verschlingung von Körper und Gliedern in großer Klarheit vorzuführen. Es liegt hier nicht mehr der reine Tierstil III vor, da die Gestalt des Tieres schon eine Neigung hat zu der Form des frühkarolingischen sog. „Greifenden“ Tieres; doch ist eine starke Nachwirkung des Stils III in den Verschlingungen der Glieder unverkennbar.

Einzugehen ist hier auch auf eine schwedische Sibelart, die in Gotland heimisch ist: die sog. Dosenfibel. Sie hat in ihrer frühesten Art, die Ende des 8. Jahrhunderts auftritt, die Gestalt einer Dose, an der die Oberseite durch Mittelknopf, vier Randknöpfe und vier Innenknöpfe in vier Felder, oft Medaillons, eingeteilt wird. Diese Felder tragen im Flachrelief Tierornament. Ebenso geschmückt sind auch die länglichen, wagerechten vier Felder nebst dem schmalen, sie trennenden,

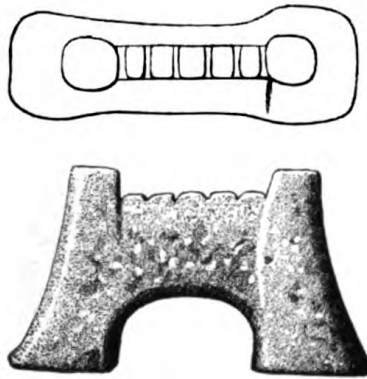


Abb. 401.  $\frac{1}{1}$ . Broa, Asp. Salla, Gotland. Bernstein-Violinsteg, 8. Jahrh.  
(nach Salin).

senkrecht gestellten Teilungsfeldern der Seitenwandung, endlich auch die vier Felder des schmalen Bodenrandes. Solche Schmuckstücke wurden von den Frauen der Wikingerzeit als „dritte“ Sibel getragen neben einem Paar der bei allen skandinavischen Stämmen sehr beliebten ovalen Schalenfibeln, die durch mehrfache Ketten verbunden an den beiden Seiten der Brust angesteckt waren. Das Tierornament an dem in Abb. 404 vorgeführten Stück ist von echtem jüngeren Vendelstil, also Tierstil III.

Da die Dosenfibeln eine ausschließlich gotländische, obwohl dort reichst entwickelte und geradezu massenhaft vorkommende Sibelart im wesentlichen nur der Wikingerzeit sind, wäre es vielleicht nicht unbedingt erforderlich gewesen, sie schon hier näher zu besprechen. Veranlaßt worden bin ich dazu durch den Umstand, daß in der wichtigen und stark bevölkerten ostpreussischen Wikinger-Siedlung oder richtiger im zugehörigen Hügelgräberfelde im Wäldchen Kaup bei Wisckauten nahe Ostsee-

bad Cranz im Samland 1873 und 1874 von dem bekannten ostpreussischen Forscher Seydeck zwei Gräber aufgedeckt worden sind, in denen neben einem Paar ovaler Schalenfibeln je eine frühe Dosenfibel erscheint. Während das Grab von 1874 bereits in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts gehört und daher erst in der Darstellung der Wikingerzeit näher besprochen werden wird, fällt das 1873 ausgegrabene sog.



Abb. 402. Ristimäki, Asp. St. Katrin,  
„Eigentliches Finnland“.  
Aus einem Bootgrab mit Leichenbrand,  
8. Jahrh. (nach A. Sackman).



Abb. 403.  $\frac{1}{1}$ . Ristimäki. Hälfte der  
Griffangelverzierung des nebenstehend  
abgebildeten Schwertes, abgerollt.  
Tierstil III.

„Kurische“ Grab noch um die Zeit von 800 oder wenig später. Das beweist eben der Tierstil der Dosenfibel.

Die beiden ovalen Schalenfibeln (Abb. 405) sind von einer Form, die vom Anfang des 9. Jahrhunderts bis in seine zweite Hälfte vorkommt und in dieser besonderen Abart ganz ähnlich nur aus Norwegen bekannt ist. Schalenfibeln wie Dosenfibeln gehen auf kleinere Vorformen zurück. Die frühesten Schalenfibeln des 7. und 8. Jahr-

hundreds sind meist schmucklos. Ihre Entwicklung vollzieht sich in zwei verschiedenen Reihen. Bei der einen werden auf die Fläche drei Paare kleiner Buckel gesetzt, die dann zu einem phantastischen Tier



Abb. 404.  $\frac{7}{8}$ . Wisfiuten, Kr. Fischhausen, Ostpr.  
Nach Photographie des Prussia-Museums.



Abb. 405.  $\frac{1}{2}$ . Wisfiuten,  
Kr. Fischhausen (nach Bezenberger).



Abb. 406.  $\frac{2}{3}$ . Fröslee, Kr. Flensburg, Schleswig. Bronze; 8. Jahrh.  
(nach Worsaae).

mit Rückgrat und vielen seitlichen Rippen umgestaltet werden, wobei das vordere kleinere Paar der Buckel als Augen, die beiden größeren Paare als Beine umgedeutet werden (Abb. 406); an den Rändern findet sich Tierornament, und zwar skandinavischer Stil III, vermischt mit sog.



„Karolingischen“ Tieren (Abb. 407). Die andere Reihe von Ovalfibeln wird gekennzeichnet durch eine größere Zahl von Buckeln oder Knöpfen, die mit geradelaufenden Bändern verbunden werden. Zuweilen sind es sieben solche Knöpfe (Abb. 408), meist aber, und später sogar durchweg, neun. In dem Gesamtbilde der Beigaben des genannten „Kurischen“ Grabes, eines Brandgrabes mit Steinpackung (Abb. 409), wozu außer der Dosenfibel noch einige nicht abgebildete Stücke gehören, wie eine unvollständige Eisentrense mit Endringen, ein eisernes Langmesser, ein durchbrochenes Bronzestück und ein großes Stück Birkenborke, sieht man die beiden an der Oberseite stark mitgenommenen Schalenfibeln, deren Rahmen noch Reste des Silber-



Abb. 407.  $\frac{2}{3}$  Bornholm  
(nach S. Müller).



Abb. 408. Insel Amrum, Schleswig.  
Eisenhuugh-Gräber, Bronze; 8. Jahrh.  
(nach Meistorf).

belags aufweist, dann die sie verbindende dreifache Bronzefette mit den schlangenförmig gebogenen bronzenen Endhaken, eine kleine Kette mit Bronzeanhänger, 4 starke stabförmige, offene durch eingepunztes Ornament verzierte Bronzearmringe und ein Halsgehänge von 36 bunten Glasperlen.

Noch eine andere Art gotländischer Fibeln, die Rückenknopffibel, sei hier vorgeführt, weil sie eine der prächtigsten Schmucksachen, wenn nicht geradezu das prächtigste Geschmeide ist, welches das nordische Kunstgewerbe nicht nur in der Zeit der Herrschaft des Tierornaments, sondern überhaupt hervorgebracht hat. Die Rückenknopffibeln



Abb. 409.  $\frac{1}{4}$ . Wisflauten, Kr. Fischhausen, Ostpreußen. Beigaben des sog. „Kurischen Grabes“. Um 800 n. Chr. Nach Photographie des Prussiamuseums.



Abb. 410. Etwa  $\frac{2}{3}$ . Othemars, Bsp. Othem, Gotland. Bronze, mit Granaten (nach Montelius).

erscheinen, wenn auch in weit einfacherer Form, bereits im 7. Jahrhundert zur Zeit des älteren Vendelstils und sind entstanden aus den noch älteren skandinavischen Sibern mit abwärts beißenden Tierköpfen am oberen Ansatz der Fußplatte (Abb. 100). Abb. 410 bietet ein solches Prachtstück der Schlussstufe aus vergoldeter, mit Granaten

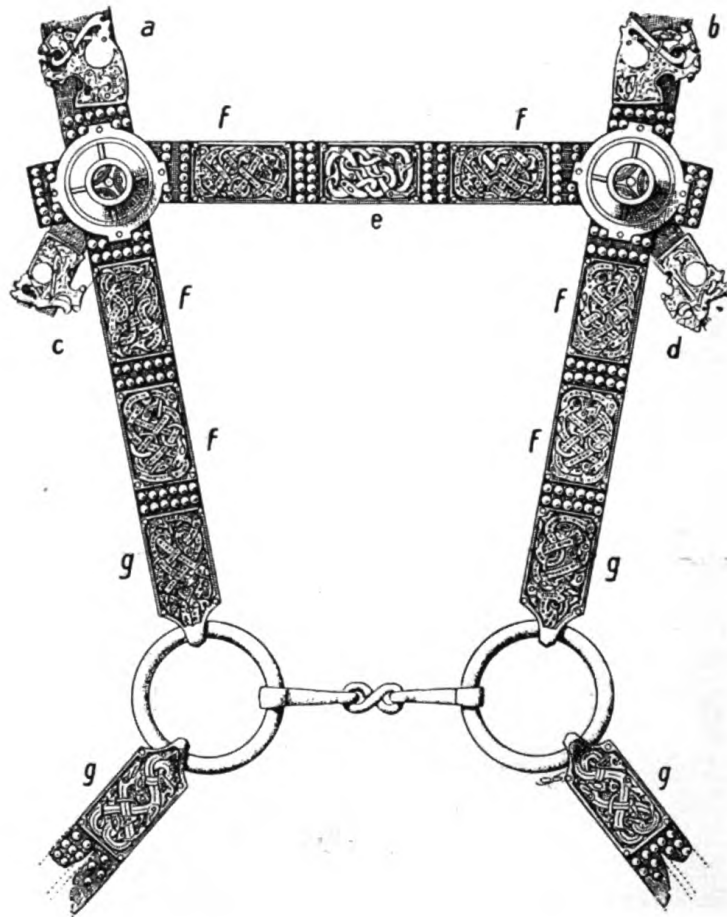


Abb. 411. Vendel, Uppland. Pferdegeschirr aus Grab VII (nach Stolpe-Arne und Wolfg. Schulz).

befetzter Bronze, das bei Othemars als Einzelfund in einem Steinhäufen zutage gekommen ist. Auf den zahlreichen Feldern, in welche die Oberfläche eingeteilt ist, zeigt sich überall vollendetes Tierornament des jüngeren Vendelstils (III).

Zum Schluß sei wieder ein Beispiel aus Vendel vorgeführt: das Pferdekopfgeschirr aus Grab VII, das ebenfalls in einen späten Abschnitt des Stils III fällt, also schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts.

Wie Abb. 411 deutlich veranschaulicht, liegt hier eine Eisentrense mit dreigeteilter Gebißstange vor, in die vier Lederriemen mit vergoldeten Bronzebeschlägen eingehakt sind. Nach unten (g, g) laufen die Anfänge



Abb. 412.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdegeschirr, obere Endbeschläge der Wagenriemen = Abb. 411 (a, b). Drachenköpfe mit geöffnetem Maule (nach Stolpe-Arne und Wolfg. Schulz).



Abb. 413.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdegeschirr, Anhänger des Stirnriemens = Abb. 411 c, d. Drachenköpfe mit geöffnetem Maule.

der beiden Zügel, nach oben (g, f) die beiden Wangenriemen bis zu den Schnittpunkten mit dem Stirnriemen, wo schön gestaltete Bronzeweiben die Verbindung sichern, und dann noch darüber hinaus bis

zu je einem Tierkopf (a, b). An den Enden des Stirnriemens befinden sich ähnliche Tierköpfe wie die eben angeführten (c, d). Auf allen Riemen sind mittels vier bronzenen Knuten rechteckige, durch Doppelreihen von Nagelköpfen geschiedene Bronzebeschläge befestigt, auf denen Tierfiguren, und zwar meist zwei, in der reichen Verschlingung des späten Stils III und in hohem Relief ausgeführt worden sind. Die Drachenköpfe in Abb. 411 (a, b) sind in Abb. 412 in Naturgröße dar-

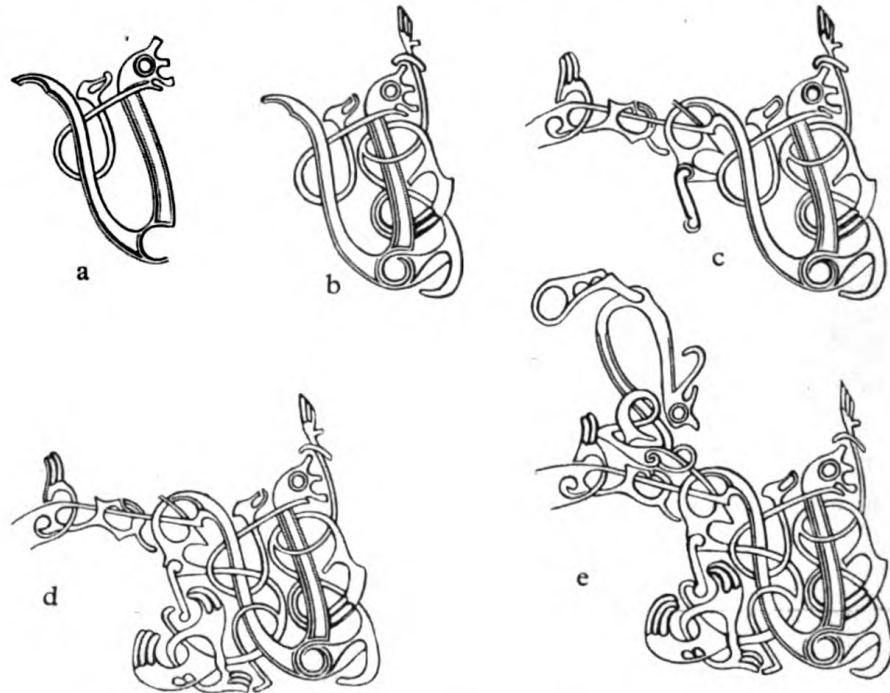


Abb. 414. Auflösung der beiden Tiergestalten auf dem Drachenkopf in Abb. 411 (b) (rechts) (nach Salin und Wolfg. Schulz). a) Kopf, Hals, Rumpf des größeren Tieres; b) dazu Vorderbeine mit Fuß; c) dazu die Erweiterungen und Schnörkel des Oberschenkels; d) dazu das Hinterbein mit Fuß; e) dazu das zweite kleinere Tier, gegenständig zum ersten.

gestellt, ebenso die Drachenköpfe von Abb. 411 (c, d) in Abb. 413. Eine erklärende Auflösung der Tiere des in Abb. 411 mit b bezeichneten Tierkopfes bietet Abb. 414. Einen der rechteckigen Beschläge, die mit Ausnahme des mittleren auf dem Stirnbande, der glatte Tierleiber besitzt, durchweg mit bepunkteten und bestrichelten Tierleibern bedeckt sind, sehen wir in Abb. 415 und die erklärende Auflösung der beiden Tiergestalten in Abb. 416. Der letztgenannte Beschlag kehrt in genau gleicher Verzierung viermal wieder, während die beiden anderen, auf der Gesamtabbildung auch mit f bezeichneten rechteckigen Beschläge eine ab-

weichende Darstellung der beiden Tiere enthalten. Zwei der vier mit Sägen versehenen Beschläge, die in die Trensenringe eingreifen, haben nicht zwei, sondern ausnahmsweise drei Tiere in ihrem Muster.

Längst ist erkannt worden, daß die in der Nähe der beiden Bronzescheiben an kurzen Ringen aufgenieteten Bronzebeschläge Tierköpfe mit geöffnetem Rachen darstellen, wenn man auch in der Einzelbehandlung diesen Umstand ganz übersehen hat. Daß es aber gerade Drachenköpfe sein müssen, wie man neuerdings gemeint hat, scheint nicht ausgemacht. Eher könnten es solche Köpfe sein, wie sie die Tierkopfstäbe des Oseberggrabes darstellen, also Hundeköpfe. Noch weniger Zustimmung dürfte es finden, wenn man gleichzeitig die tierverzierten Riemen, an deren Enden jene Tierköpfe sitzen, als die zugehörigen „Drachenleiber“ anspricht; es fehlten dann doch die Füße und der Schwanz des Drachens.

Dieser Stil blieb leider schon ganz auf Skandinavien beschränkt. Denn aus Deutschland sind nur ein paar Stücke bekannt, die aber auch erst winzige Ansätze eines Überganges zu Stil III aufweisen. So eine herrliche burgundische Eisenschnalle mit Silbertauschierung aus Sétigny, Kanton Freiburg, Schweiz (Abb. 417). Hier sind am unteren Ende der Beschlagplatte abwärts gerichtete Tierköpfe zu sehen, die einen an sich bedeutungslosen, zweizipfeligen Zopf herabhängen lassen (Abb. 418), genau wie das auch auf den Feldern der Rückenknopffibel von Othemars (Abb. 410) der Fall ist (Abb. 419). Auch die Bein- und Fußbildung des organisch zusammengehaltenen Tieres — ein Ausnahmefall für Deutschland, aber sehr gewöhnlich in Skandinavien (s. o. S. 269) — mit Kopf in Stil II an dem Bronzestück von Hörpolding bei Traunstein in Oberbayern (Abb. 420) ist durchaus schon in der Art des Stils III. Im übrigen beginnt nun in Deutschland infolge des Eindringens des Christentums, dessen Kirche die altgermanische Art der Grabausstattung verbietet, der archäologische Stoff mehr und mehr zu versagen. Obnehin mischten sich hier schon im späteren Stil II „byzantinisch-orientalische“ Motive in die echt germanische Kunst. In der Folge hat dieser fremde Einfluß in einem noch weit breiteren Strom über die festlandger-



Abb. 415.  $\frac{1}{1}$ . Vendel, Uppland, Grab VII. Vom Pferdeggeschirr, mittlerer Beschlag des Längsriemens = Abb. 411f (nach Stolpe-Urne).

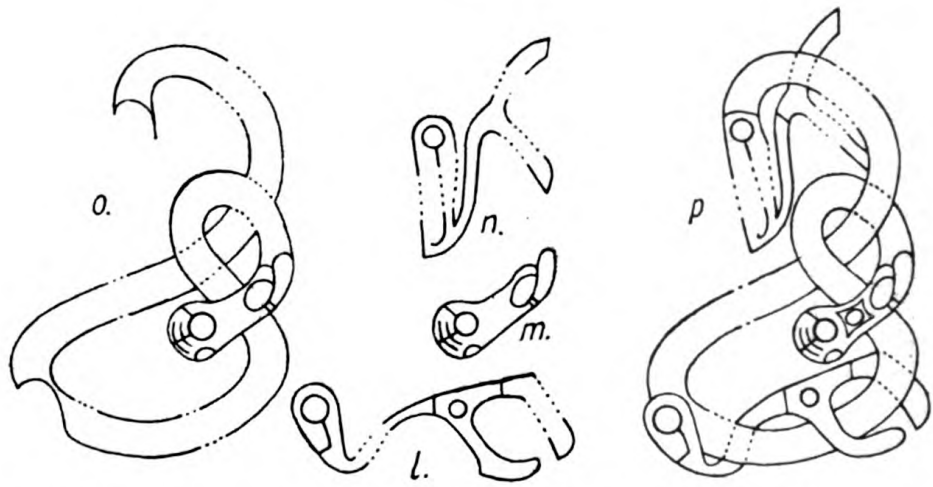


Abb. 416. Auflösung der einen der beiden Tiergestalten in dem Beschlag Abb. 415.



Abb. 417.  $\frac{2}{3}$ . Fétigny, Kt. Freiburg, Schweiz. Eisen und Silbertauschierung. Um 700 (nach Barrière-Flavy).

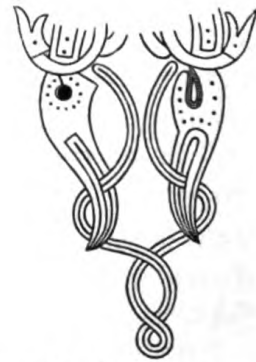


Abb. 418. Ornament von der Schnalle von Fétigny, Abb. 417 (nach Salin).



Abb. 419. Ornament von der fibel von Othemars, Abb. 410 (nach Salin).

manische Kunstbetätigung sich ergossen und sie zwar nicht zum Erlöschen gebracht, aber in eine untergeordnete Stellung herabgedrückt. Und die Hofkunst der karolingischen Zeit zeigt, welche Wege inzwischen die Kunstentwicklung bei uns eingeschlagen hat. Die sog. karolingische Renaissance birgt nichts Altgermanisches mehr in sich, sondern ist eine südeuropäische Kunst von internationalem, stark orientalisches-byzantinisch gefärbtem Charakter.

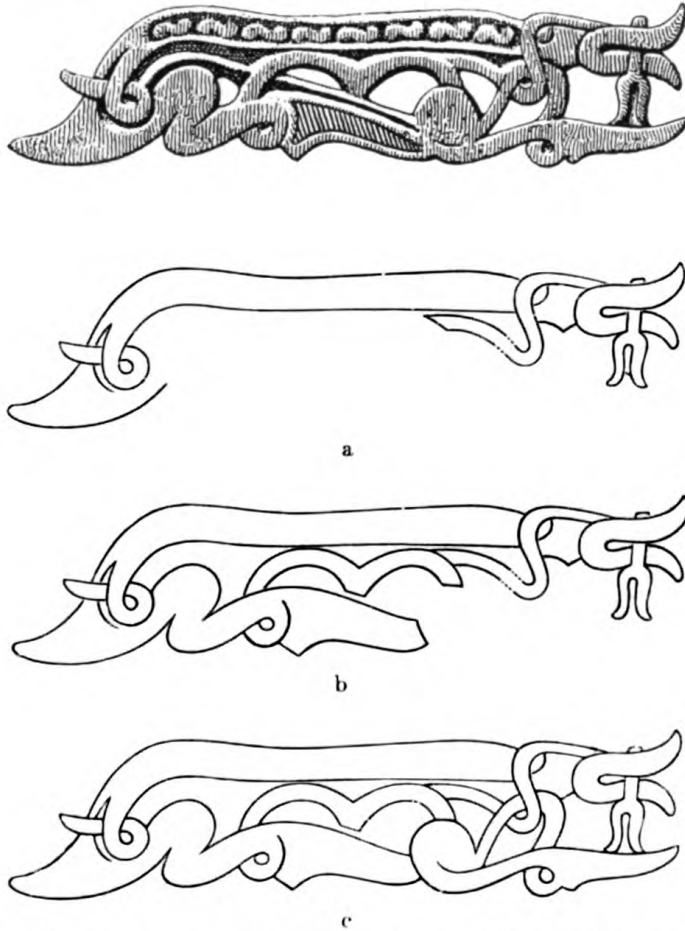


Abb. 420. <sup>1</sup>/<sub>11</sub>. Sörpolding, B.-A. Traunstein, Oberbayern. Bronze (nach Salin).

Der spätmerowingische, um 780 entstandene, wuchtige, kraftvoll und wirksam aufgebaute Tassilokelch in Kremsmünster (Abb. 421), den der bayrische Herzog Tassilo der Kirche schenkte, fällt wohl in die Zeit des Tierstils III, ohne indes zu diesem Stil zu gehören. Zudem ist er trotz seiner deutschen Form vielleicht nicht einmal eine deutsche, sondern eine südenglische Arbeit, verdient aber hier Erwähnung, weil er vielerlei altgermanische Zierweisen enthält. Der Körper des Kelchs, aus ver-



goldetem Rotkupfer, ist in der oberen Hälfte gegossen, in der unteren getrieben. Auf der Kuppe erscheinen, umrahmt von kreisförmigen Flechtbändern, die Gestalten von Christus und den vier Evangelisten in Silberblech, ihre Umrisse in Niello. Die Zieraten der Zwickel sind tief eingekerbt, öfters in reinem Kerbschnitt, und geben Flechtband und



Abb. 421. 25 cm hoch. Kremsmünster. Tassilokelch. Vergoldetes Kupfer, Silber, Niello. Um 780 n. Chr.

Pflanzengebilde wieder. Der Knauf ist, abwechselnd in Silber und Gold, mit Kauten bedeckt, die mit kleinen Kreisen und Rosetten gefüllt sind. Am Fuß befinden sich vier Brustbilder von Heiligen und am unteren Rande die Weihinschrift des Tassilo und der Liutpirc. Der obere Rand ist mit einem Fries von Bögen eingefasst, zwischen denen sich fünf-

eckige Felder befinden. Die Bögen weisen Tierornament auf (Abb. 422). Dargestellt ist ein vierfüßiges rückblickendes Tier, dessen Kopf mit seiner langen, breiten Schnauze gänzlich verschieden ist von dem Kopf des Stils III mit seinen nur angedeuteten Kiefern. Übereinstimmend mit Stil III ist dagegen die freie Art der Anordnung, die reiche Ausstattung der freien Gliedmaßen, besonders des Schwanzes, und die an ihnen eingeschnitzten Spiralen. Von diesem Tiere hat man vermutet, daß es ein Vorbild für ein ähnliches Tier geworden sei, das für den zu Ende des 9. und besonders in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts herrschenden älteren Jellingestil des Nordens kennzeichnend ist.



Abb. 422. Tassilo Kelch, Tierornamente in den Bögen des Randfrieses (nach Åberg).

Neue, freilich letzte Äußerungen altgermanischen Kunstgeistes in Deutschland sind nach dem Zwischenspiel karolingischer Hofkunst wiederum erst die sog. romanische und ebenso die gotische Kunst (s. oben S. 10 ff.).

In Skandinavien dagegen entwickelte sich während der Wikingerzeit die Tierornamentik des jüngeren Vendelstils weiter durch das 9. und 10. Jahrhundert, erlitt freilich schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts starke Einwirkungen karolingischer Tierdarstellung, wie sie der Osebergfund besonders zeigt. Mit diesem Funde und der Kunst in den Jahrhunderten der Wikingerzeit werden wir uns im zweiten Teil dieses Buches zu beschäftigen haben.



# Mannus-Bibliothek

Herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna, Berlin

Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bibliothek“ oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Heften gewährt

- Nr. 1. **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker.) Von Dr. Georg Wilke. III, 84 S. mit 100 Abb. im Text u. 1 Taf. 1910. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60
- Nr. 2. **Spinn- und Webwerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. Von M. von Rimałowicz-Winnicki. 2., unveränderte Auflage. III, 70 S. mit 107 Tertabb. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 7.20, geb. Rm. 9.70; Vorzugspr. Rm. 6.20, geb. Rm. 8.70
- Nr. 3. **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte.** Von Prof. Dr. Bruno Schulz. 34 S. mit 34 Abb. im Text u. 1 Titelb. 1911. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50
- Nr. 4. **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. Von Wilh. Bartelt und Karl Waase. III, 65 S. mit 1 Karte u. 20 Taf., enth. 27 Lagepläne sowie 227 Abb. 1911. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.40
- Nr. 5. **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** Von Philipp Kropf. 2., unveränderte Aufl. IV, 132 S. mit 167 Abb. u. 2 Kärtchen im Text. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 15.—, geb. Rm. 17.50; Vorzugspreis Rm. 12.80, geb. Rm. 15.30
- Nr. 6. **Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna. 320 S. mit 359 Abb. u. Karten im Text. 1928. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 15.—, geb. Rm. 17.40; Vorzugspreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40
- Nr. 7. **Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient.** Von Dr. Georg Wilke. IV, 181 S. mit 141 Abb. 1912. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 8.50
- Nr. 8. **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** Von Dr. Erich Blume. I. Teil: VI, 213 S. mit 256 Abb., 6 Taf. u. 1 Karte. 1912. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 10.50, geb. Rm. 13.—; Vorzugspreis Rm. 8.40, geb. Rm. 10.90
- Nr. 9. **Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna. 4., verb. Aufl. VIII, 255 S. mit 516 Abb. im Text u. auf 62 Taf. 1925. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40; Vorzugspreis Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—
- Nr. 10. **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** Von Dr. Georg Wilke. 2., erg. Aufl. VI, 271 S. mit 216 Abb. 1923. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 8.40
- Nr. 11. **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** Von Prof. Dr. Walther Schulz. 2., erg. Aufl. VIII u. 146 S. mit 61 Abb. im Text. 1923. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
- Nr. 12. **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberwalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna. IX, 56 S. mit 17 Taf. und 24 Abb. im Text. 1913. Gr.-8°. Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Curt Kabitsch / Verlag / Leipzig

## Mannus-Bibliothek Fortsetzung:

- Nr. 13. **Aber Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** Von M. M. Lienau. III, 42 S. mit 1 Karte, 30 Taf. u. 5 Abb. im Text. 1914. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 8.40
- Nr. 14. **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material.** Aus dem Nachlaß von M. Schulze. Von Dr. Erich Blume. XIII, 212 Seiten. 1915. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 9.50; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 7.90
- Nr. 15. **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.** Von Prof. Dr. Ernst Wahle. IX, 216 S. mit 2 Karten u. 4 Taf. 1918. Gr. 8°. Einzelpre. Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspr. Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70
- Nr. 16. **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** Von Priv.-Doz. Dr. Martin Jahn. X, 276 S. mit 1 Taf., 2 Karten u. 227 Abb. im Text. 1916. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10
- Nr. 17. **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** Von Dr. Nils Åberg. IV, 60 S. mit 75 Abb. im Text. 1918. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60
- Nr. 18. **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** Von Dr. Józef Kozłowski. I. Teil; XII, 254 S. mit 244 Abb. u. 1 Karte. 1919. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.—; Vorzugspreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—
- Nr. 19. **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** Von Dr. Józef Kozłowski. II. Teil; Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte u. Sachregister. VI, 123 S. 1919. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 8.—; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.90
- Nr. 20. **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz, sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit.** Von Karl Kademacher. 35 S. mit 4 Abb. im Text, 11 Tafeln, 4 Karten. 1920. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 5.—; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 4.40
- Nr. 21. **Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** Von Priv.-Doz. Dr. Martin Jahn. VI, 128 Seiten mit 90 Abb. u. 1 Taf. 1921. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50
- Nr. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie. Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule.** Besorgt von Prof. Dr. Hans Jahne. VIII, 80 S. mit 161 Abb. im Text u. auf 14 Taf. 1922. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.80, geb. Rm. 6.30
- Nr. 23 u. 24. **Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** Von Dr. Georg Girke. VIII, 59, VIII, 129 S. mit 76 Taf., enth. 346 Abb. 1922. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 11.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 9.70
- Nr. 25. **Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253.** Von M. M. Lienau. 32 S. mit 1 S. Abb. u. 1 Stadtplan. 1921. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 26. **Die Indogermanen. Ein Abriss.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kos-  
sinna. I. Das Indogermanische Urvolk. IV, 79 Seiten mit 150 Abb. und  
6 Taf. 1921. Gr. 8°. Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.10

Kann nur noch an Käufer der vollständigen Reihe der Mannus-Bibliothek abgegeben werden. Einzelinteressenten wird als Ersatz Bd. 6 der Sammlung empfohlen.

C u r t K a b i t z s c h / V e r l a g / L e i p z i g

## Mannus-Bibliothek Fortsetzung:

- Nr. 27. **Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** Von Georg Dutschmann. VIII u. 32 S. 1921. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40
- Nr. 28. **Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund.** Von Dr. E. Frischbier. VI, 102 S. mit 1 Abb. i. Text u. 14 Taf. 1922. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50; Vorzugspreis Rm. 3.20, geb. Rm. 4.70
- Nr. 29. **Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** Von Baurat G. Th. Joesch. VI, 43 S. mit 36 Abb. 1922. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 30. **Studien zur mittelalterlichen Keramik.** Von Konrad Strauß. IV, 46 S. mit 37 Abb. im Text u. 4 Taf. 1923. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.50; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 4.—
- Nr. 31. **Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung.** Von Dr. G. Wilke. III, 254 S. mit 278 Abb. 1923. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 6.70, geb. Rm. 8.20; Vorzugspreis Rm. 5.30, geb. Rm. 6.80
- Nr. 32. **Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinziäl-römischen und südrussischen Formen.** Von Prof. Dr. Oscar Almgren. 2., erg. Aufl. XIX, 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10
- Nr. 33. **Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet.** Von Dr. Christoph Albrecht. III, 48 S. mit 52 Abb. im Text u. 3 Taf. 1923. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20
- Nr. 34. **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** Von Dr. Constantin C. Diculescu. V, 64 S. mit 29 Abb. im Text. 1923. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 3.50, geb. Rm. 4.70; Vorzugspreis Rm. 2.80, geb. Rm. 4.—
- Nr. 35. **Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt.** Von Dr. Wolfgang Schulz. XVIII, 289 S. mit 75 Abb. im Text. 1924. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 11.—, geb. Rm. 13.—; Vorzugspreis Rm. 8.80, geb. Rm. 10.80
- Nr. 36. **Die Ringwälle in der früheren preuß. Provinz Posen.** Von Studienrat P. Schumacher. IV, 72 S. mit 40 Abb. im Text u. 1 Karte. 1924. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80
- Nr. 37. **Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Von Dr. Erich Caemmerer. IV, 38 S. mit 129 Abb. im Text. 1924. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40
- Nr. 38. **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** Von Studienrat Albert Krebs. III, 59 S. mit 6 Taf. 1925. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20
- Nr. 39. **Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik.** Von Karl Felix Wolff. IV, 251 S. mit 40 Textabbildungen, 16 Taf. u. 3 Karten. 1927. Gr. 8°. Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50

---

C u r t   K a b i t z   |   V e r l a g   |   L e i p z i g

## Mannus-Bibliothek Fortsetzung:

- Nr. 40. **Fränkisches Mesolithikum.** Die steinzeitliche Besiedlung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Von Carl Gumpert. IV, 121 S. mit 180 Abb. im Text, über 1000 Steinwerkzeuge darstellend. 1927. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 6.—, geb. Km. 7.60, Vorzugspreis Km. 4.80, geb. Km. 6.40
- Nr. 41. **Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Großfromstedt.** Von Dr. G. Eichhorn. VIII, 322 S. mit 722 Abb. im Text. 1927. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 29.—, geb. Km. 31.20; Vorzugspreis Km. 23.20, geb. Km. 25.40
- Nr. 42. **Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen.** Von Dr. Julius Andree. V, 101 Seiten mit 55 Abb. im Text u. 30 Taf. mit Erklärungen. 1928. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 7.50, geb. Km. 9.50; Vorzugspreis Km. 6.—, geb. Km. 8.—
- Nr. 43. **Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland.** Von Dr. Werner Radig, Dresden. VII, 159 S. mit 84 Abbildungen und 2 Karten im Text sowie 8 Tafeln. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 12.—, geb. Km. 14.—; Vorzugspreis Km. 10.20, geb. Km. 12.20
- Nr. 44/45. **Die Bauart der Einzelgräber.** Beitrag zur Kenntnis der älteren individuellen Grabhügelstrukturen in den Niederlanden. Von Dr. Albert Egges van Giffen. 2 Bände. I. Teil: Textband. VIII u. 208 Seiten mit 3 Textabbildungen. 1930. Gr.-8°. 2. Teil: Tafelband. VII Seiten mit 156 Plänen und Abbildungen auf 119 Tafeln. 1930. Gr.-8°. Einzelpreis für beide Bände Km. 36.—, geb. Km. 42.—; Vorzugspreis Km. 30.60, geb. Km. 36.—
- Nr. 46. **Forschungen zur Geschichte des Haushundes.** Die Steinzeitrasen in Nordosteuropa. Von Dr. Otto Friedrich Gandert. VII, 93 Seiten mit 34 Abbildungen im Text. 1930. Einzelpreis Km. 7.—, geb. Km. 9.—; Vorzugspreis Km. 6.—, geb. Km. 8.—
- Nr. 47. **Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit.** Von Nils Åberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. E. A. Meyer. II, 118 Seiten mit 249 Abbildungen im Text. 1931. Einzelpreis Km. 9.75, geb. Km. 11.75; Vorzugspreis Km. 8.30, geb. Km. 10.30.
- Nr. 48. **Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit.** Untersuchungen über ihre Kulturhinterlassenschaft und ihr Siedlungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung brandenburgischer Urnenfriedhöfe. Von Dr. Walter Matthies. VI, 114 Seiten mit 1 graphischen Darstellung und 9 Karten im Text, sowie 138 Abb. auf 27 Tafeln, 1931. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 12.—, geb. Km. 14.—; Vorzugspreis Km. 10.20, geb. Km. 12.20
- Nr. 49. **Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung.** Im Spiegel der Urnenfelder von Dahlhausen, Kubbier und Kyris. Nach den Arbeiten von Paul Quente †, Georg Girke † und Jörg Lechler. Von Dr. Walter Matthies, Beuthen. VIII, 138 Seiten m. 1 Porträt, 408 Abb. a. 70 Taf. 1931. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 21.—, geb. Km. 23.—; Vorzugspreis Km. 17.80, geb. Km. 19.80
- Nr. 50. **Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Chr.** Band I. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna. XII, 367 Seiten mit 422 Abb. im Text und einer Tafel. 1932. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 22.—, geb. Km. 24.—. Vorzugspreis Km. 18.70, geb. Km. 20.70
- Nr. 51. **Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa.** Von Eduard Beninger. V, 132 Seiten mit 50 Abbildungen im Text. 1931. Gr.-8°. Einzelpreis Km. 20.—, geb. Km. 22.—; Vorzugspreis Km. 17.—, geb. Km. 19.—

Der Vorzugspreis wird den Abonnenten der Zeitschrift „Mannus“, der „Mannus-Bibliothek“ oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden gewährt.

Curt Abitzsch / Verlag / Leipzig

